9

C I 9/1 (3)
Landesbibliothek Coburg (70)
022000938678
Landesbibliothek
Coburg

Die verlohren gegangene Fortsetzung und Vollendung des arabischen Originals der berühmten Tausend und Einen Nacht, welche vor kurzen der jetzige Aufseher der orientalischen Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris, Hr. D. Denis Chavis, ein gebohrner Araber, wiederschaffte, ist nunmehr ins Französische übersezt, und von Herrn Cazotte bearbeitet, in Paris erschienen. Ich benachrichtige die Leser der Blauen Bibliothek aller Nationen also hierdurch, daß Sie diese ächte Fortsetzung der Tausend und Einen Nacht, die an blühender Imagination und Reize der Erzählungen und Mährchen vollkommen den schon davon bekannten Theilen gleicht, im fünften und sechsten Bande der Blauen Bibliothek aller Nationen, die im Oktober und December d. J. erscheinen, finden werden.

Der Herausgeber.

LB

Prinzeſsin Frühlingsſchön

H. Lips fec.

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d' Ane m' étoit conté
J' y prendrois un plaisir extrème.

LAFONTAINE.

Dritter Band.

Gotha
in der Ettingerschen Buchhandlung. 1790.

C I 911 (3)

Landesbibliothek
Coburg

Einleitung.

Die Gräfin von Aulnoy, deren Feen-Mährchen ich hier liefere, war eine von den sehr geschäzten Schriftstellerinnen Frankreichs, im Fache der schönen und amüsanten Literatur. Sie machte so zu sagen mit den beyden andern nicht minder berühmten Schriftstellerinnen, der Frau von Mürat und Mademoiselle de la Force, ein Kleeblatt aus, von welchem der Marquis de Paulmy mit Rechte folgendes günstige Urtheil fällt: „Mesdames *d' Aulnoy*, *de Murat* et *Mademoiselle* „*de la Force* ont fait des Contes, ou le merveil„leux semble racheté par la pureté du gout, „par la sagesse des idées, par l' honnêteté des „tableaux,

„tableaux, par une certaine philoſophie des „moeurs qui caractériſe le ſiècle, ou ils ont „été écrits. Il y a deux cent ans que tout cela „n'exiſtoit pas en France; il regnoit au con„traire une crédulite ſotte, une groſſièreté d' „eſprit, qu'on a peine à concevoir aujourdhui.".

Sie war die Tochter eines Edelmanns, Herrn le Jumel de Barneville, aus der Normandie, und an den Grafen François de la Mothe d' Aulnoy verheyrathet. Ihr Gemahl war sehr in die politiſchen Händel unter Ludwig XIV verwickelt, und hätte beynahe, durch die falſche Anklage dreyer Normandiſcher Edelleute, als Verbrecher der beleidigten Majeſtät, den Kopf verlohren. Auch unſre Schriftſtellerin gerieth durch ihre enge Freundſchaft mit der famoſen und ſchönen Madame Ticquet, welche auf dem Greve-Platz enthauptet wurde, indem ſie mit in ihre Unterſuchung gezogen wurde, in Lebensgefahr.

Die Natur hatte der Gräfin von Aulnoy zwey ſehr wichtige Geſchenke mitgetheilt, Schönheit und vielen Geiſt. Beyde unterſtützten einander vortrefflich. Bey der großen Leichtigkeit die ſie beſaß, ſich mit Anmuth auszudrücken, und über Alles zu ſprechen, bey ihrem vortrefflichen

Ge-

Gedächtnisse, welches ihr ihre große Lectüre brauchbar machte, gefiel sie jedermann, und war die angenehmste Gesellschafterin, durch die beständige leichte und geistreiche Unterhaltung, die sie gewährte. Niemand wußte eine Anecdote leichter und passender herbeyzuführen, und sie in den Stoff des Gesprächs einzuweben; niemand erzählte artiger, geschmackvoller und witziger als sie.

Eben dieselbe leichte und angenehme Manier hatte sie auch in Ihren Schriften. Ihre Mährchen und kleinen Erzählungen, gefallen als Spiele ihrer reichen Imagination durch die Naivheit ihres Erzählungs-Tons, so wie durch die Reinheit und *Grazie ihres* Styls, allgemein, und sind für alle Alter und Stände der Leser. Ein kleiner Vorwurf, den man ihr nicht ganz mit Unrechte machen könnte, ist, daß sie in manchen ihrer Feen-Mährchen, bey einigen Gegenständen, ein wenig zu geschwätzig wird, und den Faden zu lang spinnt; ein Fehler, von dem wir sie in gegenwärtiger Uebersetzung, aus Liebe für ihre übrigen Schönheiten, zu reinigen gesucht haben.

Die Frau Gräfin **von Aulnoy** war eine ziemlich fruchtbare Schriftstellerin, denn ausser 3 Bänden Feen-Mährchen, die wir hier liefern, haben

wir auch noch einige Romane von ihr, die Glück bey dem Publico gemacht haben. Folgendes ist das vollständige Verzeichniß ihrer sämtlichen Schriften.

1) Contes des Fées.

2) Voyage en Espagne.

3) Memoires de la Cour d'Espagne.

4) Memoires de la Cour d'Angleterre.

5) Avantures d'Hypolite, Comte de Douglas.

6) Avantures du Comte de Warvick.

7) Avantures du Prince de Carency.

Sie war die Mutter der nicht minder berühmten und geistreichen Frau von Heere, welche den Geist und die Talente ihrer Mutter alle geerbt zu haben schien. Die Gräfin von Aulnoy starb im Jänner 1705 zu Paris, 55 Jahr alt, beweint von den Musen und Grazien, die uns ihr Andenken erhielten.

Feen-

Feen-Mährchen
der
Frau Gräfin von Aulnoy.

I.

Graziose und Percinet.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur eine einzige Tochter hatten. Graziose hieß diese Tochter, weil sie Schönheit, Güte des Herzens und Verstand in einem seltenen Grade *vereinigte*. Sie war ganz die Freude ihrer Mutter. Es vergieng kein Tag, an dem sie nicht ein schönes Kleid von Goldbrocard, Sammt oder Seide geschenkt bekommen hätte. Sie war zum Entzücken, ohne stolz, ohne eitel darauf zu seyn. Ihren Vormittag brachte sie mit gelehrten Leuten zu, die sie in verschiedenen Wissenschaften unterrichteten; den Nachmittag arbeitete sie bey der Königin. Ueberall nennte man sie die glücklichste Prinzeßin von der Welt.

Am Hofe ihrer Eltern befand sich eine sehr reiche alte Jungfer, die Herzogin Grognon; ein

ein durchaus häßliches Geschöpf. Sie hatte feuerrothes Haar; ein breites Gesicht, ganz mit Kupfer bedeckt; von zwey Augen, die sie vor Zeiten gehabt hatte, war ihr nur ein Trief- auge übrig geblieben; ihr Mund war so unge- heuer groß, daß sie alle Welt verschlingen zu wollen schien; da sie aber keine Zähne mehr hatte, so fürchtete man sich nicht vor ihr; da- bey hatte sie vorn und hinten einen Buckel, und war auf beyden Füßen lahm. Ungeheuer die- ser Art beneiden alle schönen Personen. Grog- non haßte Graziosen; und hatte sich vom Hofe entfernt, um nur nichts mehr von ihr zu hö- ren. Sie besaß ein Schloß, das nicht weit davon war: auf dieses begab sie sich. Besuch- te sie nun da jemand, und sagte ihr von der Prinzessin, wie wunderschön sie wäre, so rief sie zornig aus: „das ist erlogen! Liebenswür- dig ist sie gar nicht; in meinem kleinen Finger hab' ich mehr Anmuth, als sie an ihrer gan- zen Person.„

Unterdessen wurde die Königin krank und starb. Graziose wäre fast auch vor Gram über den Verlust einer so guten Mutter nach- gefolgt; der König beklagte seine gute Gemah- lin sehr. Fast ein Jahr verschloß er sich in sei- nem Pallaste, bis endlich die Aerzte wegen sei- ner Gesundheit besorgt, ihm Bewegung und

Zer-

Zerstreuung dringend empfahlen. Er wählte dazu eine vorgeschlagene Jagd; und weil es sehr heiß war, trat er in einem großen Schlosse ab, das auf seinem Wege lag.

Grognon, die Besitzerin dieses Schlosses, erfuhr kaum die Ankunft des Königs, so gieng sie ihm entgegen, und sagte ihm, der kühlste Ort im Schlosse sey, ein großer gewölbter Keller, der sehr reinlich wäre. In diesem bat sie ihn sich zu erfrischen; und der König ließ sich von ihr hinunterführen. Zweyhundert Fässer lagen da neben und über einander: er fragte sie, ob der ganze Vorrath für sie allein wäre? „Ja! sagte sie; *ich mache* mir ein Vergnügen *daraus*, Sie davon kosten zu lassen.„ Hier ist Kanariensekt, Saint-Laurent, Champagner, Hermitage, Rivesalto, Roßoli, Persico; wovon beliebt Ihnen? „Champagner, versetzte der König, möchte doch wohl der beste seyn.„ — Sofort nahm Grognon einen kleinen Hammer und schlug ein Faß an: Toc! Toc! und Louisd'ors rollten zu tausenden aus dem Fasse heraus. ¿„Nu was bedeutet denn das?„ sagte sie lächelnd. Toc! Toc! schlug sie ein anderes Faß an: und siehe da, es quollen lauter Doppel-Louisd'ors heraus. „Unbegreiflich!„ sagte sie, mit noch stärkerm Lächeln. Toc! Toc! an einem dritten Fasse; und es rollten so viel

Perlen und Diamanten aus dem Fasse, daß der Boden ganz damit bedeckt war. „Unbegreiflich!„ rief sie noch einmal; man muß mir meinen guten Wein gestohlen, und diese Armseeligkeiten dafür untergeschoben haben.„ — „¿Armseeligkeiten? sagte der König ganz erstaunt; Armseeligkeiten nennen Sie das Madam? Zehn Königreiche wie Paris könnte man dafür kaufen.„ — Gut! sagte sie, so wissen Sie denn, daß alle diese Fässer mit solchen Schätzen und Edelsteinen angefüllt sind. Ich mache Sie zum Herrn davon, aber Sie müssen mich heyrathen.„ — Gleich morgen!„ antwortete der König, dessen Abgott das Geld war.„ Aber, setzte sie hinzu, noch eine Bedingung! Ueber ihre Tochter verlang' ich die Herrschaft, als ihre Mutter; sie muß ganz von mir abhängen; und Sie müssen mir völlig freye Hand über sie lassen. „Das verspreche ich, erwiederte der König; schlagen sie ein!„ — Sie verliessen nun, Hand in Hand den reichen Keller, und sie übergab ihm den Schlüssel dazu; und hierauf kehrte er in seinen Pallast zurück.

Graziose kam ihm auf den ersten Laut von seiner Stimme entgegen; sie umarmte ihn, und fragte ihn, ob er einen guten Fang gemacht hätte. — „Eine lebendige Taube!„

gab

gab er zur Antwort. „O die schenken Sie mir! sagte Graziose; ich will sie aufziehen. Das kann ich nicht, fuhr er fort; ich muß mich nur deutlicher erklären. Ich habe auf der Jagd die Herzogin Grognon angetroffen, und sie zur Gemahlin gewählt. — Himmel! rufte Graziose aus; kann man die eine Taube nennen? eher eine Nachteule ist sie.“ — Schweig! sagte der König ganz böse; ich verlange, du sollst sie ehren und lieben wie deine Mutter. Geh! geschwind, und putze dich; noch heute geh' ich wieder zu ihr.“

Graziose war eine gehorsame Tochter; sie gieng auf ihr Zimmer um sich zu kleiden. Ihre Amme sah ihr den unterdrückten Kummer in den Augen. — „Was fehlt Ihnen, sagte sie zu ihr; Sie weinen?“ — „Ach! versetzte Graziose, soll ich das nicht? Der König will mir eine Stiefmutter geben; und, was noch schlimmer ist, meine grausamste Feindin, die Grognon. Wie soll ich sie in diesen Betten sehen, die meine Mutter mit eigenen Händen so zart gestickt hat? Wie kann ich freundlich gegen eine Unholdin seyn, die mich gern ermorden möchte? — Liebes Kind! versetzte die Amme, Ihr Geist muß Sie eben so erheben, wie Ihre Geburt. Prinzessinnen wie Sie müssen edlere Beyspiele geben, als andere.

Und giebt es wohl ein edleres Beyspiel als Gehorsam gegen den Vater, und Selbstüberwindung um ihm gefällig zu seyn? Versprechen Sie mir also, sich Ihren Kummer gegen die Grognon nicht merken zu lassen. „Graziose konnte sich anfangs nicht dazu entschliessen; allein die einsichtsvolle Amme legte ihr so viele Gründe vor, daß sie sich endlich anheischig machte, ihren Verdruß zu unterdrücken, und gegen ihre Stiefmutter freundlich zu seyn.

Sie zog sogleich ein grünes Kleid, mit Gold-Grunde an, ließ ihre blonden Haare auf die Schultern fliegen, daß der Wind damit spielen konnte, wie es damals Mode war; und auf den Kopf setzte sie einen leichten Kranz von Rosen und Schasmin, wovon die Blätter lauter Smaragden waren. Die Mutter der Liebesgötter, wäre minder schön gewesen, als sie war: aber Traurigkeit, die sie nicht überwältigen konnte, drang dennoch unter aller Verschönerung in jeder ihrer Mienen durch.

Grognon war unterdessen mit ihrem Putze nicht wenig beschäftigt. Sie ließ sich einen Schuh machen der eine halbe Elle höher als der andere war, damit es das Ansehen haben sollte, als hinkte sie weniger; eine ausgestopfte Schnür-

Schnürbrust sollte ihren Buckel verbergen; sie setzte sich ein Glasauge ein, so gut sie's nur finden konnte; sie legte Weiß auf, und ihr rothes Haar färbte sie schwarz; ihr Anzug war eine Robe von amarantfarbenen Atlas, blau gefüttert, und einen gelben Rock mit violetfarbenem Bande. Weil die Königinnen von Spanien ihren Einzug zu Pferde zu halten pflegten, wollte sie den ihrigen eben so halten.

Unterdessen daß der König seine Befehle gab, und Graziose auf den Augenblick wartete, wo sie der Grognon entgegen gehen sollte, gieng sie noch ganz allein in den Garten, wo sie sich in einem *kleinen* düstern Hölzchen ins Grüne niederließ. „Endlich, sagte sie, doch in Freyheit! endlich kann ich doch weinen, ohne daß es mir jemand verwehrt!„ Mit diesen Worten überließ sie sich ganz ihrem Schmerze und ihren Thränen; ein Zustand, in dem sie die Rückkehr in den Pallast ganz vergaß. So fand sie ein Page, der in grünen Atlas gekleidet, mit weißen Federn auf dem niedlichsten Köpfchen von der Welt, ihr mit einer Kniebeugung ankündigte, der König erwarte sie. Verwunderungsvoll sah sie den schönen, lieblichen jungen Pagen; sie kannte ihn nicht, sie glaubte, er sey vom Gefolge der Grognon. — „Seit wann, sagte sie zu ihm, sind Sie denn

unter die königlichen Pagen, aufgenommen?„ — Ich bin nicht beym Könige, war seine Antwort, sondern Ihnen gehör' ich an, Ihnen allein.„ „Mir! erwiederte sie ganz erstaunt, und ich kenne Sie nicht!„ — „Ha! versetzt' er, ich hab' es noch nicht gewagt, mich zu erkennen zu geben: aber das Unglück, das Ihnen durch die Vermählung des Königs droht, macht es mir zur Pflicht, früher zu reden als ich es willens war. Zeit und Diensteifer sollten Ihnen von der Leidenschaft.... „¡Ein Page! unterbrach ihn die Prinzessin, ein Page untersteht sich mir von Leidenschaft zu sagen! Das fehlte noch zu meinem Unglück!„ — Erschrecken Sie nicht! erwiederte er zärtlich und ehrerbietig; ich bin Percinet, ein Prinz, der durch Reichthum und Wissenschaft bekannt genug ist, um Ihnen nicht ungleich gegen Sie zu erscheinen. Nichts erhebt Sie über mich, als Schönheit und Vorzüge der Seele. Schon lange lieb' ich Sie: und oft bin ich da wo Sie sind, ohne daß Sie mich sehen. Die Feenkunst, die mir bey der Geburt zu Theil ward, hat mir das Vergnügen, Sie zu sehen oft verschaft. Heute werde ich unter dieser Gestalt Sie überall begleiten, und ich hoffe, Ihnen nicht ganz unnütz zu seyn. „So wie er sprach, betrachtete ihn die Prinzessin mit einer Verwunderung, von der sie sich nicht wieder erhohlen

konn-

konnte." Also Sie sind es, sagte Graziose, Sie, schöner Percinet, den ich so sehr zu sehen gewünscht habe, von dem man so wunderbare Dinge erzählt. O wie freut es mich, daß Sie mein Freund seyn wollen! Nun fürcht' ich die böse Grognon nicht mehr, weil Sie mein Beschützer sind. Sie sagten sich nur noch einige Worte, dann kehrte Graziose in den Pallast zurück. Hier fand sie ein völlig angeschirrtes Roß, das Percinet in den Stall hatte bringen laßen, und das man für sie bestimmt zu seyn glaubte. Sie bestieg das Roß; weil es aber ein muthiger Springer war, so faßt' es der Page beym Zügel und führt' es; wobey er sich *alle Augenblicke* nach seiner schönen Gebieterin umsahe.

Das Pferd, das man der Grognon brachte, war gegen Graziosens edles Roß eine wahre Mähre; die Decke des letztern schimmerte so von Edelsteinen, daß jenes gar nicht in Betrachtung kam. Der König, der an andere Dinge dachte, gab darauf nicht Acht: die Herren vom Hofe aber hatten nur Augen für die Prinzessin und für den grünen Pagen.

Man fand die Grognon unterwegs, in einer offenen Kalesche, häßlicher und plumper als die gemeinste Bäuerin. Der König und

die Prinzessin umarmten sie. Man führte ihr das Pferd vor, das sie reiten sollte: aber indem fiel ihr Graziosens Roß in die Augen. „Wie? rief sie aus, das Mädchen soll ein schöneres Pferd haben als ich! Lieber wollt' ich niemals Königin werden: lieber geh' ich wieder auf mein reiches Schloß, als daß ich mir das gefallen lasse! „Sogleich befahl der König, die Prinzessin sollte absteigen, und die Grognon bitten, sie möchte ihr die Ehre erzeigen, ihr Roß anzunehmen. Graziose gehorchte ohne Widerrede. Grognon würdigte sie keines Danks, nicht einmal eines Blicks. Sie ließ sich auf das schöne Roß hinaufwinden, auf dem sie sich ausnahm wie ein Päcktchen schmuziger Wäsche. Acht Herren hielten sie, daß sie nicht herunter fallen sollte. Noch immer war sie nicht zufrieden, noch immer murmelte sie Drohungen zwischen den Zähnen. Man fragte sie, was sie denn verlangte. — „Was ich verlange! sagte sie; ich bin Gebieterin; der grüne Page soll mir den Zügel halten, wie er ihn Graziosen gehalten hat.„ Der König befahl dem grünen Pagen, das Pferd der Königin zu führen. Percinet blickte die Prinzessin an, sie ihn, ohne ein stummes Wörtchen zu sagen: er gehorchte. Nun gieng der Zug des ganzen Hofs unter einem gewaltigen Getöse von Pauken und Trompeten fort. Grognon schwebte

in Entzücken: mit ihrer Stumpfnase und ihrem Schiefmaule hätte sie nicht mit Graziosen getauscht.

Doch eben da man am wenigsten daran dachte, begann das schöne Roß zu springen, zu schlagen, zu rennen, daß niemand es aufhalten konnte. Grognon klammerte sich am Sattelknopfe, an den Mähnen aus allen Kräften an: sie schrie jämmerlich; endlich fiel sie, und blieb mit dem einen Fuße im Steigbügel hängen. Das Roß schleifte sie noch weit fort, über Stock und Stein, durch Dornen und Koth, wo sie fast begraben liegen blieb. Da alles ihr nacheilte, so *hatte* man sie bald eingehohlt. Man fand sie ganz zerschunden; sie *hatte* vier bis fünf Löcher im Kopfe, und einen Arm gebrochen: so jämmerlich ist wohl noch keine Braut in der Welt zugerichtet worden.

Der König war untröstlich. Man rafte sie auf, wie ein zerbrochenes Glas: hier lag ihre Haube, dort ihre Pantoffeln. Sie wurde nach der Stadt gebracht, und ins Bette gelegt: die besten Wundärzte mußten kommen. So elend sie war, so tobte sie doch. „Sicherlich, schnaubte sie, ist das ein Streich von Graziosen! Gewiß, sie hat das schöne, böse Pferd nur deswegen genommen, damit ich es

mir

mir wünschen sollte, und damit es mich abwürfe. Der König schaffe mir Genugthuung, oder ich gehe auf mein reiches Schloß, und er sieht mich niemals wieder. „Man sagte dem König, wie aufgebracht seine Grognon wäre. Eigennutz war seine herrschende Leidenschaft: die vielen Fässer mit Gold und Diamanten zu verlieren, dieser Gedanke machte ihn schaudern, hätte ihn zu allem vermogt. Er lief eilig zu seiner beschmuzten Kranken, warf sich ihr zu Füßen, schwur ihr, Graziose sollte ganz in ihrer Gewalt seyn, sie möchte selbst ihre Bestrafung vorschreiben. Mit dieser Versicherung, sagte sie, sey sie zufrieden; sie wolle sie rufen lassen.

Graziose wurde blaß, als man ihr sagte, sie sollte zur Grognon kommen; sie zitterte; sie konnte leicht vorhersehen, daß sie keinen freundlichen Empfang finden würde. Sie sah überall umher, ob Percinet nicht erschiene; Percinet erschien nicht: traurig schlich sie also zur Grognon. Kaum war sie zu ihr ins Zimmer getreten, so wurde die Thüre hinter ihr zugemacht, und vier Weiber, oder vier Furien, packten sie an, rissen ihr die schönen Kleider vom Leibe, schonten sogar ihres Hemdes nicht. Die Weisse ihrer Haut blendete die Megären: sie machten die Augen zu, als hätten sie lange

auf

auf Schnee gesehen. „Frisch! frisch! rief Grognon aus ihrem Bette heraus; geschunden soll sie werden; nicht ein Stückchen soll sie von der Haut behalten, die sie so weiß, so schön findet!„

In jeder andern Verlegenheit hätte Graziose den schönen Percinet herbeygewünscht: nur jetzt konnte sie ihn nicht zum Beystand verlangen; sie bereitete sich also, wie ein Lämmchen, zum Dulden. Jede der vier Furien hatte eine fürchterliche Ruthe in der Hand, und noch dazu große Besen, um den Abgang der verbrauchten zu ersetzen. Sie hauten damit ohne Schonung: und dennoch rief Grognon bey jedem Streiche: „stärker! stärker! ihr meynt es zu gut.„

Sollte man nicht glauben, die arme Graziose müßte vom Kopf bis zu den Füßen zerschunden worden seyn? Und doch geschah es nicht: der galante Percinet hatte die Augen der Weiber bezaubert; sie glaubten, sie hätten Ruthen in der Hand, und es waren vielfarbichte Federn. So bald sie anfiengen, und Graziose die Federn sah, verlor sich ihre Angst, und sie sagte ganz leise: „Percinet! Sie stehen mir auf eine sehr edle Art bey! Ohne Sie, was wär aus mir geworden? „Die vier Wei-

ber

der peitschten unterdessen so lange, bis sie die Arme nicht mehr rühren konnten. Sie wickelten sie darauf in ihre Kleider ein, und warfen sie, unter tausend Schmähungen, aus dem Zimmer.

Graziose schlich nach dem ihrigen, unter dem Schein, als wäre sie ganz erschöpft, legte sich zu Bette, und befahl, daß niemand bey ihr bleiben sollte, als ihre Amme; dieser erzählte sie ihr Abentheuer. Unter dem Erzählen schlummerte sie ein; und die Amme entfernte sich. Beym Erwachen sah sie den grünen Pagen, der in ehrerbietiger Entfernung vor ihr in einem Winkel stand. Nie, sagte sie zu ihm, würde sie vergessen, wie viel sie ihm zu danken hätte; nie möcht' er sie der Wuth ihrer Feindin überlassen; aber entfernen sollt' er sich dennoch; sie hätte immer gehört, ein Mädchen dürfte nicht mit einem jungen Menschen allein bleiben. Der grüne Page versetzte: sie sähe wohl, wie ehrerbietig er sich betrüge; indessen sie sey seine Gebieterin, und ihr müsse er gehorchen, sollt' es auch sein Vergnügen kosten. Mit diesen Worten entfernte er sich; nur hinterließ er ihr den Rath, sich so zu stellen, als ob sie von der abscheulichen Mißhandlung krank geworden sey.

Graziosen in einem solchen Zustande zu wissen, war für die Grognon eine solche Freude, daß sie davon um die Hälfte früher genas, als es ausserdem würde geschehen seyn. Die Vermählung wurde mit großer Pracht vollzogen. Da aber der König wußte, daß Grognon nichts sehnlicher wünschte, als für schön gepriesen zu werden, so ließ er sie mahlen, und ordnete ein Turnier an, wo sechs der geübtesten Ritter am Hofe gegen männiglich behaupten sollten, Königin Grognon sey die schönste Prinzessin auf der Welt. Es erschienen viele Ritter aus der Fremde, um das Gegentheil zu verfechten. Ueberall war das Ungeheuer zugegen auf einem großen mit Goldstoffe behangenen Balkon, und lezte sich an dem Anblicke, daß ihre geschickten Ritter ihre schlechte Sache aufs beste vertheidigten. Hinter ihr stand Graziose, und auf sie sahe jeder Blick: aber Grognon thöricht genug, glaubte doch, man hätte Augen nur für sie.

Beynahe war niemand mehr, der Grognon den Vorzug der Schönheit streitig gemacht hätte, als ein junger Ritter erschien, der ein Portrait in einer diamantenen Kapsel trug. Dieser junge Ritter behauptete, Grognon sey das häßlichste Weib, und das Original seines Porträts das schönste Mädchen. Zugleich nahm

er den Kampf mit sechs Rittern auf, und streckte sie alle zu Boden; sechs andere traten dagegen auf, und so vier und zwanzig nach einander; er streckte sie alle zu Boden. Jezt öfnete er seine Kapsel, und sagte, um sie zu trösten, wolle er ihnen das schöne Porträt zeigen: und jedermann erkannte darinn Graziosen. Er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und entfernte sich, ohne seinen Namen anzugeben: aber in ihrem Sinne war es gewiß niemand anders als Percinet.

Grognon wäre vor Aerger fast erstickt: der Hals schwoll ihr auf; sie konnte kein Wort vorbringen. Nur ein Zeichen konnte sie geben, daß sie's auf Graziosen absähe, und als sie wieder reden konnte, erhub sie einen fürchterlichen Lärmen. „¡Mir, krähte sie, mir den Ruhm der Schönheit streitig machen zu wollen! meine Ritter so zu beschimpfen! Nein! das leid' ich nicht. Rächen muß ich mich, oder nicht mehr leben!„ — Ich versichere Sie, betheuerte die Prinzessin, daß ich an dem ganzen Vorfalle keinen Antheil habe; ich erbiete mich, mit meinem Blute die Versicherung zu schreiben, daß Sie die schönste Dame auf der Welt sind, und ich ein Ungeheuer von Häßlichkeit bin. — „Sie spotten, mein Püppchen, erwiederte Grognon; aber in kurzem kömmt die Reihe an mich,

mich.„ — Es wurde dem König gemeldet, wie aufgebracht seine Frau, und in welcher Todesangst seine Tochter sey; daß diese ihn flehentlich bäte, sich ihrer anzunehmen, weil tausend Martern ihr drohten, wenn er sie der Königin preisgäbe. Doch der König blieb unbewegt: seine ganze Antwort war: er habe sie ihrer Stiefmutter ohne Einschränkung überlassen.

Die tückische Grognon wartete ungeduldig auf die Nacht. Kaum war es dunkel, so ließ sie ihre leichte Chaise anspannen, Graziose mußte sich mit ihr einsetzen, und fort gieng es nun, unter *einer starken* Bedeckung, hundert Stunden weit, in einen großen Wald, in den sich keine Seele wagte, weil er mit Löwen, Bären, Tygern und Wölfen angefüllt war. Mitten in diesem Walde, mußte Graziose absteigen, und hier ließ man sie allein: all ihr Bitten um Mitleid war vergebens. „Nicht um mein Leben bitt' ich, sagte sie, sondern nur um schnellen Tod!„ Sie sprach aber zu tauben Ohren: niemand würdigte sie einer Antwort: man eilte schnell von ihr hinweg, und ließ sie hier allein.

Ziemlich lange wanderte die arme Prinzessin umher, ohne zu wissen wohin. Bald

stieß sie sich an einen Baum, bald verwickelte sie sich im Gebüsche und fiel. Endlich sunk sie, von Kummer und Angst gebeugt, zu Boden, ohne Kraft sich wieder aufzurichten. „Percinet! rief sie zuweilen, „Percinet! wo bist du? Könnte mich Percinet verlassen?„ Noch sprach sie kaum das letzte Wort, als sie auf einmal das erstaunlichste, das schönste Schauspiel überraschte. Dieß war eine prachtvolle Erleuchtung. Kein Baum war im Walde, der nicht mit mehrern Kronleuchtern und mit brennenden Kerzen wäre behangen gewesen; und am äussersten Ende einer Allee stand ein Pallast von Krystall, schimmernd wie Sonnenglanz. Sie fieng nun an zu glauben, daß an diesem neuen Zauberspiele Percinet wieder Antheil haben müsse, und ihr Herz schlug von Freude und Furcht. „Ich bin allein, sagte sie; er ist jung, schön, verliebt; mein Leben ist sein Geschenk: ach! zu viel! ich muß ihm ausweichen: besser todt, als Liebe zu ihm! „Mit diesem Entschlusse stand sie auf, so schwach und müde sie auch war; und, ohne sich nach dem schönen Schlosse umzusehen, wanderte sie nach einer andern Richtung, so bestürzt, so verworren, in einem solchen Gewirre von Gedanken, daß sie nicht wußte was sie that.

In dieser Seelenverfassung hörte sie ein Geräusch hinter sich: sie bebte weil sie glaubte, es sey ein reissendes Thier. Zitternd blickte sie hinter sich, und sahe — den Prinzen Percinet, schön wie man den Gott der Liebe mahlt. „¿Sie fliehen vor mir, sagt' er, Sie fürchten sich Prinzessin, wenn ich Sie anbete? Wissen Sie eben so wenig, wie ehrwürdig Sie mir sind, daß Sie mir Unehrerbietigkeit gegen Sie zutrauen? Kommen Sie, kommen Sie mit Zuversicht in diesen Feenpallast. Ich will ihn nicht betreten, wenn Sie es mir untersagen. Sie finden da meine Mutter und meine Schwestern, denen Sie, nach meiner Schilderung, schon lieb geworden sind.„ Graziose, von dem verbindlichen, ehrfurchtsvollen Benehmen ihres jungen Freundes bezaubert, konnt' es ihm nicht versagen, mit ihm in einen kleinen gemahlten und vergoldeten Schlitten zu steigen, den zween Hirsche mit Wunderschnelligkeit zogen. In wenigen Minuten durchrauschten sie verschiedene Gegenden des Waldes, der ihr sehr gefiel. Hellung herrschte überall: Schäfer und Schäferinnen, in leichten Gewändern, tanzten nach Flöten und Schalmeyen. Dort, am Rande von Quellen, sassen junge Landleute mit ihren Mädchen, und aßen und scherzten. „Ich meynte, sagte Graziose, dieser Wald sey unbewohnt: aber ich

sehe wohl, er hat Bewohner, und ganz fröhliche.„ Seitdem sie hier sind, erwiederte Percinet, herrscht in dieser düstern Einöde nichts als Freude und Vergnügen: die Grazien begleiten Sie; unter Ihren Füßen blühen Blumen auf. Graziose wagte keine Antwort: sie bat blos den Prinzen, sie zu seiner Mutter zu bringen.

„Nach dem Pallaste!„ sagt' er zu seinen Hirschen. Eine liebliche Musik tönte bey ihrer Ankunft: die Königin und ihre Töchter beydes holde Mädchen, kamen ihr entgegen, umarmten sie, führten sie in einen großen Saal, dessen Mauern aus Krystall bestanden. Hier sahe sie, mit nicht geringem Erstaunen ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag, bis auf ihre Spatzierfarth mit dem Prinzen in Schlitten, eingegraben. Alles war ein vollendetes Werk der Kunst: Phidias und alle Künstler Griechenlands wären nicht damit zu vergleichen gewesen. „Sie haben hier, sagte Graziose zum Prinzen, sehr fleissige Arbeiter: ich thue keinen Schritt, ich mache keine Bewegung, so steht alles hier eingegraben.„ — „Weil ich nichts von dem verlieren will, was sich auf Sie bezieht, war seine Antwort: sonst bin ich nirgends glücklich, nirgends zufrieden.„ Sie schwieg: und dankte nur der Königin für den liebreichen Empfang.

Ein

Ein herrliches Mahl wurde aufgetragen, und Graziose ließ es sich recht gut schmecken: denn Percinet war freylich etwas anders, als die Bären und Löwen im Walde. So müde sie auch war, so folgte sie ihm doch in einen prächtigen Saal zu der Vorstellung einer Oper. Das Sůjet derselben war die Liebschaft zwischen Amor und Psyche, mit Tänzen und Liedern untermischt. Ein junger Schäfer sang:

Dich liebt hier Einer, Graziose!
So warm liebt selbst der Gott der Liebe nicht.
Dich ruft der Ruf, der zu den Herzen spricht,
Verschmäh ihn nicht, o Graziose!
Den Löwen hörtest du im Walde brüllen,
Den Tyger hörtest du den Wald mit Schrecken füllen
Sie fühlen Liebe — Graziose nicht!

Sie erröthete, ihren Namen so vor der Königin und den Prinzessinnen genennt zu hören, und sagte zum Prinzen, es wäre ihr nicht ganz angenehm, daß ihr Geheimniß entschleyert sey. Wer lieben will, sagte sie,

Wer lieben will, muß schweigen können:
Die Liebe heischt Verschwiegenheit.
Verläumdung lauscht auf Zärtlichkeit;
Der Neider lauscht sie mißzugönnen.
Darum wer liebt, muß schweigen können;
Denn Liebe heischt Verschwiegenheit.

Er bat sie um Verzeihung: die Oper gieng zu Ende, und die Königin ließ sie durch die beyden Prinzessinnen auf ihr Zimmer führen. In diesem Zimmer vereinigte sich Pracht mit Geschmack. Vier und zwanzig Mädchen als Nymphen gekleidet, keine über achtzehn Jahr alt, und jede ein Wunder an Schönheit, bedienten sie. Eine reizende Musik sollte sie in Schlummer wiegen: allein sie war so bewegt, daß sie kein Auge schließen konnte. „Alles ist Zauber, was ich sah! sagte sie zu sich selbst. Percinet ist so schön, und so schlau, und so furchtbar! Ich kann nicht bald genug von hier entfliehen.„ Viel kostete sie der Entschluß: diesen Pallast zu verlassen, und sich einer Grognon zu überliefern, welch ein Unterschied!

Als sie aufgestanden war, fand sie Roben von allen möglichen Farben, Steingarnituren von allen Arten, Spitzen, Bänder, Handschuhe, seidene Strümpfe, alles im besten Geschmacke. So gut war sie noch nie gekleidet worden, und so schön war sie noch nie gewesen. Percinet erschien, in Goldstoff und grün gekleidet; denn grün war seine Farbe, weil Graziose sie liebte. Noch nie war ein Jüngling so männlich schön und liebenswürdig als Percinet. Graziose sagte zu ihm, sie habe nicht

schlafen können; die Erinnerung ihrer Leiden quäle sie, und sie scheue ängstlich die Folgen. „¿Was kann Sie hier beunruhigen? war seine Antwort; hier sind Sie angebetete Gebieterin; und Sie wollten mich verlassen, um sich ihrer grausamsten Feindin in die Arme zu werfen?„ „Stünde mein Schicksal in meiner Hand, versetzte sie, so nähm' ich Ihren Antrag an: allein ich bin meinem Vater Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig; und lieber will ich leiden, als meine Pflicht verletzen.„ Percinet bot seine ganze Beredsamkeit auf, um ihre Hand zu erlangen, allein sie war nicht zu bewegen. Fast wider ihren Willen hielt er sie acht Tage auf, da er sie durch immer neue Vergnügungen zu zerstreuen suchte.

Oefters sagte sie zu ihm, sie mögte nur wissen, was am Hofe ihres Vaters vorgienge, und welche Wendung die Grognon ihrem Verfahren gegen sie gegeben hätte. Percinet sagte darauf, er wollte sich durch einen Knappen, einen klugen Mann, darnach erkundigen lassen. Sie versezte: sie sey vollkommen versichert, daß er keines Kundschafters bedürfte, um von allem unterrichtet zu seyn; und so könnte er es ihr selbst sagen. „So kommen Sie dann mit, sagt' er, in den großen Thurm, und Sie sollen es selbst sehen.„ Er führte sie

nun ganz auf die Zinne eines sehr hohen Thurms; hier, sagte er, solle sie ihren Fuß auf den seinigen setzen, ihren kleinen Finger in den Mund nehmen, und in dieser Stellung nach der Stadt hinblicken. Da sahe sie nun, daß Grognon bey ihrem Vater war, und zu ihm sagte: „das elende Mädchen hat sich im Keller erhenkt; ich habe sie gesehen; es ist ein scheußlicher Anblick. Sie müssen sie bald begraben lassen, und sie vergessen; es ist kein großer Verlust.„ Der König weinte würklich um sie: Grognon aber kehrte ihm den Rücken zu. Sie ließ eine Puppe ins Leichentuch verhüllt in den Sarg legen, und der König befahl, ein feyerliches, prächtiges Leichenbegängniß zu veranstalten. Jedermann folgte dem Leichenzuge, unter Thränen und Verwünschungen gegen die Stiefmutter, die sie als die Mörderin verabscheuten. Es wurde Landtrauer angelegt: Graziose hörte, wie sehr man sie bedauerte, wie man ganz leise sagte: „Schade, daß ein so schönes, liebes, junges Mädchen das Opfer eines solchen Geschöpfs geworden ist, das man zerhacken sollte:„ der König konnte weder essen, noch trinken; er weinte von ganzem Herzen.

„Ach! sagte Graziose, als sie ihren Vater so bekümmert sahe, ich kann es nicht aushalten,

halten, daß mein Vater mich noch länger als todt beweine! Wenn Sie mich lieb haben, Percinet, so bringen Sie mich zu ihm zurück.„ — „Graziose, sagt' er dagegen, Sie werden mehr als einmal den Feenpallast vermissen: mich wohl nicht; denn gegen mich sind Sie härter als selbst die Grognon gegen Sie ist.„ Umsonst waren alle Vorstellungen; sie bestand darauf, sie wolle zurück. Er setzte sie endlich wieder in den Schlitten, und sich zu ihr, und die Hirsche fiengen an zu laufen. Beym Abfahren hörte sie hinter sich ein großes Getöse: sie blickte zurück; der ganze Pallast stürzte in Trümmern zusammen. „Wie! rief sie aus; verschwunden ist der Pallast!„ — „Ja! sagte Percinet, mein Pallast ist künftig bey den Todten; Sie werden ihn nicht eher wieder betreten, als wenn Sie werden begraben worden seyn.„ — „¿Sie zürnen, erwiederte Graziose; aber, sagen Sie selbst, bin ich nicht im Grunde mehr zu beklagen als Sie?„

Bey ihrer Ankunft machte Percinet die Prinzessin, sich selbst, und den Schlitten unsichtbar. Graziose gieng allein zu ihrem Vater, und warf sich ihm zu Füßen. Er erschrack, wie vor einer Erscheinung, und wollte fliehn: sie hielt ihn zurück, und versicherte ihn, sie

sey nicht todt; die Grognon habe sie in den öden Wald schleppen lassen; dort sey sie auf einen Baum geklettert, und habe sich von dessen Früchten genährt; an ihrer Stelle sey eine Pupp eingescharrt worden; jetzt bäte sie ihn um die einzige Gnade, sie auf ein Schloß zu schicken, wo sie der Wuth ihrer Stiefmutter nicht wieder ausgesetzt sey.

Um gewiß zu werden ob sie auch die Wahrheit sage, ließ der König die Puppe wieder ausgraben; und Grognons Bosheit zeigte sich ihm zu seinem großen Erstaunen. Jeder andere König hätte eine solche Bosheit auf gleiche Art bestraft; allein er war ein schwacher Mann, der nicht Muth genug hatte gerecht zu seyn. Er ließ seine Tochter mit sich essen und begegnete ihr sehr liebreich. Kaum erfuhr Grognon die Zurükkunft der Prinzessin, und daß sie mit ihrem Vater äße, so wurde sie wie wüthend. Keinen Augenblick, sagte sie zum Könige, dürft' er sich bedenken, diese Spitzbübin zu entfernen, oder sie ihr zu überlassen, denn es sey gar nicht die Prinzessin Graziose; Aehnlichkeit hätte sie zwar mit ihr, aber die wirkliche Graziose hätte sich erhenkt, sie hätte das mit eigenen Augen gesehen; und wollt' er dieser Betrügerin glauben, so verriethe das Mangel an Achtung und Vertrauen gegen sei-

ne Königin. Ohn' ein Wort zu sagen, überließ ihr also der König die unglückliche Prinzessin, indem er glaubte, oder sich zu glauben stellte, es sey seine Tochter nicht.

Voll hämischer Freude schleppte Grognon, mit Hülfe ihrer Weiber, die arme Prinzessin, in ein Gewölbe, und ließ sie da entkleiden. Statt ihrer prächtigen Kleider gab man ihr einen elenden Kittel von grober Leinwand, hölzerne Schuhe, und eine Kappe von groben Tuche auf den Kopf. Kaum ließ man ihr ein wenig Stroh zum Lager, und ein wenig verschimmeltes Brod.

In dieser Noth hub sie an bitterlich zu weinen, und die Entfernung vom Feenpallaste zu bedauern. Indessen wagte sie doch nicht, Percinet zum Beystande zu rufen; sie fand, daß sie ihn zu hart behandelt habe; sie konnte sichs nicht versprechen, daß er sie noch genug lieben würde, um ihr zu Hülfe zu kommen. Gleichwohl hatte die Grognon eine Fee zu Unterstützung genommen, die fast eine zweyte Grognon war. „Ich habe hier, sagte sie zur Fee, eine kleine Spitzbübin, die mir Verdruß macht. Ich will sie zwar am Leben lassen, aber ich will ihr immer gewisse Arbeiten aufgeben, die sie nicht zu Stande kann bringen; und so

kann

kann ich sie immer halbtodt schlagen lassen, ohne daß sie darüber muchsen darf: helfen Sie mir, alle Tage eine neue Marter für sie ausdenken." Die Fee versprach darüber nachzusinnen; morgen, sagte sie, wolle sie wiederkommen. Sie kam auch; und brachte ein Knäuel Garn mit, das so dick wie vier Personen und so zart war, daß der Faden vom leisesten Hauche zerfuhr, und dabey so verworren, daß sich weder Anfang noch Ende finden ließ. Höchlich erfreut sagte Grognon zu ihrer schönen Gefangenen: "nun, schöne Jungfer, machen Sie sich gefaßt, diesen Knäuel mit ihren niedlichen Pfötchen abzuwickeln: aber merken Sie dabey, wenn nur ein Fädchen zerreißt, so geht's ans Leben; ich selbst lege Hand an. Sie können anfangen, wenn Sie wollen: aber ehe die Sonne untergeht, müssen Sie fertig damit seyn." Hiermit verschloß sie die Thüre mit drey Schlössern.

Kaum war Graziose allein, so nahm sie das große Knäuel, besahe, und drehte und drehte ihn wieder von allen Seiten, zerriß tausend Fäden für einen. Bestürzt gab sie endlich den Gedanken es abzuwickeln ganz auf, und warf es ungeduldig auf den Boden. "Fort mit dir! unglückliches Knäuel rief sie schmerzhaft aus, du bist die Ursache meines

Todes.

Todes. Ach! Percinet! hat dich meine Strenge nicht ermüdet, so erscheine, nicht um mir zu helfen, sondern wenigstens zum Empfange des lezten Lebewohls! „Und damit ergossen sich ihre Thränen so gewaltsam und bitter, daß jeder andere, geschweige denn ein Liebhaber gerührt worden wäre. Percinet öfnete die Thüre mit eben der Leichtigkeit, als ob er den Schlüssel dazu gehabt hätte. „Hier bin ich! rief er ihr zu, immer zu ihrem Dienste bereit; ich bin nicht fähig, Sie zu verlassen, so wenig Sie auch meine Liebe belohnen.„ Drey Schläge mit seinem Zauberstabe fügten alle Fäden des Knäuels zusammen, und zween ähnliche Schläge wickelten sie los. „¿Wünschen Sie noch etwas von mir? sagt' er; wollen Sie immer nur mich zum Beystande anrufen, nur mich„— „Keine Vorwürfe! schöner Percinet, erwiederte sie; ich bin ohnedieß schon unglücklich genug.„ — Und doch, versetzte er, beruht es nur auf Ihnen, so sind Sie von der Tyranney befreyt: kommen Sie mit, und wir sind beyde glücklich. ¿Was fürchten Sie?„ — „Daß Sie mich nicht genug lieben; die Zeit soll mir Ihre Liebe bestätigen.„— Beleidigt von ihrer Zweifelsucht, verließ sie Percinet, und verschwand.

Die Sonne neigte sich zum Untergange; mit tausend Ungeduld wartete Grognon darauf; oder vielmehr, sie kam ihr noch zuvor. Mit ihren Furien, die sie überall begleiteten, machtesie hastig die drey Schlösser auf. „Was gilt's sagte sie, die schöne Müssiggängerin hat nichts gethan! Geschlafen wird sie lieber haben, um einen frischen Teint zu behalten.„ Doch nun zeigte ihr Graziose das Knäuel, das rein abgewickelt war. Grognon wußte nichts dabey zu erinnern, als daß sie es beschmuzt hätte, daß sie nichts auf Reinlichkeit hielte, und gab ihr deswegen ein Paar Ohrfeigen, daß ihre weiß und rothe Wangen blau und gelb davon wurden. Graziose litt geduldig was sie nicht verhindern konnte. Sie wurde wieder in das Gewölbe gesperrt, und noch enger als vorher bewacht.

Verdrüßlich daß es mit dem Knäuel nicht gelungen war, überhäufte Grognon die Fee mit Vorwürfen. „Denken Sie etwas schwereres aus, sagte sie zu ihr, das sie gar nicht zu Stande bringen kann.„ Tags darauf ließ die Fee ein Faß bringen, das ganz mit Federn angefüllt war. Es waren Federn von allen möglichen Arten von Vögeln, alle unter einander gemischt: die Vögel selbst, denen sie angehört hatten, würden sie nicht herausgefunden ha=

haben. „Das ist wohl etwas, sagte die Fee zu Grognon, um die Geschicklichkeit und Geduld ihrer Gefangenen zu prüfen. Heissen Sie ihr diese Federn aussuchen, die von Pfauen besonders, die von Nachtigallen besonders, und so weiter, jede auf einen Haufen: einer Fee selbst würde das Ding fremd seyn.„ Grognon vergieng beynahe vor Freude, indem sie sich die Verlegenheit der armen Prinzessin vorstellte. Sie ließ sie hohlen, schreckte sie mit eben den Drohungen wie vorher, und sperrte sie wieder, nebst der Federtonne, in dem Gewölbe mit drey Schlössern und wieder mit der Weisung ein, daß beym Untergange der Sonne alles fertig seyn müsse.

Graziose griff nach einigen Federn: aber sie von einander zu unterscheiden, war ihr unmöglich, und sie warf sie wieder in die Tonne. Sie ergriff sie von neuem: mehrmahl machte sie den Versuch; es blieb ihr unmöglich. „So sey es denn mein Tod! rief sie verzweiflungsvoll; sie will meinen Tod, er soll mein Elend werden. Percinet darf ich nicht mehr zu Hülfe rufen: liebt' er mich noch, so wär' er schon hier.„ — „Und hier ist er auch! rufte Percinet; ¿zweifeln Sie noch, ob Sie mir lieber sind, als mein Leben?„ Zugleich that sein Stab drey Schläge; und die Federn flogen

zu tausenden aus der Tonne heraus, und ordneten sich von selbst in kleine Haufen im Zimmer umher. — „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, sagte Graziose zu Percinet; ohne Sie war ich verloren; rechnen Sie auf meinen Dank.„ Percinet bemühte sich von neuem sie zu seinem Vortheile umzustimmen; sie bat nochmals um Frist; und er gestand sie ihr zu, so schwer es ihm auch wurde.

Grognon kam: und zum Erstaunen war es ihr, was sie sahe. Sie wußte nun nicht mehr, was sie zur Pein für Graziose ausdenken sollte: sie tadelte blos, unter Schlägen, die Anordnung der Federhaufen. Gegen die Fee gerieth sie in den heftigsten Zorn: und die Fee fand keine Antwort. Endlich sagte sie doch, sie wolle ihre ganze Kunst aufbieten, um eine Schachtel zu machen, die Graziosen, wenn es ihr einfiele sie zu öfnen, in die größte Verlegenheit setzen werde. Einige Tage darauf brachte sie ihr diese ziemlich große Schachtel. Lassen Sie, sagte sie zur Königin, diese Schachtel durch Ihre Sklavin an einen gewissen Ort tragen: verbieten Sie ihr auf das strengste, sie nicht zu öfnen: sie wird es nicht unterlassen können, und Sie werden zufrieden seyn. „Grognon folgte der Anweisung pünktlich:„ trage dieses, sagte sie zur Prinzessin,

auf

auf mein reiches Schloß; aber bey Lebensstrafe sich nicht nach, was darin enthalten ist.

Graziose gieng mit ihren hölzernen Schuhen, ihrem groben Kittel und ihrer wollenen Kappe fort. Wer ihr begegnete, sagte: „das ist gewiß eine verkleidete Fee!„ denn auch unter der Hülle war sie dennoch wunderschön. Indem sie durch ein kleines Gehölz wanderte, welches von einer anmuthigen Wiese umgeben war, setzte sie sich um Athem zu schöpfen. Auf ihren Knieen hielt sie die Schachtel, als ihr plötzlich die Lust ankam sie aufzumachen. ¿Was könnte wohl daraus entstehen, sagte sie zu sich selbst? Ich nehme ja nichts heraus, und sehe doch was sie enthält. Ohne weitere Ueberlegung der möglichen Folgen, machte sie die Schachtel auf, und sofort enthüpfte ihr eine zahllose Schaar von kleinen Männerchen und Weiberchen, Spielleuten und Instrumenten, kleinen Köchen, kleinen Tafeln, kleinen Schüsseln; der größte unter diesem Zwergenvölkchen war nur einen Finger lang. Alle zerstreuten sich auf der Wiese umher; dann formten sie sich in kleinere Gesellschaften, und begonnen einen allerliebsten Bal; einige tanzten, andere kochten, noch andere aßen; die kleinern Musikanten spielten gar lieblich auf. Graziose fand anfangs nicht wenig Vergnügen an dem

ausserordentlichen Schauspiele: aber wie sie nun ein wenig ausgeruht hatte, und sie wieder in die Kiste hineinwieß, da wollte niemand hinein. Fort hüpften die kleinen Damen und Herren, fort hüpften auch die Musikanten, und so nicht minder die kleinen Köche mit ihren Kesseln auf den Köpfchen und den Bratspiessen auf den Schultern; war sie auf der Wiese, so schlüpften sie in den Wald; folgte sie ihnen in den Wald, gleich waren sie wieder auf der Wiese. „O daß ich doch so neugierig war! sagte Graziose: so ist es ganz nach dem Wunsche der Grognon. Das einzige Unglück, gegen das ich mich verwahren konnte, wiederfährt mir durch meine eigene Schuld. — Percinet! Percinet! wenn es möglich ist, daß Sie das unvorsichtige Mädchen noch lieben können, so kommen Sie mir jezt zu Hülfe, wo es mit mir am schlimmsten steht.„ Percinet ließ sich nicht dreymal rufen, so stand er in seinem grünen Gewande vor ihr. „Wäre nicht die boshafte Grognon, sagt' er zu ihr, Sie würden gar nicht an mich denken.„ — „Urtheilen Sie günstiger von mir, antwortete Graziose; ich bin weder unempfindlich gegen Vorzüge, noch unerkenntlich gegen Wohlthaten. Wahr ist es, ich habe Ihre Geduld auf die Probe gestellt, aber blos um sie zu krönen, wenn ich sie werde bewährt gefunden ha-

ben." Zufriedener als jemals that Percinet drey Schläge auf die Kiste; und Männerchen und Weiberchen, Musikanten und Köche, alles schmiegte sich wieder in die Schachtel, als wenn es nie herausgehüpft wäre. Percinet hatte seinen Wagen im Walde gelassen; er bat die Prinzessin sich dieses Wagens zu bedienen, um darin nach dem reichen Schlosse zu fahren. In dem Zustande, worin sie sich befand, brauchte sie wirklich ein solches Fuhrwerk. Percinet fuhr sie selbst, unter dem Schleyer der Unsichtbarkeit, und genoß das Vergnügen sie zu unterhalten. Geheime Nachrichten versichern, seine Gesellschaft sey ihr höchst angenehm gewesen.

So kam sie in das reiche Schloß. Als sie hier im Namen der Königin ihr Kabinet aufzuschließen verlangte, lachte ihr der Castellan gerade ins Gesicht. Du kaum von der Heerde weg, sagt' er und willst in ein so herrliches Zimmer! Fort! Fort! Holz-Schuhe haben noch nie auf einem solchen Fußboden herumgetappt. "Graziose bat ihn wenigstens um ein schriftliches Zeugniß, daß er es ihr abgeschlagen hätte, und das gab ihr der Castellan auch. Indem sie das reiche Schloß wieder verließ, fand sie den liebenswürdigen Percinet, der auf sie wartete; und er brachte sie wieder zu-

rück in den Pallast ihres Vaters. Es läßt sich nicht beschreiben, was er ihr unterwegs zärtlich und ehrfurchtsvoll sagte, um sie zu bewegen sein Leiden zu endigen. Sie antwortete ihm, wenn die Grognon ihr noch einen hämischen Streich spielen würde, dann wolle sie ihm seinen Wunsch gewähren.

Als die unerbittliche Stiefmutter sie wieder sahe, stürzte sie sich auf die Fee, die sie bey sich behalten hatte, und würde sie erdrosselt haben, wenn eine Fee zu erwürgen wäre. Graziose überreichte ihr das Zeugniß des Aufsehers und die Schachtel: aber Grognon, ohne sich die Mühe zu nehmen, beydes zu öfnen, warf Kiste und Billet ins Feuer. Gerne hätte sie auch die Prinzessin selbst nachgeworfen: aber aufgeschoben war bey ihr nicht aufgehoben.

Sie ließ ein weites, tiefes Loch im Garten graben: über dieses Loch ward ein großer Stein gelegt. Auf einer Promenade sagte sie nun zu Grazioſen und zu ihrem übrigen Gefolge: „hier unter diesem Steine soll ein Schatz vergraben liegen; geschwind lasse man mir den Stein aufheben. Alles legte Hand an, Graziose auch, wie die andern. Das war es, was Grognon verlangte: denn kaum stand Graziose am Rande der Grube, so stieß Grog-

non die Prinzessin mit Heftigkeit hinab, und der Stein, der sie bedeckte, fiel hinter ihr wieder drauf.

Nun war wohl alle Hofnung verlohren; denn wie konnte sie nun Percinet finden, hier so tief unter der Erde? Sie sah wohl, wie schwer es sey, und bereute nun, ihm ihre Hand so lang verweigert zu haben. „Wie schrecklich, rief sie aus, ist doch mein Schicksal! lebendig begraben! o Percinet nun bist du wegen meiner Weigerungen gerochen. Doch ich besorgte, du wärest auch ein Flattergeist, wie die andern Männer, die anders Sinnes werden, so bald man sie liebt. Ich wollte deines Herzens gewiß seyn: durch mein gerechtes Mißtrauen bin ich dahin gekommen wo ich jezt bin. Könnt ich nur noch Bedauern von dir erwarten, mich dünkt mein Loos würde mir erträglicher seyn.„

Indem sie noch in diesem Selbstgespräche ihren Schmerz zu erleichtern suchte, hörte sie ganz leise neben sich eine Thüre aufmachen, die sie vorher in der Dunkelheit nicht hatte bemerken können. Zugleich sah sie Tageslicht, und einen Garten voll Blumen und Früchten, voll Quellen und Grotten, voll Bildsäulen und Lauben. Sie trug kein Bedenken, sich in dem

schönen Garten umzusehen. Nachdenkend wie dieses n ue Abentheuer werden würde, vertiefte sie sich in eine grosse Allee; und zugleicher Zeit entdeckte sie den Feenpallast wieder. Sie erkannte ihn leicht; denn ein Pallast von Krystall kömmt nicht überall vor; und überdieß sahe sie auch ihre neuesten Begebenheiten auf den Mauern daran eingegraben. Zulezt erschien auch Percinet mit der Königin, seiner Mutter, und seinen Schwestern. „Weigern Sie sich nun nicht länger, sagte die Königin, es ist Zeit, meinen Sohn glücklich zu machen, und Sie von der Bedrückung einer Grognon zu befreyen.„ Dankbar warf sich ihr die Prinzessin zu Füßen, überließ ihr die Bestimmung ihres Schicksals, und versprach ihr unbedingte Folgsamkeit. „Ich weiß noch, setzte sie hinzu, Percinets Weissagung, als ich den Feenpallast verließ: „mein Pallast ist künftig bey den Todten; sie werden ihn nicht eher wieder betreten, als wenn Sie werden begraben worden seyn.„ Ich sehe nun mit Bewunderung auf seine Wissenschaft, aber auch mit eben soviel Bewunderung auf seine andern Vorzüge: er sey mein Gemahl. „Percinet empfing diese Erklärung mit Danke zu ihren Füßen. In eben dem Augenblick erschallte der Pallast von Stimmen und Instrumenten, und mit der äussersten Pracht vollzogen sie die Vermählung.

Alle

Alle Feen aus einem Umfange von tausend Stunden erschienen auf prächtigen Fuhrwerken, bald mit Schwänen, bald mit Drachen bespannt, manche auf Wolken, andere auf Feuerkugeln. Auch jene Fee erschien, die der Königin beygestanden hatte, Graziosen zu quälen. Sie erkannte mit Verwunderung die Prinzessin, und bat sie dringend, das Geschehene zu vergessen; sie würde Mittel suchen, das zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Sie blieb auch nicht beym Vermählungsfeste; sondern flog auf ihrem Schlangenwagen nach dem Pallaste des Königs, und erwürgte die Grognon, ohne daß es Wachen und Weiber verhindern konnten.

II.

Schönchen Goldhaar.

Es war einmal eine Königstochter, die so schön war, daß nichts auf der Welt ihr gleich kam. Man nannte sie Schönchen Goldhaar, weil ihr goldgelbes krauses Haar in langen Locken bis an die Kniee herabfiel. Auf diesem schönen Haare trug sie gewöhnlich einen Blumenkranz zum Schmucke. Kein Jüngling konnte sie sehen, ohne ihr geheime Seufzer nachzusenden.

In ihrer Nachbarschaft befand sich ein junger König, noch unvermählt, sehr hübsch und sehr reich. Ohne sie gesehn zu haben, machte ihn schon die Schilderung von ihrer Schönheit so verliebt, daß ihm die Lust zum Essen und Trinken vergieng, und daß er beschloß, durch einen Gesandten um ihre Hand anhalten zu lassen. Er ließ seinem Botschafter eine präch-

prächtige Equipage machen, gab ihm über hundert Bediente und Pferde, und band ihm nachdrücklich ein, ihm ja die Prinzessin mitzubringen.

Nach der Abreise des Gesandten sprach der Hof von nichts anderm als von dem Gegenstande seiner Versendung. Der König, der schon für bekannt annahm, daß Schönchen Goldhaar ohnfehlbar ja sagen würde, bestellte ihr schon prächtige Kleider und wunderschöne Möbeln. Unterdessen, daß die Arbeitsleute in voller Beschäftigung waren, kam der Gesandte und brachte bey Schönchen seine Botschaft an. Allein, sie mochte nun entweder denselben Tag nicht aufgeräumt, oder das Kompliment nicht nach ihrem Sinne seyn, genug, sie antwortete dem Gesandten, sie danke dem Könige, aber sie würde sich nie vermählen.

Sehr traurig über diese Antwort entfernte sich der Gesandte wieder, mit allen Geschenken, die er ihr im Namen seines Herrn überbracht hatte. Schönchen war auch sittsam und wußte wohl, daß kein Mädchen ein Geschenk von einem jungen Manne annehmen darf. Daher weigerte sie sich schlechterdings, die schönen Diamanten und was sonst dabey war, anzunehmen: nur einen Brief feine englische Steck-

nadeln

nadeln nahm sie an, um doch den König nicht gar zu sehr verdrüßlich zu machen.

Bey der Zurückkunft des Gesandten betrübte sich jedermann, daß er ohne Schönchen Goldhaar wiederkam, die man doch so ungeduldig erwartet hatte. Der König weinte darüber wie ein Kind: alle Bemühung ihn zu trösten, war vergebens.

Am Hofe befand sich ein junger Mensch, schön wie der Tag; wegen seiner Schönheit und seines Geistes wegen nannte man ihn Allbeliebt. Jedermann war ihm gut; gewisse neidische Höflinge ausgenommen, denen es wurmte, daß er die Gunst und das volle Vertrauen des Monarchen besaß.

Als einmal in seiner Gegenwart von der mißlungenen Anwerbung gesprochen wurde, entfuhren ihm unvorsichtiger weise die Worte: „Wenn mich der König geschickt hätte, ich hätte ihm gewiß die Prinzessin gebracht.“ Auf der Stelle brachten die Neider dieß dem König zu Ohren. „Sehn Eur. Maj. nur, sezten sie hinzu, was das für ein Stolz von ihm ist, schöner seyn zu wollen als Sie! Ihm würde die Prinzessin bis zu dem Grade gewogen worden seyn, daß sie ihm gefolgt wäre!“ Augen-

blick-

blicklich fieng es Feuer bey dem Könige, und so heftig, daß er sich nicht mehr bewußt war. „¡Ha! rief er, der Mensch spottet meiner im Unglück, und dünkt sich besser als ich? Fort mit ihm in den großen Thurm! da mag er verhungern.“

Allbeliebt, der an nichts mehr dachte was ihm unvorsichtiger weise entfallen war, sah sich auf einmal in den Händen von Soldaten, die ihn in den Thurm schleppten, und mit der äussersten Härte behandelten. Der arme Mensch bekam nichts weiter, als ein bißchen Stroh zum Lager; und er würde verschmachtet seyn, ohne einen Trunk frischen Wassers aus einer kleinen Quelle, die am Fuß des Thurmes floß.

Einstmahl, als er kaum noch athmen konnte, ächzt' er nur noch die Klage: „¿worüber zürnt wohl der König auf mich? Er hat doch keinen treuern Unterthanen als mich; ich hab' ihn nie beleidigt. Von ohngefähr befand sich der König ganz in der Nähe des Thurmes; die Stimme des jungen Menschen, den er sonst so sehr geliebt hatte, fiel ihm ins Ohr, und er blieb stehen, und horchte ihm zu. Zwar suchten ihn seine Begleiter, die auch Feinde von Allbeliebt waren, davon abzuhalten, indem sie sagten, er solle doch nicht hier bey dem

elen-

elenden Wimmern eines verworfenen Menschen verweilen? Aber der König erwiederte mit Festigkeit: „laßt mich! ich will ihn anhören.“ Bey den Klagen seines vormahligen Lieblings traten ihm die Thränen in die Augen. Er öfnete selbst den Thurm, und rufte ihn. Allbeliebt erschien im tiefsten Jammer, kniete ohnmächtig vor ihm nieder, küßte ihm die Füße, fragte ihn, was denn das Verbrechen sey, das eine so harte Bestrafung verdiene? — „Gespottet hast du meiner, und meines Gesandten, versetzte der König; gesagt, wenn ich dich geschickt hätte, du würdest mir Schönchen Goldhaar gewiß gebracht haben.“ — „Und das sag' ich noch! erwiederte Allbeliebt. Ich würde ihr die erhabenen Eigenschaften meines Gebieters so lebhaft dargestellt haben, daß ich versichert bin, sie hätte sich nicht geweigert. Ich dächte, das könnte Ihnen nicht misfällig gewesen seyn.„ Der König fand, daß er in der That gar nicht unrecht hätte: ein finsterer Blick verwies den Höflingen ihre Verläumdung. Er nahm seinen Günstling mit zurück, unter wiederhohlten Versicherungen von Reue über seine Uebereilung gegen ihn.

„Allbeliebt! sagt' er zu ihm, nachdem er ihn, durch eine gute Mahlzeit gestärkt, in sein Kabinet gerufen hatte — ich liebe Schön-

chen

chen Goldhaar noch immer; ihre Weigerung hat mich nicht abgeschreckt. Nur weiß ich nicht wie ich ihre Hand erhalten soll; laß sehn, wenn ich dich abschicke, ob es dir gelingt!„ — „Ich bin bereit, versezte Allbeliebt; und morgen gleich!“ — Der König sagte zwar, er wollte ihm erst einen prächtigen Staatswagen machen lassen: aber Allbeliebt erwiederte, das sey nicht nöthig: „ich brauche, sagte er, weiter nichts als ein gutes Pferd und einen Brief von ihnen.“ Sehr vergnügt, ihn so bald bereit zu sehen, dankte ihm der König durch eine Umarmung.

An einem Montag Morgens nahm er Abschied vom Könige und von seinen Freunden, und trat seine Gesandtschaft an, er ganz allein, ohne Prunk und Geräusch. Sein einziger Gedanke gieng blos auf die Mittel, wie er die Prinzessin vermögen könnte, seinem Herrn ihre Hand zu geben. Er hatte Schreibgeräthe bey sich; so oft ihm nun ein schöner Gedanke beyfiel, der in seine Anrede paßte, so stieg er ab und schrieb ihn, im Schatten von Bäumen, zur Sicherheit gegen Vergessen auf. Einmal am Morgen, da er in der Dämmerung aufgebrochen war, fiel ihm ein artiger Gedanke bey. Er stieg ab, sezte sich unter Weiden, die einen kleinen Bach am Rande der Wiese beschatteten,

teten, und schrieb seinen Gedanken in seine Schreibtafel ein. Nach diesem Geschäfte überblickte er die Gegend, die ihm sehr wohl gefiel. Indem nahm er am Boden einen Karpen wahr, der ganz ermattet nach Luft schnappte, ganz erschöpft dalag, weil er im Springen nach Mücken zu hoch gesprungen, und hier aufs Gras niedergefallen war. Allbeliebt hätte ihn wohl zum Mittagsschmause brauchen können: allein es dauerte ihn der arme Fisch; er nahm ihn auf, und sezte ihn ganz gemächlich wieder ins Wasser. Kaum fühlte der Fisch die Kühlung des Wassers, so lebte er freudig wieder auf, und schlüpfte wohlbehaglich zum Grunde nieder. Doch nicht lange, so erschien er neugestärkt am Ufer, und sagte: „Allbeliebt! ich danke Ihnen für den Dienst, den Sie mir geleistet haben. Ohne Sie wär ich verschmachtet; Sie haben mich gerettet: ich werd es Ihnen vergelten.“ Mit dieser Versicherung verschwand er im Wasser; und Allbeliebt freute sich nicht wenig über die Freundlichkeit des Karpen, der so vernünftig sprach.

Ein andermal sah er auf seinem Weg einen Raben in großer Angst. Ein mächtiger Adler verfolgte ihn, hatte ihn fast erreicht, und würde ihn verschlungen haben, wie eine Linse. Allbeliebt bedauerte den Raben. „Eben so,

sagt,

sagt' er bey sich selbst, unterdrükt der Stärkere den Schwächern: warum verschlingt der Adler den Raben? „Gleich nahm er Bogen und Pfeil, zielte und getroffen war der Adler. Todt fiel er zur Erde nieder; der Rabe flog freudig auf einen Baum. „Allbeliebt! sagt' er zu ihm, es ist Grosmuth von Ihnen, daß Sie mir beygestanden haben, mir, der ich weiter nichts bin, als ein armer Rabe. Doch ich werde nicht undankbar seyn; ich werd' es Ihnen vergelten.„ Allbeliebt bewunderte die Gutmüthigkeit des Raben, und eilte weiter.

Beym Eintritt in einen großen Wald, so früh, daß er kaum seinen Weg vor sich sah, hört' er eine Eule jämmerlich krächzen. „Horch! sagte Allbeliebt, eine arme sehr betrübte Eule! vielleicht in einem Netze gefangen! Er suchte überall, bis er endlich ein großes Netz entdekte das der Vogelsteller in der Nacht für die kleinen Vögel aufgespannt hatte. „Daß doch die Menschen, sagt' er, entweder sich selbst unter einander quälen müssen, oder arme Thiere verfolgen, die ihnen keinen Schaden thun!„ Damit nahm er sein Messer, und zerschnitt das Netz. Die Eule flog auf: aber gleich kam sie in vollem Fluge zurück. „Allbeliebt sagte sie, es braucht nicht viel Worte zur Versicherung, wie viel ich Ihnen zu danken habe. Waren

Sie nicht, so wurde ich ein Raub der Jäger. Ich bin erkenntlich: ich werd' es Ihnen vergelten.

Dieß waren die erheblichsten Abentheuer, die ihm auf seiner Reise begegneten. Er eilte so sehr, daß er bald genug den Pallast der Prinzessin Schönchen Goldhaar erreichte. Hier war alles herrlich: Diamanten lagen da in Haufen, wie Steine; schöne Kleider, Leckereyen, Silberwerk, alles sah man in Ueberfluß. Wenn sie das alles verließe, dachte Allbeliebt, und zum Könige seinem Herrn käme, so hätt' er wirklich von Glück zu sagen. Er wählte zu seinem Anzuge ein Kleid von Goldstoff, und zum Kopfputze weiße und inkarnatrothe Federn; um den Hals nahm er eine reich gestikte Scherpe; zum Geschenke für die Prinzessin trug er in einem niedlichen Körbchen ein artiges Hündchen, das er in Bologna gekauft hatte. Allbeliebt war so hübsch, so liebenswürdig, so angenehm in allem was er that, daß ihn die Wache am Schloßthore mit tiefen Verbeugungen empfieng, und alles sich gleichsam drängte, der Prinzessin zu melden, Allbeliebt, der Gesandte von ihrem nächsten königlichen Nachbar, wünsche vor sie gelassen zu werden.

„Allbeliebt! wiederholte Schönchen Goldhaar; der Name verspricht etwas; ich wollte wetten es ist ein artiger Mann, der jedermann gefällt.„ Allerdings! sagten einstimmig alle ihre Damen; wir haben ihn schon gesehen; und so lange wir ihn sahn, war's mit der Arbeit vorbey.„ Allerliebst! versezte die Prinzessin, daß die Damen nach den Herren sehn! Hurtig! meine Galarobe von blauem Atlas! Daß ja meine Locken recht gut fallen! und frische Blumenkränze! Der Gesandte soll es überall bestätigen, daß ich wirklich so bin wie ich heiße.

Geschäftig waren nun Damen und Weiber, sie zu schmücken wie eine Königin; so geschäftig, daß eine die andere stieß, daß sie sich mehr hinderten, als förderten. Endlich ward doch der Putz vollendet, und die Prinzessin erhob sich nun in die große Spiegelgallerie, um zu sehen, ob alles so wäre, wie es seyn sollte. Mit dieser Gewißheit bestieg sie ihren Thron von Gold, Elfenbein und Ebenholz, um den ein Balsamgeruch duftete. Ihre Mädchen mußten ihre Instrumente nehmen und dazu singen, aber leise, leise, um nicht etwa jemanden zu übertäuben.

Allbeliebt fühlte sich bey ihrem Anblicke von Bewunderung so entzückt, daß er, wie er

in der Folge mehrmal gestanden hat, kaum reden konnte. Indessen, er sammelte sich dennoch, und hielt seine Rede, daß es eine Lust war; sie schloß mit der Bitte, die Prinzessin mögte ihm nicht den Kummer machen, daß er ohne sie zurückkehren müßte. Allbeliebt, gab sie zur Antwort, alle die Gründe die Sie angeführt haben, sind sehr erheblich. Ich versichere Sie, ich mögte Ihr Gesuch lieber Ihnen als jedem andern gewähren: aber hören Sie, was ich Ihnen sagen will. Ich machte vor einiger Zeit mit meinen Damen eine kleine Farth auf dem Flusse. Indem ich meinen Handschuh abzog, schlüpfte mir mein Ring vom Finger, und fiel unglücklicherweise ins Wasser. Der Ring war mir lieber, als mein ganzes Königreich: denken Sie sich selbst, wie empfindlich mir sein Verlust war. Ich that den Schwur, keinen Vermählungsanträgen Gehör zu geben, wofern nicht der Gesandte, der für seinen Herrn würbe, mir meinen Ring wiederbrächte. Sehn Sie zu, was Sie nun zu thun haben: denn Sie könnten mir vierzehn Tage und vierzehn Nächte vorreden, und Sie würden mich doch nicht auf andere Meynung bringen.

Allbeliebt befremdete diese Antwort nicht wenig. Er erwiederte blos mit einer tiefen Verbeugung, und bat die Prinzessin, das

Hündchen, den Korb und die Scherpe anzunehmen. Allein sie versetzte, sie verbäte sich alle Geschenke; er mögte nur an das denken, was sie ihm gesagt hätte.

Als er nach Hause kam, legte er sich nieder, ohne zu essen. Seine Bologneser Kabriole, wollte auch nicht essen, sondern legte sich neben ihn. Die ganze lange Nacht seufzte Allbeliebt. „Woher, sagt' er zu wiederhohltenmalen, woher den Ring nehmen, der vor einem Monate in einen großen Fluß gefallen ist? Es wäre Thorheit, so etwas nur denken zu wollen. Sie hat es mir blos gesagt, um mir eine unmögliche Bedingung vorzuschreiben. „Er seufzte immer banger; wurde immer niedergeschlagner. Kabriole sagte zu ihm: „lieber Herr! ich bitte Sie, geben Sie noch nicht alle Hofnung auf: Sie sind zu liebenswürdig, als daß Sie nicht auch glücklich seyn sollten. Morgen früh, so bald es Tag wird, gehen wir an den Strom. „Allbeliebt gab ihm ein paar leise Schläge mit der Hand, ohne ihm zu antworten; endlich schlief er tiefbekümmert ein.

Kaum war es Tag, so machte Kabriole so viele Kabriolen, daß Allbeliebt darüber erwachte, und ermunterte ihn, sich anzukleiden, und mit ihm auszugehen. Allbeliebt folgte

ihm gern, stand auf, und zog sich an. Kabriole führte ihn in den Garten, und unvermerkt immer weiter bis an das Ufer des Stroms. Indem er hier, den Hut tief ins Gesicht gedrükt, und mit übergeschlagenen Armen blos auf seine Abreise sann, hört' er sich zweymal bey seinem Namen rufen. Er sah sich überall um; niemand war zu sehen: er glaubte sich geirrt zu haben, und gieng weiter. Es rufte noch zweymal: ¿„wer ruft mich? fragte er: keine Antwort! Kabriole, die sehr klein war, und längs am Wasser hin schnüffelte, sagte zu ihm: „ich will ein Lügner gescholten seyn, oder es ruft Sie ein großer Goldkarpen, den ich hier sehe.„ Jezt erschien auch der große Karpen, und sagte zu Allbeliebt: „Sie haben mir das Leben gerettet, und ich versprach es Ihnen zu vergelten. Hier ist der Ring, der Schönchen Goldhaar angehört. „Allbeliebt bückte sich, und nahm den Ring, mit tausend Dank, aus dem Munde des guten Fisches.

Geradeswegs gieng er nun nach dem Palaste der Prinzessin; immer begleitet von seiner Kabriole, die sich nicht wenig freute ihren Herrn an den Strom geführt zu haben. „Ach! sagte Schönchen Goldhaar, als man ihn bey ihr meldete; der arme Junge kömmt

um

um Abschied von mir zu nehmen. Er hat überlegt, daß meine Forderung unmöglich zu erfüllen ist, und wird es nun seinem Herrn melden wollen." Indem trat Allbeliebt herein, und überreichte ihr den Ring. "Ihr Befehl, sagt' er, ist vollzogen: ist es Ihnen jezt gefällig meinen Herrn zum Gemahl anzunehmen? "Ihren Ring wieder zu sehen, sezte sie in solches Erstaunen, daß sie meynte es wäre ein Traum. "Wahrhaftig! sagte sie, der anmuthsvolle Allbeliebt muß der Günstling einer Fee seyn, denn natürlicherweise wäre das unmöglich." — "Ich kenne keine Fee, war seine Antwort; es war blos Wunsch, Ihnen gefällig zu seyn." — "Nun, sagte sie weiter, da Sie mir doch so gern Gefälligkeiten erzeigen wollen, so müssen Sie mir noch einen Dienst leisten: sonst erhält niemand meine Hand. Nicht weit von hier ist ein Prinz, Galifron genannt, der es sich in den Kopf gesezt hatte, mich heyrathen zu wollen. Er begleitete seinen Antrag mit den fürchterlichsten Drohungen, wenn ich ihn ausschlagen würde. Aber kann ich ihn wohl annehmen? Es ist ein Riese höher als ein Thurm; einen Menschen verschluckt er, wie der Affe eine Kastanie. In seinen Taschen trägt er kleine Kanonen, die er als Pistolen gebraucht. Wenn er recht laut spricht, so werden diejenigen taub, die ihm am

nächsten stehen. Ich ließ ihm sagen, ich wäre gar nicht willens mich zu verheyrathen, er mögte mir also meine Weigerung verzeyhen: allein er hat mich dennoch immerfort verfolgt, und wüthet noch immer gegen meine Unterthanen. Diesen Riesen müssen Sie bekämpfen, und mir seinen Kopf bringen."

Allbeliebt stuzte ein wenig über diesen Antrag: endlich sagt' er nach einiger Ueberlegung: „nun gut! ich will mit Galifron kämpfen. Ueberwunden werd' ich freylich werden: aber ich sterbe doch wie ein braver Mann." Die Prinzessin erstaunte über seinen Entschluß, und wendete alles an, ihn von dem gefährlichen Abentheuer zurückzuhalten. Doch alle ihre Vorstellungen blieben fruchtlos: er entfernte sich, um sich zum Kampfe zu rüsten. Als er ganz damit fertig war, nahm er seinen Bologneser wieder ins Körbchen, bestieg sein gutes Roß, und trabte darauf in Galifrons Gebiet. Wen er nur nach Galifron fragte, der schilderte ihn wie einen leibhaftigen Teufel, dem man sich nicht zu nähern wagte. Je öfter er das hörte, desto bänger ward es ihm ums Herz. Kabriole suchte ihm immer wieder Muth einzusprechen. „Unterdessen, sagte sie zu ihm, daß Sie sich mit ihm schlagen, will ich ihn in die Füße

beißen;

beißen; er wird sich bücken, um mich fortzu-jagen; dann bringen Sie ihn um.“ Allbeliebt lächelte über den Einfall des Hündchens, ¿aber was konnte ihm der Einfall helfen?

Endlich kam er nahe an Galifrons Schloß. Alle Wege dahin waren mit Knochen und Gerippen von Menschen bedeckt, die der Riese verzehrt oder zerrissen hatte. Galifron ließ nicht lange auf sich warten; er kam zwischen dem Gebüsche im Walde daher. Ueber die höchsten Bäume ragte sein Kopf hinaus; und er sang mit fürchterlicher Stimme:

¿Wo treff ich kleine Kindlein an,
Zur Speise mir für meinen Zahn?
Hab' nie genug! muß alles dran;
Die Welt hat nicht genug daran.

Sofort hub Allbeliebt nach eben der Weise an:

Komm! Allbeliebet ist dein Mann!
Der bricht dir aus den Hungerzahn.
Groß ist er nicht, doch wohl der Mann,
Der dich zu Boden strecken kann.

Regelmäßig waren seine Reimlein freylich nicht; aber es war auch ein Liedchen aus dem Stegreif, und man dürfte sich nicht wundern, wenn es noch schlechter gerathen wäre, denn

es war ihm jämmerlich angst, und in der Angst reimt man gewöhnlich schlecht. Auf den Laut von seinem Gegengesang blickte Galifron überall umher, bis er endlich Allbeliebt erblickte, der ihm, mit dem Schwerde in der Hand, allerhand Schmähungen sagte, um ihn zu reizen. Dieß war genug, den Riesen vor Zorn wüthend zu machen: er schwang seine ungeheure eiserne Keule, und wenig fehlte, so wäre der artige Allbeliebt von der ungeheuern Masse zerschmettert worden. Doch in diesem Augenblick erschien ein Rabe, sezte sich dem Riesen auf den Kopf und pickte ihm mit dem Schnabel die Augen rein aus. Das Blut strömte ihm über's Gesicht; er schnob, tobte, hieb auf allen Seiten umher. Allbeliebt wußte ihm geschickt auszuweichen, und brachte ihm dagegen mit seinem Schwerde so viele und so tiefe Wunden bey, daß er endlich, durch den vielen Blutverlust erschöpft, zu Boden sank. Hurtig hieb ihm Allbeliebt den Kopf ab; voll Freude über sein unverhofftes Glück. „Allbeliebt! rief ihm der Rabe von einem Baume in der Nähe zu; ich hab' es nicht vergessen, daß Sie den Adler schossen, der mich verfolgte; ich versprach es Ihnen zu vergelten: mich deucht ich hab' es eben gethan." — Ich bin vielmehr Ihr Schuldner; mein lieber Herr Rabe! versezte Allbeliebt, und bleib es immer."

mer." Damit schwang er sich mit Galifrons fürchterlichem Kopfe aufs Pferd.

Bey seiner Ankunft in der Stadt lief ihm alles nach und rufte: „seht da den braven Allbeliebt, der das Ungeheuer erlegt hat!" Die Prinzessin hörte das Geräusch: aber sie wagte nicht zu fragen; sie besorgte die Nachricht von seinem Tode zu vernehmen, als sie ihn hereintreten und in seiner Hand den Kopf des Riesen sahe. „Ihr Feind, sagte er zu ihr, ist todt, nun werden Sie doch Ihre Hand meinem Herrn nicht länger versagen?" „Und doch! versezte sie; wofern Sie mir nicht Wasser aus der dunkeln Höhle bringen."

Es giebt nemlich hier in der Nähe eine tiefe Höhle, die wohl sechs Stunden im Umfange hat. Den Eingang in diese Grotte verwahren zween Drachen, die aus den Augen und aus dem Rachen Feuer sprühen. In der Grotte selbst findet man ein tiefes Loch, welches mit Kröten, Schlangen und Ottern angefüllt ist; in dieses Loch muß man hinab. Ganz unten am Boden befindet sich eine Gruft, in welcher die Quelle der Schönheit und Gesundheit fließt: von diesem Wasser will ich haben. Alles was man damit wäscht, erhält einen Anstrich von Wunderbarem. Ist man

schön, so bleibt man es immer; ist man häßlich, so wird man schön; es erhält die Jugend, und das Alter wird dadurch verjüngt. Sie sehen wohl, daß ich mich nicht entschließen werde, dieses Land zu verlassen, ohne von jenem Wasser mitzunehmen.

„Sie sind so schön, erwiederte Allbeliebt, daß Ihnen dieses Wasser sehr entbehrlich ist. Doch ich bin Gesandter; ich muß thun, was Sie gebieten, sollt' es auch mein Leben kosten. Ich will das suchen, was Sie wünschen, sey's auch in der Gewißheit, daß ich nicht zurückkommen werde." Schönchen Goldhaar bestund auf ihrer Forderung; und Allbeliebt trat, in Gesellschaft seiner Kabriole, die Wanderung nach der dunkeln Höhle an. Wer ihm auf dem Wege dahin begegnete, sagte mit Wehmuth: „schade um den lieben jungen Mann, der so freywillig ins Verderben rennt! Ganz allein wagt er sich nach der Grotte, wo ihrer hundert es nicht vollenden können! Warum verlangt auch Schönchen Goldhaar lauter unmögliche Dinge?" Allbeliebt antwortete nichts, und gieng immer weiter; aber in seiner Seele war es düster.

So erreichte er den Gipfel eines hohen Bergs: hier sezt' er sich nieder, um ein wenig

auszuruhen, unterdessen daß sein Roß graste und Kabriole Mücken fieng. Nicht weit davon war die dunkle Grotte: er wußte das, und sah sich immer um, ob sie ihm bald in die Augen fallen würde. Endlich erblickt' er einen fürchterlichen schwarzen Felsen, aus dem ein dicker Rauch hervorquoll. Bald darauf sah er auch einen von den Drachen, dem Feuer aus den Augen und aus dem Rachen sprühte, dessen Rumpf grün und gelb war, und dessen Schweif sich in tausend Wendungen verschlung. Kabriole that sehr ängstlich beym Anblicke des Drachen, wußte nicht, wohin sie sich verkriechen sollte.

Entschlossen zum Tode, stieg Allbeliebt in die dunkle Grotte mit einer Phiole hinab, die ihm Schönchen mitgegeben hatte, um sie mit Schönheitswasser zu füllen. „Es ist um mich gethan! sagt' er zu seinem kleinen Begleiter; niemals werde ich von diesem Wasser schöpfen können, das von Drachen bewacht wird. Wenn ich todt bin, dann fülle diese Phiole mit meinem Blute an, und bring es der Prinzessin, damit sie sehe wie viel sie mich kostet; nachher geh' auch zum Könige meinem Herrn, und erzähle ihm mein Unglück."

„All-

„Allbeliebt! ruft' es ihm, Allbeliebt!“ Er sah sich nach dem Rufenden um, und erblikte eine Eule, die in einem alten hohlen Baume saß. „Sie haben mich, sagte die Eule, aus dem Netze befreyt, in dem ich mich gefangen hatte, und mir dadurch das Leben gerettet. Ich versprach es Ihnen zu vergelten: jezt ist die Zeit der Erfüllung. Ich weiß den Weg zur dunkeln Grotte: geben Sie mir die Phiole; ich will Ihnen von dem Schönheitswasser hohlen. „Wer war froher als Allbeliebt! Hurtig, hurtig, gab er ihr das Fläschgen. Ungehindert flog die Eule in die dunkle Grotte; und nach wenig Minuten brachte sie die Phiole wohl verstopft zurück. Allbeliebt dankte ihr mit Entzücken; und nahm wieder seinen Weg über den Berg nach der Stadt. Hier gieng er geradeswegs nach dem Palast, und überreichte seine Phiole.

Schönchen Goldhaar hatte nun keine Einwendung mehr: sie dankte ihm nur, und machte alles zu ihrer Abreise bereit. Sie fand ihn würklich sehr liebenswürdig, und gestand es ihm sogar. „Hätten Sie gewollt, sagte sie unterwegs zu ihm, ich hätte Sie zu meinem Gemahl und zum Könige gemacht: wir hätten mein Königreich gar nicht verlassen. „Nicht um alle Königreiche der Erde, gab er zur Antwort,

wort, hätte ich meinen Gebieter so kränken mögen, obgleich Sie in meinen Augen so schön sind wie der Tag."

Bey ihrer Ankunft in der großen Stadt, kam ihr der König entgegen, und empfieng sie mit den ausgewähltesten Geschenken. Die Vermählung mit ihr veranlaßte eine lange Reihe von Lustbarkeiten, die lange Zeit das allgemeine Gespräch ausmachten. Doch bey dem allen war Schönchen, die im Grunde den schönen Allbeliebt liebte, nicht anders zufrieden, als wenn sie ihn sah, als wenn sie von seinem Lobe sprechen konnte. „Ohne ihn, sagte sie zum Könige, wär ich nicht hieher gekommen: mir zu gefallen hat er das unmögliche möglich machen müssen; Sie sind ihm Dank schuldig; er hat mir Schönheitswasser gebracht, das mich immer jung und immer schön erhält."

Doch die Neider waren geschäftig: sie belauschten die Königin. „Sie sind nicht eifersüchtig, sagten sie zum Könige, und haben doch so sehr Ursache es zu seyn. Die Königin liebt ihren Allbeliebt: kaum ißt sie, kaum trinkt sie vor Liebe; immer spricht sie nur von ihm und von dem, was Sie ihm schuldig seyn sollen, als ob nicht jeder andere Gesandte das

nehm=

nehmliche würde gethan haben!„ — „Allerdings, versezte der König; es fällt mir nun auch auf. Man werfe ihn in den Thurm, an Händen und Füßen gefesselt! „Allbeliebt wurde ergriffen; und zum Lohne dafür, daß er dem Könige so redlich gedient hatte, sperrte man ihn in den Thurm, an Händen und Füßen geschlossen. Niemand durfte zu ihm als der Kerkermeister, der ihm durch ein Loch ein Stück schwarzes Brod zuwarf, und Wasser in einem irdenen Kruge hineinreichte. Nur seine Kabriole verließ ihn nicht: ihr Plaudern unterhielt ihn mit Neuigkeiten, ihre Freundlichkeit erheiterte ihm seinen Gram.

Kaum erfuhr Schönchen seinen Unfall, so warf sie sich dem Könige zu Füßen, und bat ihn weinend um Befreyung des Gefangenen. Doch je dringender sie bat, desto mehr brachte sie ihn auf, weil es seinen Verdacht vermehrte. Sie sprach also gar nicht mehr davon: aber im Herzen war sie tief bekümmert.

Es fiel dem König ein, sie fände ihn vielleicht nicht schön genug: dieß brachte ihn auf den Gedanken, sich das Gesicht mit Schönheitswasser zu waschen. Die Phiole, die es enthielt, stund im Zimmer der Königin auf dem Rande des Kamins, weil sie ihre Freude

daran fand, es recht oft zu betrachten. Eins von ihren Kammermädchen, die eine Spinne mit dem Besen todtschlagen wollte, warf unglücklicherweise die Phiole an die Erde, so daß sie zerbrach, und von dem Schönheitswasser nicht ein Tröpfchen übrig blieb. Das Mädchen wußte nicht, was sie thun sollte. Sie erinnerte sich im Kabinet des Königs eine vollkommen ähnliche Phiole gesehen zu haben, in welcher auch ein Wasser eben so klar wie das Schönheitswasser enthalten war. Diese Flasche nahm sie und setzte selbige anstatt der zerbrochenen, auf das Kamin im Zimmer der Königin.

Jenes Wasser, das im Kabinet des Königs gestanden hatte, war bestimmt, die Prinzen und andere Großen, die etwas verbrochen hatten, insgeheim unsichtbar zu machen. Anstatt ihnen den Kopf abzuschlagen, oder sie zu erdrosseln, wusch man ihnen nur das Gesicht mit diesem Wasser; sie schlummerten davon ein, und erwachten niemals wieder. Mit diesem Wasser nun wusch sich der König das Gesicht, und versank davon in ewigen Schlummer.

Kabriole erfuhr es bald, und ermangelte nicht ihrem Herrn die frohe Nachricht zu bringen. Allbeliebt schickte sie damit zur Königin,

und ließ sie bitten, des armen Gefangenen nicht zu vergessen. Kabriole schlüpfte mühsam durchs Gedränge (denn am Hofe war alles in Bewegung), und flüsterte der Königin leise zu: „vergessen Sie nicht des armen Allbeliebt!“ Schönchen Goldhaar hatte ihn nicht vergessen: sie wußte noch wohl, was er für sie gethan hatte. Ohne nur ein Wort an jemand zu verlieren, eilte sie selbst nach dem Thurme, und nahm ihm selbst seine Fesseln ab. Dann setzte sie ihm eine goldene Krone auf, bekleidete ihn mit dem königlichen Mantel, und sagte zu ihm: „Allbeliebt! Sie sind mein Gemahl und König!“ Allbeliebt dankte ihr auf den Knieen. Alles freute sich, ihn zum Gebieter zu erhalten. Der Tag ihrer prachtvollen Vermählung ward der erste in einer langen Reihe von Tagen ununterbrochenen Glücks.

III.

Der blaue Vogel.

Ein König, der viel Land und große Schätze besaß, verlor seine Gemahlin, und war untröstlich über diesen Verlust. Acht ganze Tage verschloß er sich in einem kleinen Kabinet, wo er in voller Verzweiflung den Kopf gegen die Wände stieß. Man fürchtete wirklich, er würde sich noch den Kopf einstoßen, und ließ deswegen die Wände mit Decken polstern, so daß er sich mit allem Anrennen keinen Schaden zufügen konnte. Alle seine Unterthanen beschlossen ihn zu besuchen, und ihm alles zu sagen, was sie nur zur Linderung tauglich finden würden. Einige studierten auf ernsthafte, nachdrucksvolle Anreden, andere auf etwas Erheiterndes, oder wohl gar auf etwas Lustiges. Doch nichts machte Eindruck auf ihn; er hörte kaum was man zu ihm sprach. Zulezt erschien

eine Frau mit schwarzen Flören, Schleyern, Mäntelchen und Trauerkleidern dergestalt vermummt, mit einem so gewaltigen Heulen und Schluchzen, daß es seine Verwunderung erregte. Diese Frau sagte zu ihm, sie käme gar nicht, wie die Andern, in der Absicht seinen Schmerz zu vermindern, sie käme im Gegentheil ihn noch zu vermehren; denn nichts sey billiger, als eine gute Gattin zu beweinen. Sie, die einen der besten Männer gehabt hätte, sey fest entschlossen so lange um ihn zu weinen, als sie noch Augen im Kopfe hätte. Damit verdoppelte sie ihr Geschrey, und der König heulte ihr nach.

Sie fand bey ihm ungleich bessern Empfang, als alle andern Leute. Er unterhielt sie von den trefflichen Eigenschaften seiner lieben Verstorbenen: sie dagegen sagte noch weit mehr zum Preise ihres lieben Abgeschiedenen: und beyde schwatzten so viel und so lange über ihren Schmerz, daß sie zulezt nichts mehr von ihrem Schmerze zu schwatzen wußten. Als die schlaue Wittwe die Materie fast erschöpft sahe, lüftete sie ein wenig ihren Schleyer, und der betrübte König weidete sich an der Schönheit der armen Betrübten, die es meisterhaft verstand, zwey große blaue Augen, mit langen schwarzen Augenbraunen spielen zu lassen.

sen. Der König sah sie aufmerksam, und immer aufmerksamer an: von der lieben Verstorbenen wurde immer weniger gesprochen, und zulezt gar nicht mehr. Unaufhörlich, sagte die Wittwe, wolle sie ihren Mann betrauern. Der König bat sie dagegen, ihren Gram nicht ewig währen zu lassen. Kurz, zu aller Welt Erstaunen verwandelte sich das Schwarz der Trauer des Königs in Grün und Rosenfarb, und die arme Betrübte in seine Königin.

Er hatte aus der ersten Ehe nur eine Tochter, die für das achte Wunderwerk der Welt galt. Sie hieß Florine; denn, wie Flora, war sie blühend, jung und schön. Prächtige Kleider liebte sie nicht: ihr liebster Anzug war ein leichter Taffet, mit Agraffen von guten Steinen, und vielen Blumen, die sich in ihr schönes Haar gar lieblich verflochten. Sie war erst funfzehn Jahr alt, als sich der König wieder vermählte.

Die neue Königin ließ ihre eigene Tochter an den Hof kommen. Die Fee Sußio hatte sie erzogen; aber sie war deswegen um nichts reizender noch artiger geworden. Alle Mühe der Fee sie auszubilden, war fruchtlos gewesen: indessen liebte sie doch ihre Pflegbefohlne so zärtlich als möglich. Man nennte sie Forel-

line; denn sie hatte wirklich im Gesichte rothe Flecken wie eine Forelle. Ihr schwarzes Haar war so fett und schmuzig, daß man es nicht anrühren mochte, und Oel schwitzte immer aus ihrer gelben Haut. Gleichwohl war sie der Abgott der Königin, die von nichts sprach, als von ihrer lieben Forelline. Daß Florine in allem so vorzüglich über ihr stand, ärgerte die Königin aufs äusserste. Sie suchte jedes Mittel vor, sie bey ihrem Vater zu verkleinern: kein Tag vergieng, da nicht sie und ihr Töchterchen der armen Florine einen Streich gespielt hätten. Florine, ein gescheutes und sanftes Mädchen, suchte sich über dergleichen schlechte Behandlung soviel als möglich hinauszusetzen.

Einstmal sagte der König zu seiner Gemahlin, ihre beyden Töchter wären nun groß genug, um verheyrathet zu werden: so bald ein Prinz am Hof erschiene, müßte man sehen, daß man ihm eine von beyden zur Gemahlin gäbe. „So muß dann, versetzte die Königin, meine Tochter den Vorzug haben; sie ist älter als die Ihrige, und ganz ohne Vergleich mehr zugefallen gemacht.“ Der König, der sich nicht gern zankte, versicherte ihr seine völlige Beystimmung, und überließ ihr alles.

LB Coburg

Bald darauf erfuhren sie, der König Charmant würde sie nächstens besuchen. Prachtliebe und Galanterie zeichneten diesen König vor allen andern aus: sein Verstand, die Anmuth seiner Person, alles entsprach seinem Namen. Kaum erfuhr das die Königin, so wurden Schneider und Sticker und alle Arbeiter für Prinzessin Forellinen in Bewegung gesetzt. Florine hingegen durfte nichts Neues bekommen; ja, die Königin bestach sogar ihre Kammerfrauen, daß sie ihr alle ihre Kleider, ihre Koeffüren, ihr Geschmeide eben an dem Tage stehlen mußten, da der König erschien. Als nun Florine sich kleiden wollte, fand sie auch nicht einmal ein Bändchen mehr. Sie errieth wohl, woher der Streich kam; und schickte, ohne darüber zu klagen, nach andern Zeugen: die Kaufleute ließen ihr sagen, die Königin habe verboten, ihr etwas zu verkaufen. Alles was sie noch übrig hatte war eine schlechte, abgetragene Robe: damit setzte sie sich ganz beschämt in einen Winkel des Saals, wo der König Charmant seinen ersten Besuch ablegte.

Die Königin empfieng ihn mit vielen Ceremonien, und stellte ihm ihre Tochter vor, flimmernder als die Sonne, aber doppelt häßlich eben durch den Putz. Charmant wandte die

Augen von ihr weg; die Königin erklärte sich dieses Abwenden als Folge von allzustarkem Eindruck den ihre Tochter auf ihn gemacht habe, und als Besorgniß sich etwa von ihren Reitzen zu sehr fesseln zu lassen: sie rückte sie ihm also beständig vor die Augen. König Charmant fragte, ob nicht noch eine Prinzessin da wäre, Florine? — „Ja, antwortete Forelline, und zeigte sie ihm mit dem Finger: da ist sie; sie verkriecht sich, weil sie sich nicht zu betragen weiß. Florine erröthete, und ward so schön, so schön, daß König Charmant wie geblendet da stand. „Ihre Schönheit Prinzessin, sagt' er, ist so einzig, schmückt Sie so sehr, daß Sie keiner fremden Hülfe bedürfen. — „Sire! gab sie ihm zur Antwort, ich gestehe, daß ich eben nicht gewohnt bin, ein so schlechtes Kleid, wie dieses hier, zu tragen: es wäre mir lieber gewesen, Sie hätten mich gar nicht bemerkt." — Unmöglich, versetzte Charmant, könnte eine solche Schönheit irgendwo seyn, und man könnte noch Augen für andere haben, als für sie." — „Ha! fiel ihm die Königin aufgebracht ins Wort; ich mache mir da einen schönen Zeitvertreib, daß ich Ihnen zuhöre! Glauben Sie mir, Florine ist so schon kokett genug; sie braucht es gar nicht, daß man ihr noch Galanterien vorsage." Charmant durchsah mit

einem Blick, warum die Königin diese Sprache führte: indessen da er in der Lage war, daß er nicht nöthig hatte sich Zwang anzuthun, so ließ er seine Bewunderung für Florinen in einer Unterhaltung mit ihr, von mehrern Stunden ganz frey sehen.

Die Königin war ausser sich, ihre Tochter untröstlich, daß sie nicht den Vorzug erhielt. Sie klagten darüber laut beym Könige, und entlockten ihm seine Einwilligung, daß, so lange Charmant am Hofe bleiben würde, Florine in einen Thurm gesperrt werden solle, wo er sie gar nicht würde sehen können. Und würklich war sie kaum wieder auf ihrem Zimmer, so trugen sie schon vier vermummte Männer hoch hinauf in den Thurm. Hier blieb sie nun verlassen und allein, und in der tiefsten Niedergeschlagenheit; denn sie sah wohl, daß man sie bloß von Charmant trennen wollte, der ihr doch schon so wohl gefiel.

König Charmant wußte indessen nichts davon, wie gewaltsam man gegen sie verfuhr, und wartete ungeduldig auf die Stunde, wo er sie wieder sehen könnte. Er fragte nach ihr bey denjenigen die ihm zur Begleitung gegeben waren: aber, auf Befehl der Königin, sagten diese alles nur erdenkliche Böse von ihr. Sie

schilderten sie als kokett, launig und tückisch; als eine Quälerin ihrer Freunde und ihres Gesindes; als unreinlich und geizig bis zu dem Grade, daß sie lieber wie ein Hirtenmädchen gekleidet gehen wollte, als sich etwas besseres von ihrem Nadelgelde kaufen. Charmant litt viel bey dieser Schilderung, und konnte kaum seinen Unwillen zurückhalten. „Es ist nicht möglich, sagt' er bey sich selbst, es ist nicht möglich, daß eine so häßliche Seele in einem solchen Meisterstücke der Natur wohnen sollte! Gut war sie freylich nicht gekleidet: aber ihre Beschämung darüber verrieth deutlich genug, daß es ihr etwas ungewohntes war. ¿So böse, so verdorben sollte sie seyn, bey dieser Sittsamkeit, bey dieser bezaubernden Sanftmuth? Unbegreiflich! Viel leichter läßt es sich denken, daß die Königin sie auf solche Art verschreyen läßt: Stiefmutter ist sie nicht umsonst; und ihre Tochter ist ein so abscheuliches Geschöpf, daß sie ganz natürlich eine vollkommene Schönheit beneiden muß."

Während seines Selbstgesprächs erriethen die Herren vom Hofe sehr leicht, daß sie ihm durch jene Schilderung von Florinen kein Vergnügen gemacht hatten. Einer von ihnen, feiner als die andern, änderte nach dieser Entdeckung, Ton und Sprache, um den Prinzen

aus-

auszuforschen, und sagte Wunder von der Prinzessin. Bey dem Namen Florine erwachte der Prinz wie aus einem tiefen Schlummer, und Freude glänzte auf seinem Gesichte und er sprach wieder so frey wie vorher. O Liebe! Liebe! wie schwer lässest du dich verbergen! Lippen und Augen, Reden und Schweigen, Freude und Traurigkeit, alles verräth dich!

Ungeduldig zu wissen, wie es mit dem Herzen des Königs stünde, fragte die Königin alle diejenigen aus, denen sie das Geheimniß mitgetheilt hatte; was sie ihr sagten, bestätigte ihr nur zu sehr, daß er Florinen lieben müßte.

Florine indessen lag, in düsterer Schwermuth, in jenem furchtbaren Thurme am Boden. „Hätte man mich nur, sagte sie zu sich selbst, hätte man mich nur hier eingesperrt, ehe ich ihn sah! Ich wäre dann weniger zu beklagen; jezt vermehrt es nur meinen Jammer, daß mir das Bild von ihm vorschwebt. O wie viel kostet mich das bißchen Schönheit, das mir der Himmel verlieh!" Sie weinte dabey so bitterlich, so bitterlich, daß ihre Feindin selbst von dem Anblicke ihres Schmerzens müßte gerührt worden seyn.

So vergieng die erste Nacht. Die Königin, die den Prinzen durch alle ersinnliche Beweise von Aufmerksamkeit zu gewinnen suchte, machte ihm ein Geschenk mit den prächtigsten, geschmackvollsten Kleidern, nach der Mode der Hauptstadt gemacht, und mit dem Orden der Liebesritter den der König, auf ihren Antrieb an ihrem Vermählungstage gestiftet hatte. Es war ein goldenes Herz, feuerfarb emaillirt, umgeben von Pfeilen, und mit einem verwundet, mit der Umschrift: „Nur einer hat mich getroffen.“ Sie hatte eigens für ihn ein Herz aus einem Rubin von der Größe eines Straussenenyes schleifen lassen; jeder Pfeil bestand aus einem einzigen Diamant, von der Länge eines Fingers; die Kette, an welcher das Herz hieng, war von Perlen, deren kleinste ein Pfund wog: kurz, so lange die Welt steht, hatte man so etwas noch nicht gesehn.

Charmant erstaunte dergestalt über dieses Geschenk, daß er eine Weile sprachlos da stand. Zu gleicher Zeit überreichte man ihm ein Buch, dessen Blätter von Atlas waren, mit den niedlichsten Miniaturgemählden; der Band war Gold mit Edelsteinen besezt; der Inhalt, die Statuten des Ordens, eben so galant als zärtlich. Man sagte ihm, die Prin-

zessin,

zessin, die er liebte, schickte ihm dieses Buch, mit der Bitte ihr Ritter zu werden. Nach seiner Vorstellung konnte keine andere gemeynt seyn, als Florine; er schmeichelte sich, von ihr geliebt zu seyn. „Wie! rief er aus, die schöne Florine denkt an mich, und so fein, so edel!" — „Sire! sagte man ihm dagegen, Sie irren sich im Namen; wir kommen in Auftrag von der liebenswürdigen Forelline." — „Also die verlangt mich zum Ritter?" erwiederte der König kalt und finster; es thut mir leid, daß ich diese Ehre nicht annehmen kann: aber ein König ist nicht so sehr sein eigener Herr, daß er jede Verbindlichkeit, wie er will, übernehmen könnte. Ich kenne die Pflichten eines Ritters, und mögte sie gern alle erfüllen: lieber will ich die Gunst, die sie mir anbietet, ganz verbitten, als mich ihrer unwürdig machen.„ Zugleich legt' er unverzüglich das Herz und die Kette und das Buch wieder in den Korb, und schickt' es zusammen der Königin wieder. Die Königin und ihre Tochter erstickten beynahe vor Wuth, eine so vorzügliche Gunst von einem Fremden so verächtlich zurückgewiesen zu sehen.

Kaum erschien die Stunde, wo man sich dem König und der Königin nähern konnte, so eilte Charmant dahin, in der Hofnung, Flo-

Florinen zu finden. Ueberall sahe er sich nach ihr um: so oft eine Thüre aufgieng, blickt' er hin, ob sie es wäre; Unruhe, Mißlaune verrieth sich in seinem ganzen Benehmen. Die schlaue Königin errieth nur zu gut, was in seiner Seele vorgieng; aber sie ließ sich nichts davon merken: Lustbarkeiten waren der einzige Gegenstand, von dem sie ihn unterhielt. Er antwortete auf alles zerstreut, verkehrt; zulezt entfuhr ihm gar eine Frage nach der Prinzessin Florine. Sie antwortete ihm kurz und stolz: der König, ihr Vater, hätte ihr verboten sich nicht eher wieder sehen zu lassen, bis ihre Tochter vermählt seyn würde. — ¿ Und die Ursache? .... weiß ich nicht; und wenn ich sie wüßte, könnt' ich wohl meine Gründe haben sie Ihnen nicht zu sagen." König Charmant ward äusserst aufgebracht; Forelline bekam von ihm einen finstern verächtlichen Blick, weil sie, das kleine Ungeheuer, Schuld war, daß er das Vergnügen, Florinen zu sehen, entbehren mußte. Die Gegenwart der Königin ward ihm lästig; und er entfernte sich schnell.

Er hatte zum Begleiter einen jungen Prinzen, den er sehr liebte. Zu diesem sagt' er: alles in der Welt wolle er darum geben, um eine von den Kammerweibern der Prinzessin Florine zu gewinnen, daß er nur einen Augenblick

genblick mit ihr sprechen könnte. Es wurde dem jungen Prinzen eben nicht schwer, eine Dame im Pallaste zu finden, die sich zur Vertrauten stimmen ließ. Noch denselben Abend, versicherte ihm diese Dame, sollte Florine an einem kleinen Fenster erscheinen, welches vom Unterstock in den Garten gienge: da könnt' er mit ihr sprechen. „Nur, setzte sie hinzu, mit großer Behutsamkeit! denn der König und die Königin sind so streng, daß ich des Todes seyn würde, wenn sie entdeckten, ich hätte die Liebschaft des Königs Charmant begünstigt.„ Sehr vergnügt die Sache so gut eingeleitet zu haben, versprach der junge Prinz was die Dame verlangte, und eilte seinem Könige durch die frohe Nachricht vom Rendezvous ein heiteres Stündchen, und sich ein Verdienst daraus zu machen. Allein die tückische Vertraute sagte der Königin alles wieder, und nahm mit ihr Abrede, wie es werden sollte. Die Königin fiel gleich auf den Gedanken, ihre Tochter sollte die Stelle am kleinen Fenster einnehmen. Sie gab ihr vollständigen Unterricht; und so einfältig diese in andern Sachen war, so gut faßte sie doch alles hier.

Es war so finster, das Charmant die Betrügerey nicht würde haben merken können, wär' er auch weniger eingenommen gewesen,

als

als er wirklich war. Er schwebte also mit Entzücken an das kleine Fenster hin, und verschwendete an Forellinen, was Florinen galt. Jene nützte das günstige Stündchen; klagte ihm, wie unglücklich sie sey, eine solche Stiefmutter zu haben, und wie wenig Hofnung sie habe, ihr Leiden eher geendigt zu sehen, bis ihre Stiefschwester verheyrathet seyn würde. Charmant gab ihr dagegen die Versicherung, wenn sie ihn zum Gemahl nehmen wollte, so würd' er mit inniger Freude sein Herz und seine Krone mit ihr theilen. Zugleich stekte er ihr seinen Ring, als Pfand von ewiger Treue, an ihren Finger, und bat sie dringend um Bestimmung des Tags ihrer Abreise. Forelline antwortete ihm so gut sie konnte. Freylich merkte Charmant, daß es nicht auf die feinste Art war: aber dies vermehrte blos seinen Kummer, weil er es nur der Furcht vor ihrer Stiefmutter zuschrieb, die ihr sogar alle Freyheit zu denken benehme. In dieser Meynung verließ er sie unter der Bedingung, daß sie morgen zu eben der Stunde hier wieder erscheinen sollte; welches sie ihm auch sehr gern versprach.

Ihre Mutter freute sich sehr über den Erfolg dieser ersten Zusammenkunft, und versprach sich alles davon. Am bestimmten Tage kam auch

auch Charmant in einem leichten Wagen, gezogen von geflügelten Fröschen, die ihm ein freundschaftlicher Zauberer geschenkt hatte. Es war eine sehr dunkle Nacht: Forelline schlich geheimnißvoll durch eine verborgne Thüre hinaus, Charmant schloß sie in seine Arme, und wiederholte ihr seine Schwüre von ewiger Treue. Aber diesen Schwüren folgte auch gleich die Frage, wo ihre Verbindung vollzogen werden sollte. Forelline gab zur Antwort: sie hätte eine Freundin, die berühmte Fee Sußio: und auf ihrem Schlosse sollte die Vermählung geschehen. König Charmant wußte zwar den Weg nach diesem Schlosse nicht; aber es brauchte nur ein Wort an seine Frösche, denen die ganze Welt so bekannt war, wie eine Landkarte, so waren beyde dort.

Als sie ankamen, war das ganze Schloß so hell erleuchtet, daß er seinen Irrthum hätte wahrnehmen müssen, hätte sich nicht seine Begleiterin sorgfältig verschleyert gehalten. Sie zog gleich ihre Freundin auf die Seite, erzählte ihr, wie sie den König in ihr Netz gelockt hätte, und bat sie ihn besänftigen zu helfen. „Ja! Töchterchen! versezte die Fee, das wird nicht leicht seyn. Er liebt Florinen zu sehr; gewiß, er wird uns viel zu schaffen machen.„ Unterdessen wartete Charmant auf

sie in einem Saale, dessen Wände von Diamantenschimmer so hell und klar wiederstrahlten, daß er die Fee und seine Verlobte durch die Wand konnte sprechen sehen. Ihm war es wie ein Traum. „Bin ich betrogen worden? sagt' er, haben die bösen Geister, diese Feinde meiner Ruhe hieher versezt? Will sie meine Verbindung stören? Florine kömmt nicht, sollte sie ihr Vater verfolgt haben?„ So drängte sich ihm ein trauriger Gedanke nach dem andern zu. Aber noch viel schlimmer ward es, als beyde in den Saal traten, und die Fee gebieterisch zu ihm sagte: König Charmant! hier ist die Prinzessin Forelline, der Sie Treue geschworen haben; sie steht unter meinem besondern Schutze, und ich wünsche, daß Sie ihr gleich auf der Stelle Ihre Hand reichen mögen.„ ¿Ich? rief der König! ich sollte die Unholdin heyrathen? Sie halten mich für sehr schwach, daß Sie mir einen solchen Antrag thun. Wissen Sie, daß ich ihr nichts versprochen habe; sagt sie anders, so hat sie.... „Sagen Sie's nicht aus, unterbrach ihn die Fee; vergessen sie nicht die Ehrfurcht gegen mich.„ „Ehrfurcht gegen Sie, versezte der König, so viel eine Fee verlangen kann! aber meine Prinzessin müssen Sie mir wiedergeben.„ ¿Und bin ich das nicht? rief Forelline, indem sie ihm zugleich seinen Ring zeigte.

te. Wem gabst du diesen Ring zum Pfande der Treue, als mir? mit wem sprachst du am kleinen Fenster als mit mir?„ — ¿Also, rief er dagegen, bin ich getäuscht, betrogen? Doch bleiben will ich hier nicht: fort! ihr Frösche, fort!„

„Sachte! fiel ihm Fee Sußio ins Wort, das steht nicht in Ihrer sondern in meiner Macht.„ Zugleich berührte sie ihn mit ihrem Stabe, und er blieb wie eingenagelt stehen. Steinigen könnten Sie mich, sagte Charmant, ich werde doch keiner andern meine Hand geben, als Florinen: das ist mein fester Entschluß; thun Sie nun was sie wollen. „Sußio wendete alles bey ihm an, Gelindigkeit und Drohungen, Versprechungen und Bitten: Forelline weinte und schrie, seufzte, ward böse und ward wieder gut: Charmant sprach kein Wort mehr; verächtliche Blicke des Unwillens auf beyde waren seine ganze Antwort.

So vergiengen zwanzig Tage und zwanzig Nächte, und sie schwazten unaufhörlich fort, ohne zu essen, ohne zu trinken, ohne sich zu setzen. Endlich ward Sußio müde und ungeduldig, und sagte zum Könige: „Sie sind ein hartnäckiger Kopf, der keine Vorstellungen annehmen will. Wählen Sie nun: ent-

weder meine Freundin zur Gemahlin oder zur Strafe für gebrochenes Wort eine Buße von sieben Jahren.„ Bis jezt hatte Charmant immerfort geschwiegen, auf einmal entfuhr ihm nun: machen Sie mit mir was Sie wollen, komm' ich nur von diesem abgeschmakten Dinge los.„ — „Abgeschmakt! wiederholte Forelline; das mögen sie selbst seyn! Sie sind mir eine drollichte Figur von König, mit ihrem Froschwagen, daß Sie in mein eigenes Land kommen, und mir Beleidigungen sagen, und mir Ihr Wort brechen! würden Sie so handeln, wenn Sie noch einen Hellerwerth Ehre übrig hätten?„ — „Sehr herzbrechend! versezte der König; wer möchte wohl eine so liebe Dame zur Gemahlin haben wollen?„ — „Die Ihrige soll sie auch nicht werden„ rief die Fee im äussersten Zorne. Fort mit dir zum Fenster hinaus; denn sieben Jahre lang bist du von nun an ein blauer Vogel.

Im eben dem Augenblicke veränderte sich des Königs Gestalt: seine Arme überzogen sich mit Federn, und wurden Flügel; seine Füße wurden schwarz und dünne; es wuchsen ihm krumme Krallen; sein Körper schrumpfte zusammen, und lange, feine, mit Himmelblau vermischte Federn verhüllten ihn, seine Augen ründeten sich, und bekamen einen Glanz wie Son-

Sonnen; seine Nase verwandelte sich in einen elfenbeinern Schnabel; auf seinem Kopfe erhob sich, in Form einer Krone, ein schöner Federbusch: er sang und sprach zum Entzücken. In diesem Zustande entfuhr ihm ein lauter Schrey über seine Verwandlung, und er flog eiligst davon, um nur die verhaßte Fee nicht mehr zu sehen.

Tief gebeugt von Schwermuth, flog er von Zweig zu Zweig, blos auf den Bäumen, die der Liebe oder der Traurigkeit heilig sind, bald auf Myrthen, bald auf Cypressen. In schwermüthigen Gesängen klagt' er sein Schicksal und Florinens betrübtes Loos. „¿Wo hat sie ihre Feindin verborgen? sagt er bey sich selbst; oder ist sie nicht schon das Opfer ihrer Grausamkeit geworden? Wo sie suchen? Sieben Jahre ohne sie! Vielleicht wird sie unterdessen an einen andern gekettet, und verschwunden ist dann die einzige Hoffnung, die mich erhält.“ So trauerte der arme blaue Vogel, bis zu dem Entschluße, sein Leben auszuhungern.

Unterdessen schickte die Fee ihre Freundin zurück zu ihrer Mutter, die mit Ungeduld auf Nachricht wartete, wie die Vermählung vollzogen sey. Als aber die Tochter wiederkam,

als sie ihr alles erzählte, was vorgefallen war, gerieth sie in einen fürchterlichen Zorn. Der Gegendruck davon fiel natürlich auf Florinen. „Sie soll es bereuen, rief sie aus, sie soll es mehr als einmal bereuen, daß sie dem Könige gefallen hat.“ Mit diesem Entschlusse gieng sie, von Forellinen begleitet, nach dem Thurme. Forelline war prächtig gekleidet; sie hatte eine Krone von Diamanten auf; drey Damen, Töchter der vornehmsten im Reiche trugen ihr die Schleppe des königlichen Talars; an ihrem Finger saß der Ring des Königs Charmant, den Florine an ihm bey ihrer einzigen Unterredung bemerkt hatte. Florine staunte nicht wenig, Forellinen in einem solchen Prunke zu sehen. „Hier, sagte die Königin, bringt dir meine Tochter ihre Hochzeitgeschenke. König Charmant hat sie zur Gemahlin gewählt, und liebt sie außerordentlich; es ist ein hochvergnügtes Paar.“ Zugleich wurden Stoffe von Gold und Silber, Edelsteine, Spitzen, Bänder in großen Körben von Golddrath vor der Prinzessin zur Schau ausgelegt. Indem ihr alle diese Herrlichkeiten gezeigt wurden, ließ Forelline sorgfältig den Ring des Königs spielen. Florine konnte nicht an ihrem Unglücke zweifeln. „Weg! rief sie schmerzhaft, weg mit diesen tückischen Geschenken! Laßt mich nichts anders

tragen als Schwarz; oder vielmehr, laßt mich lieber sterben!" Sie sank in Ohnmacht, und die grausame Königin, voll hämischer Freude über den guten Erfolg ihrer List, erlaubte nicht, daß jemand ihr Hülfe leisten durfte. Sie ließ sie in dem erbärmlichsten Zustande von der Welt allein; ihrem Gemahl aber sagte sie boshafter weise, Florine sey vom Zärtlichkeitstaumel dergestalt ergriffen, daß sie das allerwidersinnigste Zeug vornähme; man dürfte sie beyleibe nicht aus dem Thurme lassen. Ihr Gemahl versezte, sie könnte in dieser Sache ganz nach Gutdünken verfahren; er würde immer mit allem zufrieden seyn.

Als Florine wieder aus der Ohnmacht erwacht war, als sie darüber nachsann, wie übel man ihr begegnete, wie alle Hoffnung zur Verbindung mit König Charmant auf immer verschwand, wurde ihr Schmerz so heftig, daß sie die ganze Nacht in Thränen zubrachte. Rastlos trat sie ans Fenster, und überließ sich zärtlichen und rührenden Klagen. Als der Tag erschien, machte sie das Fenster wieder zu, und weinte von neuem. In der folgenden Nacht trat sie wieder ans Fenster, seufzte, schluchzte, weinte; beym Anbruche des Tags schloß sie sich in ihr Zimmer ein.

Unterdessen flatterte der schöne blaue Vogel unaufhörlich um den Pallast herum, wo Florine, nach seinem Bedünken, seyn mußte. Klagte sie traurig, so klagt' er nicht minder betrübt. So nahe als immer möglich flog er an die Fenster heran, um in die Zimmer zu sehen: nur die Furcht, von Forellinen bemerkt und erkannt zu werden, hielt ihn in der Entfernung. Furcht lehrte ihn Vorsichtigkeit: er sang nicht leicht anders als bey Nacht.

Dem Fenster, an welches Florine trat, stand eine Cypresse von ausserordentlicher Höhe gegenüber: auf diese sezte sich Blauvogel. Kaum hatt' er sich darauf gesezt, so hört' er die Stimme einer Klagenden: „¿Werde, klagte die Stimme, werd' ich noch lange leiden müssen? Kömmt denn der Tod mir nie zu Hülfe? Wer ihn scheut, den überrascht er nur zu bald: ich flehe nach ihm, und mich flieht er. Grausame Königin! was that ich dir, daß du mich in einen solchen Kerker sperrst? Hast du sonst keinen Raum zur Quaal für mich? Du dürftest ja mich nur dahin versetzen, wo deine unwürdige Tochter mit dem Prinzen Charmant so glücklich ist!" — ¡Welch ein Gegenstand der Verwunderung für ihn, dem kein Wörtchen entgieng! Sehnsuchtsvoll sah er dem Tag entgegen, um die Klagende auch zu sehen: aber

ehe noch der Tag erschien, war das Fenster wieder zugemacht und sie verschwunden.

Die folgende Nacht saß der blaue Vogel wieder auf seiner Cypresse. Der Mond schien hell: an einem Fenster des Thurms erschien eine Dame, und begann die Klage: „Sonst lächelte mir die Hoffnung zum Throne, sonst war ich die geliebte Tochter meines Vaters: ¿ o Schicksal, was that ich dir, daß du mich so plötzlich so elend machst? Noch so jung, soll ich schon erfahren, wie veränderlich du bist? Komm zurück, Liebloser, komm zurück! ende mein Leben; mehr verlang ich nicht von dir." Auf jedes Wort lauschte der blaue Vogel: gewiß, Florine mußt es seyn! er wagt' es sie anzureden. „¿ Warum, göttliche Florine, warum dieser Wunsch nach dem Tode? Ihr Leiden ist noch nicht unheilbar." — ¿ Woher, rief sie aus, woher kömmt mir diese Tröstung.?" „Von einem unglücklichen Könige, der Sie liebt, der nie eine andre lieben wird." — „¿ Von einem Könige, der mich liebt? erwiederte sie, ist das nicht wieder ein Fallstrick von meiner Feindin? Doch wozu sollte ihr die List? Will sie mich erforschen? Ich bin bereit, mich ganz zu entdecken." — „Nein! war seine Antwort, der Sie liebt, kann Sie nicht verrathen." Mit diesen Worten flog er an ihr

Fenster. Sie erschrak anfangs über den außerordentlichen Vogel, der mit seiner sanften Nachtigallenstimme so geistvoll sprach wie ein Mensch: doch die Schönheit seines Gefieders und die Freundlichkeit seiner Rede machten ihr wieder Muth. „¿ Darf ich Sie wiedersehen? rief er aus; darf ich mich ganz darüber freuen? Aber Sie sind eine Gefangene; das schlägt meine Freude nieder. Und dann, zu welchem Zustande bin ich nicht selbst auf sieben Jahre verdammt!" — ¿ „Und wer bist du denn, fragte sie mit Streicheln, charmanter Vogel?" „Sie haben meinen Namen genannt, war seine Antwort, und stellen sich doch, als kennten Sie mich nicht." — „¿ Wie? versezte sie, ein großer König, der König Charmant wäre der kleine Vogel hier auf meiner Hand?" — „Nur zu wahr! versezte der König; lieber wählte ich diese Verwandlung, als daß ich der Liebe zu Ihnen entsagt hätte; das ist mein Trost!" — „Der Liebe zu mir! versetzte Florine: o täuschen Sie mich nicht. Ich weiß, ich weiß, Sie sind meiner Stiefschwester Gemahl: an ihrem Finger erkannt' ich Ihren Ring; ich habe sie gesehn im vollem Glanze von den Diamanten, die Sie ihr geschenkt haben: in meinen öden Kerker kam sie, um meiner zu spotten, auf ihrem Haupt eine Krone, bekleidet mit dem königlichen Mantel, beyʼ

des ein Geschenk von Ihnen; ich schmachtete unterdessen hier mit Ketten beladen." — „¿ Sie haben Ihre Schwester in einem solchen Prunke gesehen? versezte Charmant; sie und ihre Mutter haben sich erdreistet, Ihnen zu sagen, diese Kostbarkeiten wären von mir? Himmel! daß ich dergleichen Unwahrheiten hören muß, und mich nicht gleich dafür rächen kann! Wissen Sie: auch mich haben sie hintergehen wollen; Ihren Namen haben sie gemißbraucht, damit ich die häßliche Forelline entführen sollte. Aber kaum klärte sich mir der Irrthum auf, so riß ich mich von ihr los; und unterwarf mich lieber der Buße von siebenjähriger Verwandlung, als daß ich die Treue bräche, die ich Ihnen versprach."

Florine genoß so ganz das Vergnügen ihren edlen Liebhaber sprechen zu hören, daß sie ihres Leides in der Gefangenschaft ganz vergaß. Was sagte sie ihm nicht alles, um ihn wegen seiner traurigen Verwandlung zu trösten, und ihn zu versichern, daß sie nicht weniger für ihn thun würde, als er für sie gethan hätte. Unterdessen brach der Tag an: in Schlosse ward es immer munterer: sie sprachen noch immer. Es kostete ihnen viel Mühe, sich zu trennen: aber auf jede Nacht wurde eine solche Unterredung festgesetzt.

Unter-

Unterdessen versteckte sich der blaue Vogel in einem hohlen Baume, und sein Gedanke war sie allein. „O wie schön, sagt' er, daß ich sie wiedergefunden habe! sie ist so gut, so sanft!„ Jeden kleinen Augenblick seiner Büssungszeit zählt' er sich voll Sehnsucht auf. Um sich indessen gegen die Prinzessin so artig, als ihm möglich war, zu zeigen, flog er zurück in seine Residenz, in seinen Palast, und schlüpfte durch eine zerbrochene Scheibe in sein Kabinet, nahm ein paar Ohrenringe von der ersten Kostbarkeit und Schönheit, brachte sie Florinen, und bat sie, sich damit zu schmücken. „Gern, sagte sie, wollt' ichs thun, wenn Sie mich am Tage besuchten; aber da es nur bey Nacht geschieht, so mach' ich sie nicht ein.„ Der gute Vogel verspra ihr, zu jeder Stunde, wenn sie nur wollte, vor dem Fenster zu erscheinen: auf diese Versiche ung machte sie gleich von seinem Geschenke Gebrauch; und die Nacht verflog ihnen unter lieblichem Gespräche.

Am folgenden Morgen flog der blaue Vogel wieder in sein Königreich, in seinen Pallast, und wieder durch die zerbrochene Scheibe in sein Kabinet, und brachte von dort ein Paar kostbare Armbänder mit. Jedes bestand aus einem einzigen Smaragd, der mit Facetten geschliffen, und in der Mitte ausgehöhlt war,

damit

damit Hand und Arm durchschlüpfen konnten. ¿ „Meynen Sie wohl sagte Florine, daß meine Liebe für Sie durch Geschenke genährt werden müsse? O wie wenig würden Sie sie dann kennen!„ — Nein! war seine Antwort, ich halte die Kleinigkeiten, die ich Ihnen bringe, nicht für nothwendig, um mir Ihre Zärtlichkeit zu erhalten. Aber der meinigen würd' es empfindlich seyn, wenn ich irgend eine Gelegenheit versäumte, Ihnen Aufmerksamkeit zu zeigen. Und dann, wenn Sie mich nicht sehen, so sind sie Ihnen doch Erinnerung an mich.

Bey jedem Anbruche des Tages sucht' er wieder seinen hohlen Baum, wo Früchte seine Nahrung waren. Zuweilen sang er, und sein fremder Gesang setzte die Vorübergehenden in Entzücken. Man hörte Gesang, und sah doch den Sänger nicht: natürlich mußten es Geister seyn. Sehr bald wurde dieser Wahn so allgemein, daß sich niemand mehr ins Holz wagte. Tausend Mährchen breiteten sich davon aus, und die allgemeine Furcht wurde des blauen Vogels besondere Sicherheit.

Es vergieng kein Tag, an dem er nicht Florinen ein Geschenk brachte: bald ein Halsband von Perlen, bald brillantene Ringe aufs nied-

niedlichste gefaßt; Agraffen von Diamanten, Bouquets von andern guten Steinen, von den Farben der lieblichsten Blumen; bald auch Medaillen und Bücher. In kurzer Zeit hatte sie einen ganzen Vorrath der ausgesuchtesten Kostbarkeiten. Doch schmückte sie sich damit nur des Nachts, aus Gefälligkeit gegen ihn: den Tag über verbarg sie ihren Reichthum sorgfältig an dem einzigen möglichen Schutzorte, unter ihrer Strohdecke.

So verstrichen zwey Jahre, ohne daß Florinen die geringste Klage über ihre Gefangenschaft entfuhr. ¿Warum hätte sie auch klagen sollen? Sie genoß ja die Freude, alle Nacht mit dem Manne, den sie liebte, zu sprechen. Bekam sie gleich keinen Menschen zu sehen, brachte gleich Blauvogel seinen Tag im hohlen Baume zu, so hatten sie sich doch immer etwas Neues zu sagen: ihr Stoff war unerschöpflich, denn ihr Geist und ihr Herz boten ihn dar.

Unterdessen hatt' es die Königin zu wiederhohltenmahlen fruchtlos versucht, ihr Töchterchen an den Mann zu bringen. An alle Prinzen, die sie auch nur dem Namen nach kannte, hatte sie Anträge gemacht: alle wiesen sie kurz ohne Umstände ab. „Ja! sagte man, wenn

es

es Florine wäre! Forelline aber — die mag nur immer Vestalin bleiben!" Mutter und Tochter ärgerten sich halb todt über dergleichen Antworten, und erbosten sich gegen die unschuldige Florine. „Selbst als Gefangene sagten sie, tritt uns das übermüthige Ding überall in den Weg. Sie muß geheime Verbindungen im Auslande unterhalten: sie ist gewiß Staatsverbrecherin: als solche wollen wir sie behandeln lassen."

Sie berathschlagten so lange, daß es beynahe Mitternacht war, als sie beschlossen, in den Thurm zu gehn, und sie auf der Stelle zu befragen. Florine stand eben bey dem lieben Vogel am Fenster, mit seinen Geschenken geschmückt; ihr schönes Haar war so schön gelockt, wie sonst eine arme Gefangene nicht zu thun pflegt; Blumen waren in ihrem Gemache und auf ihr Bette gestreut; ein Wohlgeruch von köstlichen Räucherwerk hatte sich verbreitet. Die Königin lauschte an der Thüre: und es war ihr, als hörte sie einen zweystimmigen Gesang. Es war ein bekanntes Lied, das fühlenden Herzen so werth ist:

Du, die vom braunen Wagen
Mitleidig auf uns schaut,
Du mit den bangen Klagen
Der Liebe gern vertraut,

O hüll' in deine Schatten,
Verschwieg'ne Nacht, uns ein! . . . .

„Ha! rief die Königin, wir sind verrathen!" — und stürzte, noch ehe das Lied zu Ende gesungen war, in das Zimmer. Welch ein Anblick für Florinen! Sie schlug nur eilig das kleine Fenster zu, damit ihr lieber Vogel Zeit gewinnen möchte zu entfliehen: an seiner Erhaltung lag ihr mehr, als an ihrer eigenen. Er aber fühlte sich nicht stark genug zu entfliehen: sein Falkenblick hatte ihm schon ihre Gefahr entdeckt. O wie betrübt' es ihn, daß er so unvermögend war, ihr beyzustehen, als die Königin und ihre Tochter wie Furien über sie herfielen! „Man weiß nun schon, sagte die Königin, deine Ränke gegen den Staat: hoffe nicht, daß deine Geburt dich gegen die wohlverdiente Strafe schützen wird." „¿ Ränke!? versetzte Florine; und mit wem sollt' ich sie unterhalten? Sind Sie nicht selbst seit zwey Jahren meine Gefangenwärterin? Hab' ich unterdessen einen andern Menschen gesehen, als den Sie selbst geschickt hatten?" — Während daß sie sprach, besahen sie die Königin und ihre Tochter mit einem Erstaunen sonder gleichen; ihre Schönheit und ihr Schmuck blendeten beyde. „¿ Und woher haben Madame diesen Schmuck?" fragte die Königin; wäre vielleicht in diesem Thurm eine Diamantgrube?" — Sie hätte

das

das Geschmeide hier gefunden, versetzte Florine; mehr wüßte sie nicht davon. Die Königin heftete auf sie einen Blick, der in ihr Herz eindringen zu wollen schien. „Sie betrügen uns nicht! fuhr sie fort; Sie wollen uns Staub in die Augen werfen; aber wir wissen wohl, was Sie von früh bis in die Nacht beginnen. Diesen Schmuck haben Sie blos deswegen, damit Sie das Königreich ihres Vaters verrathen sollen.“ — „Das könnt' ich auch, erwiederte sie mit einem verächtlichen Lächeln; ich, eine unglückliche Prinzessin, die schon so lange in Fesseln schmachtet, ich kann gewiß sehr viel zu einem solchen Anschlag ausrichten!“— „¿Und für wen, versetzte die Königin, für wen bist du denn so belockt, so geschmückt, so mit Wohlgeruch umgeben?“ — Ich habe Zeit genug, antwortete Florine; ist es denn so wunderbar, daß ich ein Paar Augenblicke auf meinen Putz wende? Werfen Sie mir diese Augenblicke nicht vor; so manche Stunde bring' ich dagegen in Thränen zu.“ — „Laß sehn, fiel die Königin ein, ob die arme Unschuldige nicht einen geheimen Vertrag mit den Feinden des Landes bey sich hat!“ Sie suchte nach: als sie auf den Strohsack kam, fand sie die ganze Menge von Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden, Topasen. Es war ihr Vorsatz, irgendwo ein Papier unterzuschieben, das die Prinzessin un-

glücklich machen könnte: sie schob auch wirklich ein solches Papier ins Kamin. Doch der blaue Vogel, der sich zum Glück darauf gesezt hatte, dessen Auge schärfer sah als ein Luchs, der alles belauschte, rief Florinen zu: „nehmen Sie sich in Acht! ihre Feindin legt eine Tücke gegen Sie an!“ Diese so unerwartete Stimme schreckte die Königin dergestalt, daß sie ihren Anschlag nicht auszuführen wagte. „Sie sehen, sagte Florine, die Geister in der Luft sind mir hold.“ — Freylich, erwiederte die Königin mit halbersticktem Grimme, mögen dir die Geister hold seyn: aber allen Geistern zum Trotze wird sich dennoch dein Vater Recht zu schaffen wissen. „Wollte der Himmel, rief Florine, daß ich weiter nichts zu fürchten hätte, als den Zorn meines Vaters! Der Ihrige ist furchtbarer.“

Bestürzt über alles was sie gesehn und gehört hatte gieng die Königin wieder fort. Sie hielt darauf großen Rath, was gegen die Prinzessin vorzunehmen wäre. Man sagte ihr, wenn irgend ein Zauberer oder eine Fee sie unter ihren Schutz nähmen, so würde sie, wenn sie die Prinzessin länger quälte, die Sache nur noch schlimmer machen: das Beste würde seyn, wenn sie ihre Intrigue aufzudecken suchte. Die Königin fand diese Idee sehr gut; und, um

sie zu befolgen, schickte sie der Prinzessin eine junge Person, die unter dem Vorwande ihr aufzuwarten, unter dem Schein der größten Unbefangenheit, jeden Schritt von ihr belauschen sollte. Aber der Fallstrick war zu grob: Florine erkannte gleich in der angeblichen Aufwärterin die Kundschafterin ihrer Stiefmutter: und nun denke man sich ihre Betrübniß. — „¿So kann ich denn, rief sie schmerzhaft aus, nicht mehr mit ihm reden? Sonst half er mir mein Leiden tragen; ich linderte ihm das seinige: was soll nun aus ihm werden? und was aus mir?" Bey diesen Ahndungen ergossen sich ihre Thränen.

Sie wagt' es nun nicht mehr, sich am kleinen Fenster sehn zu lassen. Zwar hörte sie den blauen Vogel um das Fenster flattern; zwar hätte sie ihm, herzlich gern aufgemacht: aber sie fürchtete sein Leben in Gefahr zu setzen. Ein ganzer Monat vergieng, ohne daß sie sich sehen ließ, und o wie grämte sich nicht der arme blaue Vogel! wie jammerte er nicht! Erst jezt fühlt' er die Quaal der Entfernung, und das Peinliche seiner Verwandlung. Umsonst sann er auf Mittel gegen beydes: er fand kein Mittel, keine Linderung.

Ihre Belauscherin, die nun einen ganzen Monat Tag und Nacht gewacht hatte, fiel endlich

lich in einen tiefen Schlaf. Geschwind, geschwind öfnete Florine das Fenster, und rief:

Blau, wie der Himmel über dir,
Fleug' zu mir her, fleug' her zu mir!

Der geheimnißvolle Ruf ward recht gut verstanden, und gleich erschien, wer erscheinen sollte. O wie freuten sie sich, daß sie sich wiedersahn; wie viel und mancherley hatten sie sich nicht zu sagen! Betheurungen von Liebe wurden wiederhohlt, und immer wiederhohlt. Florine weinte; ihr Vogel trauerte selbst, und suchte sie zu trösten. Endlich kam die Stunde der Trennung, ohne daß die Aufseherin erwacht wäre, und sie trennten sich mit dem zärtlichsten Abschiede. Am folgenden Tage schlief die Lauscherin wieder ein, Florine eilte wieder ans Fenster, und rufte wie gestern:

Blau, wie der Himmel über dir,
Komm' zu mir her, komm' her zu mir!

Sogleich erschien der Vogel, und die Nacht verstrich, wie die vorhergehende, unbemerkt und ohne Ueberfall. Die beyden Liebenden schwebten in Entzücken: sie schmeichelten sich, ihre Aufseherin würde alle Nächte so gern und so fest schlafen. Auch lief die dritte Nacht noch glücklich ab: aber nicht so die vierte. In dieser hörte die Aufseherin ein leises Geräusch:

sie lauschte, ohne sich etwas merken zu lassen, und sahe im Mondenschein den schönsten Vogel von der Welt, wie er mit der Prinzessin sprach, wie er ihr mit den Füßchen schmeichelte, wie sein Schnabel sich an ihren Mund schmiegte. Zu ihrem Erstaunen sprach der Vogel wie ein Liebhaber, und die schöne Florine antwortete ihm wie nur eine zärtlich Liebende antworten kann. Als der Tag erschien, trennten sie sich; wehmüthig, als ob ihnen ihr nahes Unglück geahndet hätte. Weinend warf sich Florine auf ihr Lager: Blauvogel schlüpfte wieder in seinen hohlen Baum: die Wärterin aber eilte zur Königin, und sagte ihr alles was sie gesehn und gehört hatte.

Die Königin, ihre Tochter, und ihre Vertrauten hielten nun einen langen Rath, der dahin ausfiel: der blaue Vogel sey nichts anders als der König Charmant. „Welch ein Schimpf! rief die Königin, welch ein Schimpf! Ich glaubte, das Mädchen sey so tief betrübt, und sie läßt es sich unterdessen mit unserm Undankbaren wohl seyn. Aber ich will mich rächen, und so rächen, daß sie daran denken soll. „Ihre Tochter bestärkte sie noch in diesem Vorsatze, voll Freude über alles, was ihrer Stiefschwester und ihrem Liebhaber zu Leide gethan werden sollte.

Die Ausspäherin wurde wieder in den Thurm geschickt, mit der Anweisung, weder Verdacht noch Neugierde zu verrathen, und sich vielmehr noch schläfriger als gewöhnlich zu stellen. Sie legte sich also früh zu Bette und schnarchte, daß es eine Lust war. Die arme betrogene Prinzessin öfnete sogleich das Fenster, und rief:

Blau, wie der Himmel über dir,
Fleug' zu mir her, fleug' her zu mir!

Allein sie rufte vergebens: sie rufte die ganze Nacht, und immer vergebens; er kam nicht. Die Königin hatte Degen, Messer und Dolche an der Cypresse aufhängen lassen. Alß sich nun der blaue Vogel mit vollen Schwingen darauf niederließ, durchschnitten ihm die mörderischen Werkzeuge die Füße: er fiel, und fiel auf andere, die ihm die Flügel zerschnitten. Auf solche Art erbärmlich zugerichtet, rettete er sich mit unsäglicher Mühe an seinen Baum; seinen Flug bezeichnete eine Fährte von Blut.

Nun bildete er sich ein, Florine selbst hätte ihr Geheimniß, um ihr Schicksal zu mildern, an ihre Stiefmutter verrathen, die ihm nun diese mörderische Fallen gestellt habe, und

das machte ihm das Leben verhaßt. „¿Ha! rief er schmerzhaft aus, lohnst du so die reinste, die zärtlichste Liebe? Wolltest du meinen Tod, warum tödtete mich nicht deine eigene Hand? Dann wär' er mir lieb gewesen. Ich kam zu dir, mit so viel Liebe und Vertrauen; ich litt für dich, und litt ohne zu klagen: und du opferst mich einem grausamen Weibe auf? Du suchst Versöhnung, und ich muß das Opfer seyn? Du entlehnst nur die Hand deiner Schwester: den Dolch führst du selbst.„ Voll von diesen niederschlagenden Gedanken, beschloß er zu sterben.

Unterdessen war sein guter Freund, der Zauberer, als er seine fliegenden Frösche ohne ihn zurückkommen sah, so bekümmert um ihn gewesen, daß er achtmal die ganze Erde durchlief und ihn suchte, ohne ihn finden zu können. Auf seiner neunten Wanderung kam er in den Wald, wo der König war, und blies auch hier, wie gewöhnlich, fünfmal in sein Horn, und rief dann fünfmal aus aller Macht den Namen des Königs. Charmant erkannte die Stimme seines besten Freundes. „Heran zu diesem Baume! rief er ihm zu, und siehe den König, den du liebest, in seinem Blute schwimmen.“ Verwundert blickte der Zauberer überall umher, und sah nichts. „Ach ich bin der blaue Vogel!“

 sagte

sagte der König mit schwacher erloschener Stimme. Auf dieß fand ihn der Zauberer sehr leicht in seinem kleinen Neste. Nur wenig Worte waren ihm hinreichend, das Blut, das noch immer floß zu stillen; und noch einige Zaubersprüche und einige Kräuter aus dem Walde stellten den König so vollkommen her, als wenn er gar nicht verwundet gewesen wäre.

Darauf bat er ihn um Erläuterung, wie er zum Vogel und wie er so grausam gemißhandelt worden sey. Der König sagte ihm alles: Florine, sezt' er hinzu, Florine selbst müsse das Geheimniß ihrer nächtlichen Zusammenkünfte verrathen haben, um sich mit der Königin auszusöhnen; und sie müsse bewilligt haben, daß die Cypresse mit Dolchen und Messern wäre behangen worden, die ihn fast durchstochen und zerschnitten hätten. Er brach über ihre Untreue in bittere Klagen und Vorwürfe aus, und sagte, er würde sich glücklich schätzen, wenn er nicht vor seinem Tode noch ihr falsches Herz hätte kennen lernen. Der Zauberer zog nun ebenfalls gegen Florinen und überhaupt gegen die Weiber heftig los; und rieth ihm, Florinen zu vergessen. „¿ Wie unglücklich, sagt' er zu ihm, würden Sie nicht seyn, wenn Sie fähig wären, eine solche Undankbare noch länger zu lieben? Nach dem was sie

an

an Ihnen gethan hat, haben Sie alles von ihr zu fürchten." Blauvogel konnte nicht einstimmen: Florine war ihm noch zu theuer. Der Zauberer, der in seiner Seele las, so sorgfältig er sich auch zu verbergen suchte, sang ihm mit eigner Laune vor:

Unterm Druck von trüben Tagen
Spricht Vernunft umsonst ans Herz;
Unter Thränen, unter Klagen
Nährt die Seele ihren Schmerz.
Aber endlich kömmt die Stunde
Neugestärkter Heiterkeit.
Balsam giebt's für jede Wunde;
Dieser Balsam heißt — die Zeit.

Blauvogel räumte das alles ein; und bat nur seinen Freund, ihn nach Hause zu versetzen, und in einem Kefich gegen Katzenkrallen und andere mörderische Klauen zu sichern. „¿Aber, sagte der Zauberer, fünf Jahre wollen Sie noch in diesem Zustande bleiben, der Ihrer so unwürdig ist? Sie haben Feinde, die Ihren Tod für gewiß ausgeben, weil sie nach Ihrem Königreiche streben: und ich fürchte sehr, Sie werden es verlieren, ehe Sie noch Ihre natürliche Gestalt wieder erlangen." — „¿Könnt' ich denn nicht, versezte König Blauvogel, in mein Reich zurückkehren, und regieren wie vorher?" — „O das

ist schwer, versezte der Zauberer. Einem Menschen will man wohl gehorchen, aber einem Papagayen nicht. Als König, mit Prunk und Größe umgeben, werden Sie gefürchtet, aber als ein armer Vogel rupft man Ihnen die Federn aus." — „Ach! rief der König, wie schwach ist doch der Mensch! Schein von äusserlichem Glanze ist nichts, und hat dennoch so viel Täuschendes, daß man ihm nicht widerstehen kann. Doch ich will mich fassen, und was mir nicht beschieden ist, gleichgültig anzusehen suchen." — Geben Sie nicht alle Hoffnung auf, versezte der Zauberer; ich glaube noch Mittel zu finden."

Traurig verbrachte unterdessen Florine voll Sehnsucht ganze Tage und Nächte.

Blau, wie der Himmel über dir,
Fleug' zu mir her! fleug' her zu mir!

wiederholte sie unaufhörlich, ohne sich von ihrer Aufseherin davon abhalten zu lassen: in einer Art von Verzweiflung schonte sie nun nichts mehr. „¿Was ist aus dir geworden, Geliebter? rief sie aus: auch das Opfer der Wuth unserer Feinde? Seh' ich dich niemals wieder? Oder hast du mich verlassen?" Thränen und Schluchzen mischten sich in ihre Klagen. Langsam und betrübt schlich ihr der Tag da-

dahin, weil sie ihn nicht mehr hatte. Sie verfiel; ihr Reiz verblühte; matt und siech konnte sie sich kaum noch aufrecht erhalten.

Die Königin und ihre Tochter triumphierten: die Rache war ihnen noch süßer, als ihnen die Beleidigung bitter gewesen war. Unterdessen aber wurde der alte König krank und starb. Dadurch bekam die Lage der Königin und ihrer Tochter eine ganz andere Gestalt. Das Volk haßte sie; sie erschienen jezt als Favoritinnen, die ihre Gunst gemißbraucht hätten. Das Volk drängte sich im Aufruhr zum Palaste, und verlangte die Prinzessin Florine als seine schon anerkannte Thronerbin. Die Königin wollte die Sache mit stolzer Strenge behandeln, und drohte, von einem Balkon herab, dem Volke als Empörer. Aber nun wurde der Aufruhr allgemein: ihre Zimmerthüren wurden eingestossen, und sie selbst zertreten, zerschlagen. Ihre Tochter, die nicht weniger Gefahr lief, rettete sich noch zu der Fee Sußio.

Die Großen des Reichs versammelten sich in gröster Eile, und giengen nach dem Thurme, wo Florine krank und betrübt eingeschlossen war. Sie wußte noch nichts von dem Tode ihres Vaters, noch von dem schauervollen Ende ihrer

Feindin. Das große Geräusch, das sie auf einmal vernahm, hielt sie ohnfehlbar für Annäherung von Leuten, die sie zum Tode führen wollten. Sie erschrak nicht darüber; denn seit dem Verluste ihres geliebten Vogels war ihr das Leben verhaßt. Auch dann, als ihre Unterthanen vor ihr niederfielen, und ihr die vortheilhafte Veränderung ankündigten, machte es keinen Eindruck auf sie: gleichgültig ließ sie sich in den Palast tragen, und gleichgültig ließ sie sich krönen.

Die unermüdete Sorgfalt, die man auf ihre Gesundheit wendete, und ihre Sehnsucht den lieben blauen Vogel aufzusuchen, stellten sie bald genug wieder her, um ihren Lieblingsentwurf ausführen zu können. Sie ernannte einen Staatsrath, der in ihrer Abwesenheit de Regierung verwalten sollte, nahm für mehrere Millionen kostbare Steine zu sich, und verschwand einmal des Nachts, ohne einem Menschen nur ein Wörtchen zu sagen.

Der freundschaftliche Zauberer, der nicht mächtig genug war, um das Werk der Fee zu zerstöhren, versuchte den Weg des Vergleichs. Von einem Zauberer zu einer Fee ist nur eine Handbreit: sie kannten sich schon seit fünf bis

sechs

sechs hundert Jahren, und binnen der Zeit hatten sie wohl hundertmal gut und nicht gut mit einander gestanden. Die Fee, die eben mit Forellinen sprach, empfieng ihn gar freundlich; fragte ihn, ob sie ihm mit etwas dienen könnte. „Allerdings! versezte der Zauberer, und sehr viel. Es betrift meinen besten Freund, einen König, den Sie unglücklich gemacht haben.“ „Ich weiß was Sie meynen, antwortete Sußio. Es thut mir leid: aber es ist keine Verzeyhung für ihn, er heyrathe denn meine schöne, artige Freundin, die Sie hier sehen: er mag es überlegen.“

Der gute Zauberer verstummte, so häßlich fand er die schöne artige Freundin: gleichwohl konnt' er sich nicht entschließen, die Fee zu verlassen, ohne wenigstens etwas für seinen Freund zu thun, der in seinem Kefich tausendfachen Gefahren unterworfen war. Der Haken, an dem der Kefich hieng, zerbrach, der Kefich fiel herab, und die gefiederte Majestät litt nicht wenig vom Falle. Die Lieblingskatze die eben im Zimmer war, als sich das Unglück begab, krazte ihm dabey ins Auge, daß er beynahe einäugig geworden wäre. Ein kleiner schelmischer Affe, der entsprungen war, erwischte durch das Gitterwerk hindurch, seine Flügel, und rupfte ihn, als hätt' er eine Elster

ster in der Zause. Doch das Schlimmste war noch, daß er in Gefahr stand, sein Königreich zu verlieren: täglich wurden neue Ränke ausgedacht, um zu beweisen, daß er todt sey. Zulezt verglich sich endlich der Zauberer mit der Fee dahin, daß sie ihre liebe Freundin in den Pallast des Königs Charmant bringen, daß sie hier einige Monate bleiben, daß er unterdessen einen festen Entschluß fassen, daß sie ihm seine Gestalt wiedergeben sollte, wiewohl mit Vorbehalt, ihn nach etlichen Monaten wieder zum blauen Vogel zu machen, wenn er sich nicht entschlösse, die Prinzessin zur Gemahlin anzunehmen.

Die Fee beschenkte nun ihre Freundin mit Kleidern von Gold und Silber, nahm sie dann mit sich auf einen Drachen, und flog mit ihr zum König Charmant. Drey Schläge mit dem Zauberstabe stellten ihn wieder her, wie er gewesen war, schön, liebenswürdig, geistreich. Aber sie kam ihm theuer zu stehen, die Zeit, die ihm von seiner Buße geschenkt wurde: eine Forelline zur Gemahlin — schon der bloße Gedanke machte ihn schaudern. Sein freundschaftlicher Zauberer stellte ihm zwar die besten Grün... vor; allein sie machten keinen Eindruck auf ihn. Er dachte weniger an Reich und Regierung, als an Mittel, wie er die Frist, die ihm die Fee vergönnt hatte, nur verlängern könnte.

In-

Indessen hatte Königin Florine ihre Wanderung angetreten. Sie gieng als Bäuerin verkleidet, mit fliegenden Haaren, die ihr über das Gesicht herfielen; auf dem Kopfe trug sie einen Strohhut, auf der Schulter einen leinenen Sack. Sie wanderte bald zu Fuß und bald zu Pferde, bald zu Lande und bald zu Wasser. Sie eilte was sie konnte aber immer in Angst sie möchte ihren Geliebten irgend da oder dort aufsuchen, indessen er an einem andern Orte wäre. Eines Tags, als sie am Rand einer Quelle verweilte, deren Silberwellen über Kiesel rollten, empfand sie Lust sich zu baden. Sie setzte sich ins Grüne, band ihre blonden Haare mit einem Bande auf, und tauchte mit den Füßen ins Wasser. Indem gieng eine kleine bucklichte Alte vorüber, ganz gebückt und auf einen starken Stab gestützt. „¿So allein, liebes Kind? sagte die Alte, und blieb stehen.“ Ach Mütterchen! erwiederte Florine, ich bin nicht allein; Kummer, Unruhe und Beschwerden sind meine Gesellschafter, und Thränen begleiteten diese Antwort. „¿Wie? fuhr die Alte fort, du bist noch so jung, und hast schon solchen Kammer? Sey nicht so betrübt, gutes Mädchen!

„Entdecke mir, du Traurige
„Warum das Herz dir blutet;“

vielleicht hab' ich Trost und Linderung für dich. Florine faßte Zutrauen zu der guten Alten, und entdeckte ihr, mit ihrer ganzen Geschichte; die Absicht ihrer jetzigen Wanderung.

Kaum hatte sie sich ihr entdeckt, so richtete sich die Alte auf, ihre ganze Gestalt veränderte sich, sie erschien jung, schön und prächtig gekleidet: „schöne Florine, sagte sie mit einem holden Lächeln zu ihr, der König den Sie suchen, ist kein Vogel mehr: meine Schwester Sußio hat ihm seine Gestalt wiedergegeben; und jezt ist er in seinem Königreiche. Seyn Sie nicht so betrübt. „Sie werden ihn wiedersehen, und Ihr Wunsch wird ihnen gelingen. Hier sind vier Eyer: diese zerbrechen Sie, wenn es Noth hat; sie werden Ihnen gute Dienste leisten.„ Mit diesen Worten verschwand die Fee.

Florine fühlte sich durch das Zureden der guten Alten sehr gestärkt, und beruhigt. Sie nahm die Eyer in ihren Sack, und damit ihren Weg nach dem Reiche des Königs Charmant.

Nachdem sie acht Tage und eben soviel Nächte gegangen war, kam sie an einen Berg von erstaunlicher Höhe, ganz von Elfenbein und

so jähe, daß man unmöglich darauf fußen konnte. Hundertmahl versuchte sie's, doch immer vergebens; immer glitte sie aus. Müde und verzweiflungsvoll legte sie sich endlich am Fuße des Berges nieder, als ihr zum Glück ihre Eyer einfielen. „Laß doch sehen, sagte sie, ob die Fee im Ernst gesprochen hat." Sie nahm eins von den Eyern, und zerbrach's. In dem Ey befanden sich kleine Eisstacheln von Stahl; diese legte sie sich an Händen und Füßen an, und mit Hülfe dieser Stacheln klimmte sie ohne Mühe den Berg hinan, denn sie drangen in den glatten Boden ein, und liessen sie nicht ausgleiten.

Nun war sie oben: aber wieder hinunter zu kommen, da zeigte sich neue Schwierigkeit: denn das ganze Thal war nur Eine große Spiegeltafel. Ringsumher stand eine ungeheure Schaar von Weibspersonen, die sich mit großem Wohlgefallen darin beschauten. Der Spiegel, der wohl zwey Meilen breit und sechs Meilen lang war, ließ jede sich so erblicken, wie sie zu seyn wünschte. Hatte eine rothes Haar, so erschien sie sich hier als Blondine, die Brunette bekam hier schwarzes Haar, die alten glaubten jung zu seyn, und die jungen alterten nie: kurz, jeder Fehler wurde hier in Schönheit verwandelt. Todt hätte man sich lach-

en mögen, wenn man das Liebäugeln und Mienenspiel der meisten dieser Koketten sahe. Eben diese Eigenschaft lockte auch nicht weniger Männer herbey: denn auch ihnen gefiel der Spiegel. Einigen lieh er schöne Haare, einem andern einen edleren, geschmeidigern Wuchs, ein kriegerisches Ansehen, einen bessern Anstand. Sie spotteten der Damen, die Damen gaben ihnen den Spott zurück; daher hatte der Berg sehr verschiedene Namen. Bis auf den Gipfel aber war noch nie jemand gekommen. Als nun Florine oben erschien, begannen die Damen allesamt ein lautes Gemurmel. „Wohin riefen sie, wohin will die Unbesonnene? Sie wird doch nicht toll genug seyn, auf unserm Spiegel herab zu gehen, denn auf den ersten Schritt zerbricht sie alles.“ Kurz es war ein gewaltiges, verworrenes Getöse, und Geschrey.

Florine wußte nicht was sie thun sollte; die Gefahr war zu augenscheinlich. In dieser Angst zerbrach sie ihr zweytes Ey. Sofort flatterten zwo Tauben heraus, und dann erschien ein Wagen, der sogleich für sie zum bequemen Gebrauche tauglich wurde. Es brauchte nur einen Augenblick, so flogen die Tauben mit dem leichten Wagen den Berg hinab. „Täubchen! Täubchen! sagte Florine, wollt ihr mich nicht dahin bringen, wo König Charmant

mant seinen Hof hält?" — Folgsam und freundlich flogen die Täubchen Tag und Nacht, bis sie die Residenz erreichten. Florine stieg ab, und gab jedem Täubchen einen Kuß zum Lohne.

¡O wie schlug ihr das Herz, als sie hier eintrat! Sie schwärzte sich, um nicht erkannt zu werden, das Gesicht. Jeden, dem sie begegnete, fragte sie, ob sie nicht den König zu sehen bekommen könne. „¿Den König sehen?" wiederhohlten einige, mit spöttischem Gelächter; geh' doch, Schmuz-Lappen! und wasch' dich erst. „Ohne zu antworten, schlich Florine weiter fort, und fragte immer jedem Vorbeygehenden, wo sie den König zu sehen bekommen könne. „Morgen, sagte man, erscheint er öffentlich; denn er hat endlich eingewilligt, der Prinzessin Forelline seine Hand zu geben.

¡Welch eine Nachricht! Charmant vermählt, und vermählt an Forellinen! Kaum konnte Florine noch reden, noch gehen. Sie setzte sich unter ein Thor, auf einen Steinhaufen; ihr langes Haar und ihr Strohhut verbargen ganz ihr Gesicht. „O wie unglücklich bin ich doch, rief sie aus! so komm ich dann nur hierher, um den Triumph meiner Feindin noch zu vermehren, und Zeugin ihres Glücks zu

 seyn!

seyn! ¿Also deswegen besuchte mich Blauvogel nicht mehr?"

Dem Bekümmerten schmeckt nichts: Florine suchte nur ein Obdach, und legte sich nieder, ohne zu essen. Mit dem Tage stund sie auf, und lief nach dem Tempel, zu dem sie den Eingang mit mancher Mißhandlung von Wachen und Soldaten bezahlen mußte. Sie sah den Thron des Königs und der Prinzessin Forelline, die man schon als Königin betrachtete. ¡Welch ein Anblick für Florinen, die so tief und fein empfand! Sie näherte sich dem Throne ihrer Nebenbuhlerin, und blieb dabey unbeweglich stehen. Der König erschien zuerst, schöner und liebenswürdiger als jemals. Nach ihm erschien auch die Braut, prächtig gekleidet, aber häßlich zum Entsetzen. Sie warf auf die arme Florine einen finstern, verächtlichen Blick, und fragte: ¿„wer bist du, daß du dich unterstehst, mir und meinem Throne so nahe zu kommen?" — „Ich heisse Schmuzeline, antwortete Florine, und komme weit her, um Ihnen allerhand Kostbarkeiten zu verkaufen. Zugleich zog sie aus ihrem leinenen Sacke die smaragdenen Armbänder hervor, die ihr ehedem der König Charmant geschenkt hatte. „Ha! rief Forelline, das ist ja recht artige Glaswaare;

was willst du denn dafür?" etwa sechs Kreuzer? — Ich berufe mich auf Kenner, erwiederte Florine; dann wollen wir handeln. Forelline, die den König wirklich mehr liebte, als man ihr hätte zutrauen sollen, die jede Gelegenheit mit ihm zu sprechen, begierig ergriff, eilte ihm die Armbänder zu zeigen, und ihn zu fragen, was er davon hielte. Charmant erblaßte bey dem Anblicke dieser Stücke, denn sie erinnerten ihn an sein Geschenk an Florinen; er seufzte, konnte lange kein Wort reden; aber endlich, aus Furcht sich zu verrathen, zwang er sich doch, und antwortete Forellinen, die Armbänder könnten leicht so viel werth seyn, als sein Königreich.

Forelline kehrte wieder zurück auf ihren Thron, auf dem sie sich ausnahm, wie eine Schnecke im Häuschen, und fragte Florinen, wie viel sie, ohne vorzuschlagen, dafür verlange. „Sie mögten sie mir wohl nicht bezahlen können, erwiederte Florine; ich will Ihnen aber einen andern Handel vorschlagen. Lassen Sie mich eine Nacht in der Echogrotte im Palaste des Königs schlafen, und das Armband ist Ihre." Das will ich wohl! antwortete Forelline mit einem ausgelassenen Gelächter, wobey sich ihre abscheulichen Zähne eben nicht zu ihrem Vortheile zeigten.

Der König fragte weiter nicht, woher das Armband sey, so wohl aus Gleichgültigkeit gegen die Person die es anbot, (wiewohl diese eben nicht fähig schien, die Neugier zu reizen,) sondern wegen einer unüberwindlichen Abneigung die er gegen Forellinen empfand. Hier muß man nun wissen, daß er, als Vogel Blau, der Prinzessin erzählt hatte, unter seinem Zimmer befände sich ein Kabinet, die Echogrotte genannt, das so kunstreich angelegt sey, daß ihm das leiseste Wort das darin gesprochen würde in seinem Zimmer hörbar sey. Florine die ihm seine Untreue vorwerfen wollte, hatte also das beste Mittel dazu gewählt.

Sobald sie, auf Befehl der Königin, dahin geführt worden war, begann sie, ihre Klagen. „So ist es denn nur zu gewiß, das Unglück, an den ich zweifeln wollte! Du hast mich vergessen, Blauvogel, du liebst eine Andere, die deiner nicht werth ist. Ich bin aus deinem Andenken verbannt: auch das Armband, das du mir gabst, erinnert dich nicht mehr an mich!“ Schluchzen unterbrach hier ihre Klagen: und so wechselte sie damit ab, bis an den Morgen.

Die Kammerdiener, die sie die ganze Nacht hatten seufzen und ächzen hören, sagten es der Köni-

Königin wieder; und diese fragte, was sie die ganze Nacht über vorgehabt hätte. Florine redete sich damit aus, daß sie viel zu träumen, und im Traume laut zu reden pflegte. Der König hingegen hatte sie, durch ein seltsames Verhängniß, gar nicht gehört. Er hatte nemlich seitdem er Florinen liebte, keinen Schlaf mehr; so oft er daher zu Bette gieng, gab man ihm jedesmal Opium um zu schlafen.

Florine brachte den ganzen Tag in einer ausserordentlichen Beunruhigung zu. „Hat er mich gehört, o welche grausame Gleichgültigkeit von ihm! ¿Hat er mich nicht gehört, wie soll ich anders mit ihm reden können?" Seltenheiten hatte sie nicht mehr; und etwas mußte es doch seyn, das eine Forelline reizen konnte: sie nahm also ihre Zuflucht zu ihren Eyern; sie zerbrach das dritte davon. Es enthielt eine kleine Karosse von geschliffenen Stahl, mit Gold eingelegt. An diese Karosse waren sechs grüne Mäuse gespannt, die ein rosenfarbenes Mäuschen zum Kutscher und eine kleine blaue Maus zum Vorreiter hatten. In der Karosse saßen vier Marionetten, die alles an Artigkeit und Munterkeit und Laune übertrafen, was man davon je gesehen hat. Sie tanzten und machten allerliebste Kunststücke.

Florine freute sich über dieses neue Meisterstück der negromantischen Kunst. Abends um die Stunde, wo Forelline auf die Promenade zu gehen pflegte, sezte sie sich in eine Allee, und ließ ihre Mäuse und Mäuschen mit ihrer Karosse und ihren Marionetten nach Lust galopieren. Ueber dieses neue Schauspiel gerieth Forelline in ein solches Entzücken, daß sie einmal über das andere ausrief: „¿ Schmuzeline! Schmuzeline! was gilt dein Mäuschenfuhrwerk?" — „Fragen Sie die Gelehrten im Lande, sagte Florine, wie viel ein solches Wunderfuhrwerk werth seyn mag; der Gelehrteste unter ihnen mag es bestimmen." Forelline fuhr sie mit ihrem gewöhnlichen gebieterischen Tone an: „ohne mich weiter mit deiner schmuzigen Gegenwart zu belästigen, sag' mir gleich, was willst du dafür haben?" „Noch einmal in der Echogrotte schlafen," versezte Florine. „So geh' denn, einfältiges Ding! erwiederte Forelline, es sey dir gewährt. ¡ Welche Einfalt von ihr, sagte sie zu ihren Damen, von solchen Seltenheiten nicht mehr Vortheil zu ziehen!"

Die Nacht kam, und Florine sagte alles, was sie nur Zärtliches erdenken konnte, in der Echogrotte: aber eben so fruchtlos, als in der vorhergehenden; denn Charmant war wieder

mit Opium eingeschläfert. „Gewiß, sagten die Kammerdiener, das Mädchen muß toll seyn: ¿was schwazt sie nur alle Nacht?" „Bey alle dem, sagte ein anderer, ist doch Geist und Ausdruck von Leidenschaft in dem was sie sagt." Sie wartete ungeduldig auf den Tag, um zu sehen, was ihr nächtlicher Monolog für Wirkung haben würde. „¿Ist er taub für mich geworden? rief sie aus; ach! er hört seine Florine nicht mehr! Und ich lieb' ihn noch? O welche Schwäche! Ja, ich verdiene die Geringschätzung, die er mich fühlen läßt." Doch vergebens waren alle diese Selbstvorwürfe; sie konnte nicht aufhören ihn zu lieben.

Nur ein Ey war ihr noch übrig, von dem sie sich Hülfe versprechen konnte: sie zerbrach auch dieses. Es enthielt eine Pastete von sechs Vögeln, die schön gespickt, gebraten und im schönsten Geschmacke zubereitet waren, und bey dem allen herrlich sangen, wahrsagten, und auch Recepte verschrieben, besser noch als mancher Doctor. Florine hatte eine große Freude über dieses Wunderwerk, und sogleich eilte sie mit ihrer redenden Pastete nach Forellinens Zimmer.

Indem sie darauf wartete, daß sie herauskommen sollte, kam einer von den königlichen

Kammerdienern zu ihr, und sagte: „¿ weißt du wohl, Schmuzeline, daß du den König noch taub machen würdest, wenn er nicht Opium einnähme und festschliefe? Du plauderst ja alle Nächte, daß man sein Wunder dran hört.“ Nun wußte Florine, warum sie der König nicht gehört hatte. „Gewiß, sagte sie zum Kammerdiener, ich störe den König im Schlafe nicht, wenn ich noch einmal im Kabinette schlafen darf. Geben Sie ihm nur diesen Abend kein Opium; und hier alle diese Diamanten und Perlen sind Ihnen.“ Der Kammerdiener willigte ein und gab ihr sein Wort darauf.

Nach einigen Augenblicken kam die Königin und fand Florinen bey ihrer Pastete, die sie verzehren zu wollen schien. „¿ Was machst du hier, Schmuzeline? fragte sie.“ — „Madame! versezte Florine, ich schmause Sterndeuter, Musikanten und Aerzte.“ Zugleich fiengen alle Vögel lieblicher als Syrenen zu singen an; dann ruften sie alle, sie wollten ihr wahrsagen. Den meisten Lärmen aber machte eine wilde Ente mit ihrer Ankündigung als Arzt, der alle Krankheiten und Narrheiten heilen könnte, ausgenommen die Krankheit und Narrheit der Liebe nicht. „Wahrlich! rief Forelline, über dieses Wunder aller

Wunder höchlich erstaunt, mit einem derben Schwur, diese Pastete muß ich haben! Schmuzeline! Schmuzeline! was willst du dafür?" „Meinen gewöhnlichen Preis, antwortete Florine; ein Nachtlager in der Grotte, weiter nichts." — „Da! erwiederte Forelline, die durch die merkwürdige Pastete ausserordentlich aufgeräumt worden war, da hast du noch einen Louisd'or dazu!" Florine nahm ihn mit einer Danksagung an, und zufriedener als in langer Zeit, weil sie doch hoffen konnte, nunmehr vom Könige gehört zu werden.

Kaum war es Nacht, so ließ sie sich in das Kabinet bringen, voll des Wunsches, daß der Kammerdiener sein Wort halten, und ihm kein Opium, sondern lieber einen ermunternden Trank geben möge. Sobald sie nur vermuthen konnte, daß alles schlief, begonn sie ihre gewöhnlichen Klagen. „Wie manche Gefahr hatt' ich im Suchen nach dir! und du flohst mich, und wähltest Forellinen! Was that ich dir, daß du deiner Schwüre nicht mehr gedenkst? Erinnere dich doch, wie du Blauvogel warst, wie ich dich liebreich empfieng, wie fröhlich wir waren im Stillen der Nacht! Dabey erzählte sie ihm alles, was sie gesprochen hatten: kein Wörtchen war ihr entfallen.

König

König Charmant schlief nicht: Flórinens Stimme, jedes Wort von ihr, schallte ihm deutlich in die Ohren. Erklären konnt' er sich das nicht: aber sein Herz fühlte von neuem so tief und schmerzhaft, wie in jener Stunde wo ihn die Dolche und Messer auf der Cypresse verwundeten. Er erwiederte nun Klagen mit Klagen. „Ach! sagte er, du warst zu grausam, Florine gegen den König der dich liebte! „Wie konntest du ihn so unsern Feinden zum Opfer hingeben?„ „Rede nur mit Schmuzelinen! ließ sie ihm zur Antwort heraufschallen; sie wird dir das ganze Geheimniß enthüllen." Ungeduldig rufte der König seinen Kammerdiener, und fragte ihn, ob er ihm nicht Schmuzelinen bringen könnte. Das wäre sehr leicht, versezte der Kammerdiener, weil sie unten im Echokabinette schlief.

Charmant verlor sich in Nachdenken; Florine und Schmuzeline einerley? und das mußte doch seyn, denn es war ihre Stimme, denn sie wußte Geheimnisse die keiner Seele sonst bekannt waren als Florinen; Florine und Schmuzeline einerley? — In dieser Ungewißheit stand er auf, kleidete sich eiligst an, und eilte auf einer geheimen Treppe, in die Echogrotte hinab.

Er fand sie in einem leichten Gewande von weißen Taffet, das sie unter ihrem armseligchen Kleidern trug: auf ihren Schultern wallte ihr schönes lockiges Haar; sie lag auf einem Ruhebettchen, auf welches eine kleine Lampe in der Entfernung nur einen matten Schimmer fallen ließ. Liebe war stärker als geheimer Groll: er warf sich ihr zu Füßen, benetzte ihre Hände mit Thränen, fühlte sich von Freude, von Schmerz, von tausend kämpfenden Empfindungen bestürmt.

Florine war nicht weniger bewegt: ihr Herz war gepreßt, konnte sich kaum in einem Seufzer lüften. Mit unverwandten Blicken und sprachlos sah sie den König an: und als sie Kraft genug gesammelt hatte zu reden, fehlte es ihr doch an Macht ihm Vorwürfe zu machen: die Freude des Wiedersehens ließ an nichts weiter, ließ an keine Klagen denken. Endlich klärten sie sich auf, diese Ursachen der Unzufriedenheit, und auf die Erläuterung folgte Rechtfertigung. Ihre ganze Zärtlichkeit erwachte von neuem; und wenn sie beyde noch etwas beunruhigte, so war es die Fee Sußio.

Doch in eben diesem Augenblicke erschien der Zauberer, des Königs Freund, mit einer berühmten Fee, die keine andere war, als

eben

eben die Schenkerin der hülfreichen Wunder-Eyer. Sie hätten, sagten beyde, ihre Macht vereinigt; Sußio vermögte nun nichts mehr über sie; und kein Hinderniß stehe mehr ihrer Verbindung entgegen.

¡Welch eine Freude für die beyden Liebenden! Mit dem Anbruch des Tages ward sie im Pallaste bekannt gemacht; und alles freute sich Florinen zu sehen. Forelline erfuhr die unerwartete Zeitung, und lief zum Könige, und sah ihre schöne Nebenbuhlerin. Schon öfnete sie den Mund zu Schmähungen: aber die Fee und der Zauberer, die eben dazu kamen, verwandelten sie in ein Schwein damit sie den Character ihrer Unreinlichkeit und grunzende Laune behielt. Prinzessin Florine aber und König Charmant eilten nun zum Genusse eines Glücks, das sie durch so manche Prüfung hatten erkaufen müssen.

IV.

Prinz Kobold.

Es war einmal ein König und eine Königin die hatten einen Sohn, den sie mächtig liebten, ungeachtet er äusserst häßlich war. Er war so dick wie ein starker Mann, und so klein, wie ein Zwerg. Doch alle Häßlichkeit seines Gesichts und alle Verwachsenheit seiner Gestalt war noch nichts gegen seine tückische boshafte Laune. Gleich von seiner Kindheit an sahe der König wohl, was an ihm war; aber die Königin liebte ihn wie eine Närrin. Sie verderbte ihn noch mehr durch übertriebene Nachgiebigkeit, die ihn gar bald merken ließ, wie viel Herrschaft er über sie hatte; und wollte man sich bey ihr in Gunst setzen, so muste man das Prinzchen als schön und geistreich rühmen.

men. Es war ihr darum zu thun, ihm einen Namen zu geben, der zugleich Ehrerbietung und Furcht einflößen sollte; und nach langem Nachsinnen fand sie endlich den Namen Prinz **Ungethüm** für ihn.

Als **Ungethüm** das Alter erreicht hatte, wo er einen Hofmeister bekommen sollte, wählte ihm der König einen Prinzen von Geblüte der ältere Ansprüche auf die Krone hatte, die er auch würde geltend gemacht haben, wenn seine Lage günstiger gewesen wäre. Indessen daran dachte dieser Herr schon lange nicht mehr: er hatte einen einzigen Sohn, und diesen gut erziehen, war sein ganzes Bestreben.

Dieser Sohn war ein Jüngling von den glücklichsten Anlagen, voll lebhaften und durchdringenden Verstandes, gelehrig, folgsam; alles was er sagte, zeichnete sich durch eine gefällige Wendung, oder durch eigenthümliche Anmuth aus; kurz, es war ein vollkommener junger Mann.

Der König hatte dem Prinzen pünktlichen Gehorsam gegen seinen Hofmeister empfohlen: aber **Ungethüm** war ein Starrkopf, der sich hundertmahl züchtigen ließ, und immer beym Alten blieb. **Leander**, der Sohn des Prinzen

zen war bey jedermann beliebt, vorzüglich bey den Damen. Er aber schloß sich an keine an: sie nannten ihn auch deshalb nur den schönen Gleichgültigen. Vergebens schmollten, spotteten, neckten sie ihn: er blieb immer bey seiner Weise. Ungethüm hatte ihn fast beständig zum Gesellschafter: aber eben dadurch erschien auch Ungethüm noch einmal so häßlich. Keine Dame wurde von ihm verschont, er sagte ihr gewiß etwas Unangenehmes. Bald tadelte er ihren Anzug, bald ihr kleinstädtisches Ansehen. Vor allen Leuten sagt' er ihnen ins Gesicht, sie wären geschminkt. Er spähte ihre Intriguen aus, und hinterbrachte sie der Königin, seiner Mutter, die dann mit ihnen schmälte, und sie deswegen oft hart anließ. Aus allen diesen Ursachen hatte sich Ungethüm tödlich verhaßt gemacht. Er sah das wohl, und ließ es fast immer dem jungen Leander entgelten. „Sie sind doch, sagt' er mit einem finstern Schielblick zu ihm, ein glücklicher Mensch! alle Damen sind Ihnen hold: mir sind sie's nicht.“ Leander gab bescheiden zur Antwort, blos die Ehrfurcht hielte sie von mehr Vertraulichkeit gegen ihn zurück. „Und das mit Recht; erwiederte Ungethüm: das Gegentheil sollte ihnen auch übel genug bekommen.“

Einstmal als fremde Gesandten weit her angekommen waren, sah Ungethüm mit Leandern ihrem Einzuge auf einer Galerie zu. Kaum fiel Leander den Gesandten, welche hörten, daß hier der königliche Prinz sey, ins Gesicht, so näherten sie sich ihm, und machten ihm ihre Verbeugung mit dem ganzen Ausdruck der Ehrerbietung: den Prinzen Ungethüm hingegen hielten sie für seinen Zwerg, mit dem man wohl seinen Spas treiben könnte.

Leander war sehr ängstlich über dieß Mißverständniß. Er sagte sich fast heiser, es wäre der Sohn des Königs: die Gesandten aber verstunden ihn nicht; und zum Unglücke war ihr Dollmetscher schon beym Könige. Als er merkte, daß seine Zeichen, seine Winke ihnen nicht verständlich waren, sucht' er sich dadurch zu helfen, daß er dem Prinzen Ungethüm noch mehr und noch tiefere Reverenzen machte: die Gesandten nahmen das für ein Spiel, und fanden für gut, ihn, nach ihrer Landessitte, mit Nasenstübern zu necken. Ungethüm zog dagegen seinen kleinen Degen, und würde Unfug damit angefangen haben, wäre nicht sein Vater zu rechter Zeit dazu gekommen. Der König erstaunte nicht wenig über den hitzigen Auftritt, und bat die Gesandten in ihrer Sprache, die er verstund und sprach, recht

sehr um Verzeihung. Die Gesandten erwiederten, der Vorfall sey von gar keiner Bedeutung: sie hätten wohl gesehn, daß der häßliche Zwerg übler Laune sey, und sich ein wenig mit ihm lustig gemacht. Den König kränkte es sehr, daß die Mißgestalt und die Unbesonnenheit seines Sohnes zu einem solchen Mißverständnisse Veranlassung gegeben habe.

Kaum waren die Gesandten fort, so packte Ungethüm den armen Leander bey den Haaren, und würde ihn erwürgt haben, wenn er gekonnt hätte: verbot ihm auch, sich jemals wieder vor ihm sehn zu lassen. Beleidigt über ein solches Verfahren, schickte Leanders Vater seinen Sohn auf eins von seinen Landhäusern. Hier war Leander nichts weniger als müßig: Jagd, Fischerey, Spaziergänge, Bücher, Musik, Malerey theilten sich in seine Zeit. Er schäzte sich glücklich, nicht mehr an einen so widerwärtigen Prinzen gefesselt zu seyn. Einsam war er; aber Langeweile empfand er nie. —

Einstmal nach einem langen Spaziergange in seinen Gärten, trieb ihn die zunehmende Hitze in ein kleines Wäldchen, dessen hohe und dichtverwachsene Bäume ihm einen anmuthigen Schatten darboten. Er fieng an auf seiner

Flöte zu blasen, als er etwas fühlte, das sich um seinen Fuß wickelte, und ihn stark drückte. Als er darnach sahe, entdeckte er mit Erstaunen eine Schlange von beträchtlicher Größe. Er nahm ein Tuch, faßte sie beym Kopfe, und wollte sie erdrücken. Allein die Schlange wand sich um seinen Arm, und blickte ihn unverwandt an, als ob sie um Gnade bitten wollte. Indem kam einer von seinen Gärtnern dazu. „Herr! rief ihm dieser entgegen, halten Sie die Schlange ja fest! es ist das listigste Geschöpf, das ich kenne; sie richtet uns viel Unheil im Garten an; es ist schon lange, daß ich sie verfolgt habe.“ Leander betrachtete sie noch einmal: sie war so schön, mit tausend ausserordentlichen Farben gefleckt; sie blickte ihn immer an, und rührte sich nicht.“ Sie hat sich zu mir geflüchtet, sagt' er zum Gärtner; also thue ihr nichts. Ich will sie verwahren; und wenn sie ihre schöne Haut abgelegt hat, dann will ich sie wieder frey lassen. Er nahm sie also mit, und that sie in ein großes Zimmer, zu welchem er den Schlüssel bey sich behielt, gab ihr zur Nahrung Kleye, Milch, Blumen und Früchte, und zuweilen sah er nach, was sie machte. Jedesmal kam sie ihm mit freundlichen Sprüngen und Windungen entgegen. Er wunderte sich darüber; machte aber eben nicht viel daraus.

Alle

Alle Damen am Hofe trauerten über Leanders Entfernung: man sprach nur von ihm, und man wünschte ihn wieder zurück. „Ach! sagten sie, seitdem er vom Hofe entfernt ist, giebt es keine Freude mehr: Ungethüm hat sie verbannt. ¿Muß er ihm denn gehässig seyn, weil er liebenswürdiger und beliebter als er ist? ¿Soll er sich denn, ihm zu gefallen, einen Buckel machen, oder das Gesicht zerkratzen? Soll er sich, um ihm gleich zu sehen, die Knochen verrenken, den Mund bis an die Ohren zerren, Schweinsaugen machen, und die Nase platt drücken? Das wäre doch von dem kleinen Ungeheuer sehr ungerecht! In seinem ganzen Leben wird Ungethüm keine Freude haben, denn er wird niemanden finden, der nicht hübscher als er wäre."

Auch die elendesten Fürsten haben ihre Schmeichler; oder vielmehr sie haben sie noch in größerer Menge als die guten. Ungethüm hatte die seinigen auch; denn seine Gewalt über die Königin machte ihn furchtbar. Was die Damen gesagt hatten, wurde ihm getreulich wiedergesagt; und das brachte ihn in einen Zorn, der nahe an Wuth grenzte. So trat er in das Zimmer seiner Mutter, und sagte zu ihr, er wolle sich vor ihren Augen umbringen, wenn sie nicht Mittel fände, Lean-

dern ermorden zu lassen. Die Königin, die schon ohnehin Leandern haßte, weil er schöner war, als ihr Aeffchen von Sohn, erwiederte darauf: sie habe ihn schon lange als einen Verräther betrachtet; sie würde also sehr gern die Hände zu seiner Ermordung bieten: der Prinz solle nur mit seinen Vertrauten auf die Jagd gehen; Leander würde auch dahin kommen, und da könne man ihn wohl lehren, sich bey jedermann beliebt zu machen. Ungethüm folgte diesem Rathe, und gieng auf die Jagd.

Das Bellen der Hunde und das Hörnergetöse in seinen Holzungen lockten Leandern hinaus. Die unvermuthete Erscheinung des Prinzen sezte ihn nicht wenig in Erstaunen: er stieg ab und grüßte ihn ehrerbietig. Der Prinz empfieng ihn besser, als er erwartet hatte, und hieß ihn ihm folgen: zugleich aber beugt' er ab, und befahl etlichen bestellten Meuchelmördern, ihren Streich nicht zu verfehlen. Indem er selbst mit verhängtem Zügel davon sprengte, brüllte ein Löwe von ausserordentlicher Größe aus seiner Höhle hervor, und warf ihn zu Boden. Alle seine Begleiter entflohen; Leander bot allein dem fürchterlichen Thiere Troz. Auf die Gefahr verschlungen zu werden, drang er mit dem Degen in der Faust auf den Löwen ein, und rettete durch seine

Tapfer-

Tapferkeit und Gewandtheit seinen grausamsten Feind. Ungethüm war vor Furcht ohnmächtig geworden: Leander kam ihm mit ausserordentlicher Besorgtheit zu Hülfe. Als Ungethüm sich ein wenig erholt hatte, bot er ihm sein Pferd an: Ungethüm würdigte ihn dagegen nicht einmal eines Blicks; und des Pferdes bedient' er sich blos dazu, daß er die Meuchelmörder wieder aufsuchte, und ihnen den vorigen Befehl noch einmal gab. Die Meuchelmörder umringten auch Leandern, und würden ihn ohnfehlbar ermordet haben, wenn er weniger Muth und Kraft vereinigt hätte. Zum Glück erreichte er einen Baum, an den er sich lehnen konnte, und so that er einen verzweiflungsvollen Widerstand. Ungethüm, der seines Opfers nun gewiß zu seyn wähnte, eilte blos herzu, um sich noch an dem Anblicke zu weiden: allein er fand ein ganz anderes Schauspiel, als er erwartet hatte; die Meuchelmörder lagen alle halbtodt zu Boden gestreckt. Kaum erblickte ihn Leander, so gieng er auf ihn zu, und sagte zu ihm: „Herr! wenn ich auf Ihren Befehl habe sterben sollen, so thut es mir leid, daß ich mich vertheidigt habe.“ Prinz Ungethüm antwortete, daß er ein Unverschämter sey, und daß er sich nie wieder vor sein Angesicht wagen solle, sonst wär er des Todes.

Leander schwieg: aber es kränkte ihn tief. Die ganze Nacht sonn er nach, was er beginnen sollte; denn gegen einen Königssohn fühlt' er sich zu ohnmächtig. Nach langer Ueberlegung blieb er endlich bey dem Entschlusse, fortzugehn und zu reisen. In dem Augenblicke, da er abreisen wollte, fiel ihm seine Schlange ein: er nahm Milch und Früchte und brachte sie ihr noch. Beym Eintritte in das Zimmer überraschte ihn ein ausserordentlicher Glanz. Dieser Glanz verbreitete sich von einer schönen weiblichen Figur, deren edler und majestätischer Anstand eine Dame von hoher Geburt vermuthen ließ. „Prinz! rufte sie ihm mit vieler Anmuth entgegen, suchen Sie nicht die Schlange mehr, die Sie hieher gebracht haben: Sie finden mich an ihrer Stelle, als Ihre Schuldnerin. Deutlicher! Ich bin die Fee Gentille, von deren tändelnder, neckender Laune man so viel zu sagen weiß. Meine Schwestern und ich, wir leben hundert Jahre ohne zu altern, ohne Krankheit, ohne Kummer und Sorgen. Nach hundert Jahren werden wir acht Tage lang Schlangen. Blos dieser Zeitraum ist uns gefährlich: wir können alsdann keinen Unfall vorhersehen oder abwenden: werden wir in dieser Zwischenzeit getödtet, so kehren wir nie ins Leben zurück. Nach jenen acht Tagen der Ohnmacht aber neh-

nehmen wir von neuem unsere natürliche Feen-Gestalt an; und mit ihr werden wir wieder so schön, so reich, so mächtig wie vorher. Nun wissen Sie, wie viel ich Ihnen schuldig bin: es ist sehr billig, daß ich meine Schuld abtrage. Ueberdenken Sie, womit ich Ihnen nützlich seyn kann, und rechnen Sie auf mich.

Leander, dem eine Fee eine ganz fremde Erscheinung war; blieb vor Verwunderung lange sprachlos stehen: bis er endlich die Antwort stammeln konnte, nach dem was er für sie zu thun das Glück gehabt hätte, schiene ihm kein Wunsch mehr übrig zu bleiben. „Es würde mir sehr wehe thun, versezte die Fee, wenn Sie mir keine Gelegenheit geben wollten, gegen Sie durch irgend etwas dankbar zu seyn. Ich kann Sie zu einem mächtigen Könige machen, Ihr Leben verlängern, Ihnen noch mehr Reize und Anmuth leihen, Ihnen ganze Gruben voll Diamanten und ganze Häuser von Gold schenken; ich kann Sie zum Redner, zum Dichter, zum Tonkünstler, zum Maler bilden; Damengunst kann ich Ihnen zuwenden; durch mich können Sie ein Kobold in der Luft, im Wasser, auf der Erde werden. „¿Und wozu das?" unterbrach sie hier Leander. — „Zu tausend Dingen, erwiederte die Fee. Es kömmt blos auf Sie an,

so sind Sie unsichtbar, so durchschweben Sie in einem Nu den ganzen weiten Raum der Welt, so schwingen Sie sich ohne Flügel empor, so dringen Sie, bey vollem Leben, in die Tiefen der Erde, so tauchen Sie, ohne zu ertrinken, hinab in die Abgründe des Meers, so schlüpfen Sie, bey verschloßnen Thüren und Fenstern, überall hinein; und jedesmal, wenn Sie wollen, erscheinen Sie wieder in Ihrer natürlichen Gestalt." — „Nun so will ich dann Kobold seyn, rief Leander; ja das will ich seyn. Bey meinem Vorsatze zu reisen, versprech ich mir unendlich viel Vergnügen davon." — „So seyn Sie denn, rief die Fee, indem sie seine Augen und Gesicht dreymal berührte, ein gefälliger, liebevoller und wiedergeliebter Dämon!" Zugleich gab sie ihm einen kleinen rothen Hut mit zween Papagayenfedern. „Wenn Sie, sagte sie zu ihm, diesen Huth aufsetzen, so werden Sie unsichtbar; nehmen Sie ihn ab, so erscheinen Sie wieder."

Hocherfreut drückte sich Leander sein rothes Hüthchen tief ins Gesicht. Sein erster Wunsch war, in den Wald versezt zu seyn, um da wilde Rosen zu pflücken. Im Augenblicke wurde sein Körper so flüchtig wie seine Gedanken; und wie im Vogelfluge schwebt' er zum Fenster hinaus in den Wald. Freylich war er nicht

nicht ohne Furcht, als er sich so hoch in der Luft, unter sich aber einen Strom erblickte; denn er trauete der Feenmacht noch nicht ganz. Doch seine Angst war vergeblich: er gelangte glücklich zu dem Rosenstrauche, pflückte drey Rosen davon, und flog damit zurück in sein Zimmer, wo die Fee noch war, und überreichte sie ihr, als seinen Dank, und mit großer Freude über seinen ersten Ausflug. „Behalten Sie, sagte die Fee zu ihm, diese drey Rosen; sie werden Ihnen gute Dienste leisten. Die eine wird Sie mit Geld versehen; die andere erhält Sie beständig gesund; die dritte dürfen Sie nur einer Geliebten an den Busen drücken, so entdeckt sie Ihnen, ob Ihnen die Geliebte treu blieb. Glückliche Reise!" Ohne seinen Dank abzuwarten, verschwand die Fee. —

Leander freute sich sehr über ihre schönen Geschenke. „¡ Hätt' ich, sagte er zu sich selbst, hätt' ichs denken sollen, als ich einer Schlange das Leben erhielt, daß es mir so ausserordentlich würde vergolten werden! — Unsichtbar! Was werd' ich nicht alles entdecken! Wie am hellen Tage wird das Verborgenste vor mir liegen! Welche Erwartungen!" — Besonders freut' er sich auf eine kleine Rache am Prinzen Ungethüm. In dieser Idee kehrt' er ohne

Ver=

Verzug, mit einigen seiner Livree-Bedienten, an den Hof zurück.

Man muß wissen, daß Prinz Ungethüm auch ein großer Lügner war. Ohne seinen Muth, gab er vor, hätte ihn Leander auf der Jagd umgebracht: und deswegen foderte er nachdrückliche Ahndung. Der König wurde von der Königin so lange mit ungestümen Bitten bestürmt, bis er endlich Befehl gab, Leandern gefangen zu nehmen. In diesem Augenblick erscholl die Nachricht, daß Leander ankomme. Ungethüm, der gegen Leanders Entschlossenheit viel zu furchtsam war, lief ängstlich zu seiner Mutter, und wiederholte seine Bitte bey ihr. Die Königin eilte wieder zum Könige, Ungethüm folgte ihr ungeduldig nach, lauschte an der Thür, und hob, um noch besser horchen zu können, seine Haare auf. Leander trat in den großen Saal, mit seinem rothen Hüthchen auf dem Kopfe: niemand konnte ihn sehn. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Ungethüm, der an der Thüre horchte. Gleich nahm Leander einen Nagel und Hammer, und nagelte dem Horcher das Ohr an die Thür.

Ungethüm stampfte, tobte, schlug an die Thür wie toll, und schrie jämmerlich. Die Köni-

LB Coburg

Königin eilte aufzumachen, als sie ihn schreyen hörte: aber im Aufmachen der Thür riß sie ihm das Ohr vollends ab. Er blutete als ob ihm die Kehle abgeschnitten wäre: und sahe erbärmlich aus. Untröstlich nahm ihn die Königin auf den Schooß, küßte ihn, streichelte ihn, suchte ihm das Ohr wieder anzudrücken und zu verbinden. Leander aber ergriff eine Ruthe, die für die Schooßhündchen der Königin dalag, und machte damit auf die Hände der Königin einen ziemlich unsanften Gebrauch, so daß sie jämmerlich zu schreyen anfieng. Der König kam dazu; eine Menge Leute kam dazu: man sah nichts, und sagte sich ganz leise ins Ohr, die Königin müsse toll worden seyn. Der erste, der das glaubte, war der König selbst: wollte sich ihm die Königin nähern, so wich er ihr immer aus; es war ein äusserst drollichter Auftritt. Endlich schloß ihn der Kobold damit, daß er dem lieben Ungethüm die Ruthe noch einmal recht derb fühlen ließ.

Darauf gieng er in den Garten, und erschien sichtbar. Ohne sich zu scheuen, that er nun einen Ausfall auf die Kirschen, Abrikosen, Erdbeere und Blumen der Königin. Nur sie selbst pflegte diese Blumen; das Leben stand darauf, wenn man sie nur anrührte. Erstaunt und bestürzt meldeten die Gärtner eiligst

Ihren

Ihren Majestäten, welche Verwüstungen Leander unter den Blumen und auf den Obstbäumen der Königin anrichtete. „Welche Vermessenheit! schrie die Königin;" Söhnchen! Söhnchen! vergiß auf einen Augenblick dein böses Ohr, und wehre den Bösewicht ab. Nimm unsere Herren vom Dienste unsere Bedienten, unsere Garde, nimm alles mit; fange ihn selbst ein, und dann laß ihn in kleine Stückchen zerhauen!"

Durch solche mütterliche Aufmunterungen gestärkt und mit einem Gefolge von mehr als tausend Menschen, wagte sich wirklich Ungethüm in den Garten. Leander, der sich unter einem Baume ganz gütlich that, empfing ihn mit einem großen Apfel, der ihm den Arm zerquetschte. Man eilte auf ihn zu: aber verschwunden war Leander. Er stand schon hinter Ungethüm, den der Apfelwurf nicht wenig schmerzte, und zog ihm einen Strick um die Beine. Da lag nun Ungethüm auf der Nase. Man hob ihn auf, und trug ihn sehr krank zurück. Leander aber, mit dieser Rache zufrieden begab sich wieder zu seinem Gefolge, und entließ es, mit einem beträchtlichen Geschenke an Gelde; denn niemand sollte von dem Geheimnisse des Hütchens und der Rosen wissen.

Reisen wollte nun Leander: aber wohin, dazu hatte er sich noch nicht bestimmt. Ohne Plan und Entschluß, ließ er also Lichtblau, sein edles Roß, nach eigenem Gefallen dahintraben, wohin es wollte. Durch Wälder und Felder, über Berge und Thäler trug ihn Lichtblau, ohne daß ihm etwas Merkwürdiges begegnet wäre, zuletzt kam er in einen Wald, wo er Schatten suchte, weil es sehr heiß war.

Nur wenige Augenblicke hatte er hier ausgeruht, so hörte er seufzen, ächzen und schluchzen. Er blickte überall umher, und sah einen Menschen der bald lief, bald stille stand, bald laut schrie, bald wieder schwieg, sich die Haare ausraufte, und sich selbst zerschlug; kurz, der alle Merkmahle von einem unglücklichem Wahnsinne verrieth. Der arme Mensch kam ihm jung und wohlgebildet vor; seine Kleidung war einmal prächtig gewesen, jezt aber war sie zerrissen. Gerührt näherte sich ihm Leander, und bot ihm Theilnehmung und Hülfe an. „Ach! Herr; erwiederte der Unbekannte, für mich giebt es keine Hülfe mehr!“ Heute wird die Einzige, die ich liebe einem alten Graubarte aufgeopfert, der sehr reich ist, der sie aber äusserst unglücklich machen wird.“ — „¿ Sie liebt Sie also? fragte Leander.“ — So schmeichle ich mir wenigstens.“ — Und wo ist

ist ihr Aufenthalt? „fragte Leander.“ In dem Schlosse, am Ausgange des Waldes, versetzte der verzweifelnde Liebhaber. „Warten Sie, sagte Leander; ich hoffe Ihnen bald angenehme Nachrichten bringen zu können.“ Zugleich setzte er sein rothes Hütchen auf, und wünschte sich in jenes Schloß. Noch auf dem Wege dahin tönte ihm eine anmuthige Musik entgegen. Als er hinkam, fand er alles voll Jubel und Freude; nur nicht die schöne Braut. Die Bläße ihrer Wangen, die Schwermuth die auf ihrem Gesichte lag, Thränen die sich zuweilen aus ihren Augen drängten, alles das verrieth nur zu sehr den Zustand ihres Herzens.

Unsichtbar blieb Leander in einem Winkel des Hochzeitsaals verborgen, um die Anwesenden kennen zu lernen. Er sahe, wie Vater und Mutter mit dem armen Mädchen schmälten, daß ihr Aussehen nicht freundlicher und frölicher sey. „Du zwingst, rief er der Mutter in die Ohren, du zwingst deine Tochter einen alten Graubart zu heyrathen: in acht Tagen wirst du deswegen des Todes seyn.“ — Die Mutter schrie laut auf, vor Entsetzen, daß sie eine Stimme hörte ohne zu sehen von wem sie käme; aber noch weit mehr schreckte sie die Drohung, welche die Stimme sprach. Sie würde des Todes seyn, sagte sie zu ihrem

Manne, wenn die die Hochzeit der Tochter vollzogen würde. Ihr Mann lachte darüber, nannte sie eine Närrin, eine Schwärmerin. „Glaub ihr! rief ihm Prinz Kobold zu, oder es kostet auch dein Leben. Gieb deine Tochter dem Manne, den sie liebt.“ Das würkte: der Bräutigam wurde fortgeschickt, und zwar, wie man sagte, auf den Wink einer höhern Macht. Der Bräutigam zweifelte an diesem Winke einer höhern Macht, wollte seine Braut haben, sprach von gerichtlicher Hülfe: aber Kobold ließ ihm ein so fürchterliches Hu! hu! in die Ohren gellen, daß er beynahe taub davon geworden wäre; und augenblicklich lief auch der Bräutigam davon. Sogleich wurde nach dem Liebhaber geschickt, der noch immer im Walde herum irrte, und jammerte. Leander erwartete ihn mit einer Ungeduld, die nur von der Ungeduld der jungen Verlobten übertroffen werden konnte. Die Liebenden schwebten in Entzücken; und zu ihrer Hochzeit diente nun der Schmaus, der für den Alten zubereitet gewesen war. Kobold ließ sich jezt als ein fremder Gast anmelden, der bey dem Schmause zu seyn wünschte. Kaum sah ihn der Neuvermählte, so warf er sich ihm zu Füßen, und überhäufte ihn mit allen Benennungen, die ihm nur die Dankbarkeit eingeben konnte. Leander brachte zween Tage sehr vergnügt auf die-

sem Schlosse zu, und verließ es nicht anders als mit Bedauern.

Auf seiner weitern Reise kam er in eine große Stadt, wo die Königin ihre Freude daran fand, die schönsten Personen an ihrem Hofe zu haben. Leander ließ sich den prächtigsten Wagen machen, den man hier jemals gehabt hatte; und wie leicht konnt' er das; er durfte nur seine Rose schütteln, so rollte das Geld um ihn her. Er war jung, schön, geistreich, und schenkte gern: Ursachen genug, bey der Königin und ihren Damen einen ganz vorzüglichen Empfang zu finden.

Galanterie war der Ton des Hofs: keine Liebschaft zu haben, wäre das Mittel gewesen, sich lächerlich zu machen. Leander nahm sich vor, in den herrschenden Ton mit einzustimmen; die Liebe aber sollte ihm nur ein Spiel seyn; kann ich doch, sagte er, wenn es mir beliebt, die Karte niederlegen.

Seine Wahl fiel auf eine Hofdame, die schöne Blondine genannt. Blondine war eine vollkommene Schönheit; aber dabey so kalt, so ernsthaft, daß Leander nicht wußte, wie ers machen sollte, ihr zu gefallen. Er gab ihr Zauberfeste, Bälle, Komödien; von allen Sei-

ten her ließ er ihr Seltenheiten und Kostbarkeiten kommen; nichts machte Eindruck auf sie. Je gleichgültiger sie zu seyn schien, desto eifriger wurde Leander. Alles reizte ihn; am meisten aber die Vermuthung, sie müsse noch nie geliebt haben. Um diese Vermuthung in Gewißheit zu verwandeln, bedient' er sich seiner Rose. Wie zum Scherze, druckt' er sie an ihren Busen: und siehe da, die frische, volle Rose welkte sogleich zusammen. Ohnfehlbar mußte Leander einen begünstigten Nebenbuhler haben; eine Entdeckung die ihm sehr empfindlich war. Aber er wollte noch mehr; er wollte ihn sehen: in dieser Absicht versetzt' er sich des Abends unsichtbar in das Zimmer seiner Blondine. Hier erschien nun ein elender Sänger und gurgelte ihr ein Paar Lieder vor. Worte und Musik, beydes sein Werk, waren abscheulich; und doch hörte sie Blondine mit dem zärtlichsten Wohlgefallen an. Seinen erbärmlichen Gesang begleitete er mit Grimassen und Gesticulationen wie ein Tollhäusler: sie lobte ihn doch, und reichte ihm zur Belohnung ihre schöne Hand zum Kusse. Es war nicht möglich, Leander konnte die Scene nicht länger aushalten; und er endigte sich damit, daß er den elenden Wicht gerade zu einem offenen Balcon hinaus in den Garten warf: Blondine war darüber wie vom Donner gerührt:

rührt: und dachte, es müsse ein böser Geist seyn, der sich in ihr Spiel menge. Leander würdigte sie nicht einmal sich vor ihr sichtbar zu machen; sondern verließ eilig das Zimmer, schwang sich auf sein treues Roß, und trabte, mit dem Entschlusse nie wieder zu lieben, mißmuthig davon. Es wurmte ihn lange; bis endlich Entfernung und Vernunft ihn wieder zu sich brachten.

Er kam in eine andere Stadt, und erfuhr, daß eben eine große Feyerlichkeit vor sich gehen werde, weil ein junges Mädchen das Gelübde ewiger Keuschheit, als Vestalin, ablegen sollte, ungeachtet dieß wider ihren Willen und Neigung geschehe. Dieß gieng ihm nahe. Hier dünkte ihm könnte sein Hut gute Dienste leisten. Mit diesem Vorsatze setzte er ihn auf und gieng in den Tempel. Das junge Mädchen war mit Blumen bekränzt, in einem weißen Gewande: ihre zween Brüder führten dieß arme Schlachtopfer an der Hand; und die Mutter folgte ihr mit einem großen Gefolge beyderley Geschlechts; die älteste Vestalin erwartete sie an der Thüre des Tempels. „Haltet ein! rief Kobold, haltet ein, lieblose Brüder, und thörichte Mutter! dem Himmel mißfällt ein solches Opfer. Haltet ein; sonst stürzt der Tempel über euch zusammen.“ Man sah sich überall nach

nach dem Urheber dieser fürchterlichen Drohungen um; allein er war nicht zu entdecken. Die Brüder sagten es müsse der Liebhaber ihrer Schwester seyn, der sich irgendwo verborgen hätte, um dieß Orakel zu spielen. Leander ward böse darüber, ergrif einen Stock, und ließ ihn die Brüder auf das empfindlichste fühlen. Jedermann sahe, den Stock auf ihre Schultern niederfallen, wie den Hammer auf den Amboß, und alles ergriff vor Schrecken die Flucht. Nur Leander blieb bey der jungen Schönen; und kaum war er mit ihr allein, so macht' er sich ihr sichtbar, und fragte sie, ob er etwas für sie zu thun im Stande wäre. Mit mehr Dreistigkeit, als man von einem Mädchen ihres Alters hätte erwarten sollen, gab sie ihm zur Antwort; sie danke ihm für seine Rettung. Sie hätte einen Geliebten, einen edlen jungen Mann, aber er hätte kein Vermögen. Leander schüttelte seine Rose, und die Rose ließ eine Million fallen. Diese schenkte er dem Mädchen zum Brautschatze, und machte dadurch ein glückliches Paar.

Sein letztes Abentheuer war auch sein angenehmstes. Beym Eintritt in einen großen Wald hört' er eine klagende weibliche Stimme, die ihn Gewalthätigkeit vermuthen ließ. Er

sahe sich überall um, und entdeckte zuletzt vier bewafnete Männer, die ein Mädchen von etwa funfzehn Jahren fortschleppten. Er eilte auf sie los, und rief ihnen zu: „¿was hat euch das Mädchen gethan, daß ihr ihm so begegnet?“ — Was geht das dem feinen Herrn an, antwortete ihm einer, welches der Angesehenste von ihnen zu seyn schien. „Ich sag' euch, versetzte Leander, laßt sie auf der Stelle los.“ — „O ja doch, gleich, wie der Herr befiehlt; versetzten sie, mit einem spöttischen Lächeln. Leander der es eben nicht für rathsam fand, mit vier starken Kerlen allein anzubinden, warf sich an die Erde, bedeckte sich mit seinem Zauberhute, und ließ sein Roß laufen. „Er ist davon gelaufen, sagten die Räuber; mag er doch, wir wollen nur sehen, daß wir sein schönes Pferd erwischen.“ Einer von ihnen blieb zur Wache bey dem Mädchen; die andern drey liefen Lichtblau nach, der sie nicht wenig in Athem setzte. Unterdessen fuhr das Mädchen beständig zu klagen und zu weinen fort. „Ach! liebe Prinzessin, rief sie aus, wie glücklich war ich doch in ihrem Palaste! ¿Wie werd' ich leben können, von Ihnen getrennt? Wüßten Sie mein Abentheuer, gewiß Sie schickten gleich ihre Amazoninnen der armen Abrikosine nach.“ Leander, der jedes Wort von ihr vernahm, zauderte

derte nicht, sondern ergriff sogleich den einen Arm des Räubers, der sie hielt und band ihn fest an einen Baum, ohne daß der Räuber Zeit oder Kraft zum Wiederstande gegen die unsichtbare Hand hatte. Auf sein Geschrey kam ein anderer Räuber, ganz ausser Athem zugelaufen, und fragte ihn, wer ihn da angebunden hätte. „Das weiß ich selbst nicht; antwortete der Räuber; ich habe keine Seele gesehn!“ — „Du hast dich selbst angebunden, Memme; du wolltest nur eine Entschuldigung; man kennt dich schon lange als einen furchtsamen Haasen: aber ich will dir's geben!“ zugleich gab er ihm ein Dutzend Hiebe mit einem Riemen. Leander fand einen großen Spas daran, ihn zappeln zu sehn; und band auch den andern Räuber ihm gegenüber an. „¿ Nun sagte er zu ihm, wie hälts Grossprecher? wer hat dich angebunden? Bist du nicht auch ein furchtsamer Haase, daß du's gelitten hast?“ Der zweyte Räuber sagte kein Wort, und sah bestürzt zur Erde nieder.

Abricosine nuzte unterdessen die günstigen Augenblicke zur Flucht. Leander, der sie nicht mehr sahe, rufte seinen treuen Lichtblau z und Lichtblau, ungeduldig wieder bey seinem Herrn zu seyn, machte sich mit zween Hufschlägen von den Räubern los, die dem einen

 seine

seine Ribben, dem andern gar den Kopf kosteten. Abricosine war Leandern sehr artig vorgekommen: sein Huth versezte ihn gleich zu ihr. Er fand sie so matt, so matt, daß sie sich vor Müdigkeit an jeden Baum lehnte. Kaum sahe sie, wie Lichtblau so stattlich daher trabte, so rief sie aus: „ah! da ist ein schönes Roß, das mich zum Freudenpalaste zurückbringen könnte!" Leander hörte sie wohl, aber sie sah ihn nicht. Er näherte sich ihr: Lichtblau stund still; und sie schwung sich hinauf. Leander schloß sie in seine Arme, und sezte sie sanft vor sich hin. O wie erschrack Abrikosine nicht, als sie einen Druck von Menschenarmen fühlte, und doch keinen Menschen sahe! Sie zitterte, wagte nicht die kleinste Bewegung, nicht ein Auge aufzuschlagen, um nicht den Geist zu sehn, der sie umfaßt hielt.

„Nicht so furchtsam, liebes Kind! sagte endlich Leander, der sich wieder sichtbar gemacht hatte, zu ihr; ich bin ihr Retter." Sie schlug die Augen auf, und erkannte ihn. „Ach! rief sie aus, Sie sind es! Es war mir freylich sehr Angst, mit einem unsichtbaren Wesen allein zu seyn." — „Ich war nicht unsichtbar, versezte Leander; in der Angst müssen Ihre Augen Ihnen einen Streich ge-

gespielt, Sie müssen mich nicht bemerkt haben!" Abrikosine ließ sich überreden und glaubte ihm. Natürlich fragte sie Leander nach ihrer Geschichte, besonders nach ihrem lezten Abentheuer. „Ich bin Ihnen zu vielen Dank schuldig, erwiederte sie, als daß ich Ihre Neugier unbefriedigt lassen sollte. Nur bitte ich, hören Sie weniger auf meine Erzählung, denken Sie mehr auf die Beschleunigung unserer Reise."

„Eine Fee, deren Wissenschaft sonder gleichen ist, verliebte sich in einen Prinzen, und gab dadurch das erste Beyspiel von Schwäche, daß eine Fee geliebt hätte. Sie vermählte sich sogar mit ihm, allen Feen zum Trotze, die ihr vorstellten, daß sie dadurch den ganzen Feen-Orden erniedrige. Man litt sie auch nicht länger unter den Feen; und sie wurde von der Gesellschaft ihrer Schwestern ausgeschlossen. Alles was sie noch erhielt, war dieß, daß sie in der Nachbarschaft des Feenreichs einen großen Pallast bauen durfte. Doch ihr Prinz ward ihrer bald überdrüßig, aus Verdruß, daß sie alles was er that und dachte errieth. Kaum regte sich in ihm der leiseste Wunsch für eine Andere, so zankte sie, und verwandelte das schönste Mädchen in eine Unholdin. Eine Zärtlichkeit dieser Art wurde ihm

sehr bald zur Last. Einstmal brach er am frühen Morgen auf, und fuhr weit davon, in eine Höhle, tief in einem Berge, damit sie ihn nicht sollte finden können: aber sie fand ihn doch. Sie sagte ihm, sie sey schwanger von ihm; beschwor ihn zu ihr zurück zu kehren; versprach ihm Geld, Pferde, Hunde, Waffen, eine Reitbahn, ein Ballhaus, ein Mailspiel. Nichts konnte ihn bewegen: er war von Natur starrsinnig und liebte Ungebundenheit. Er antwortete ihr in den härtesten Ausdrücken; schalt sie ein altes Weib, eine Hexe. „¡Wohl dir, erwiederte sie, daß ich vernünftiger bin als du! Wollte ich, so könnte ich dich gleich in eine Katze, eine Kröte, eine Nachteule verwandeln. Aber nein, ich will dich deiner eigenen Thorheit überlassen, empfindlicher kann ich mich nicht rächen. Bleibe mit den Bären in deiner Höhle, rufe die Schäferinnen aus der Nachbarschaft zu dir: die Zeit wird dich lehren, welch ein Abstand von Bäuerinnen, zu einer Fee ist, die sich, so wie ich, so schön machen kann als sie will.“ Hiermit bestieg sie ihren leichten Feenwagen, und kehrte, schnell wie ein Vogel, in ihren Palast zurück.

Kaum war sie wieder hier, so verbannte sie Garden und Bediente und jede männliche Seele; versetzte ihren Palast an eine andere

Stelle, wählte sich eine weibliche Wache von Amazonen und übertrug dieser die sorgfältigste Aufsicht, daß nie ein Mann die Insel je wieder betreten sollte. Sie nennte ihre Insel das Eyland stiller Freuden; denn, sagte sie, wahre Freude gäb' es im Umgange mit dem männlichen Geschlechte nicht. Ganz nach dieser Idee erzog sie auch ihre Tochter. Diese meine Gebieterin ist eine vollkommene Schönheit: bey ihr herrscht immer jugendliches Vergnügen, das kein Alter unterbricht; ich bin, so wie Sie mich sehen, über zweyhundert Jahre alt. Als die Prinzessin herangewachsen war, überließ ihr die Fee, ihre Mutter, diese Insel. Zugleich gab sie ihr vortreffliche Lehren, wie sie glücklich seyn könnte; und dann kehrte sie ins Feenreich zurück. Jezt beherrscht meine Gebieterin ihren Staat als Muster."

„Seitdem ich auf der Welt bin, hab' ich keine andere Männer gesehen, als die Räuber die mich entführt hatten, und Sie, mein Befreyer. Jene Räuber haben mir gesagt, sie wären von einem gewissen Prinzen Ungethüm ausgesendet, der sich in meine Gebieterin, blos nach ihrem Porträt verliebt hätte. Lange waren sie um die Insel herumgeschlichen, ohne sich hinein zu wagen, weil unsere Amazoninnen zu gute Wache hielten. Ich aber, hatte lei-

der meiner Gebieterin schönen Kakadu fortfliegen lassen: um ihn wieder zu suchen, wagt' ich mich unvorsichtigerweise über die Grenzen, und die Räuber erwischten mich: Sie haben mich befreyt.„

„Wenn sie mir dafür danken, sagte Leander, darf ich wohl hoffen, daß Sie mir zum Eintritte in die Insel stiller Freuden und zum Anblicke der immer jugendlich-schönen Prinzessin verhelfen werden?„ „Ach! versezte Abrikosine, wir wären beyde verlohren, Sie und ich, wenn wir es unternähmen. Ihnen kann es nicht schwer seyn, eines unbekannten Gutes zu entbehren: noch waren sie nicht in unserm Pallaste; denken Sie sich, er sey gar nicht auf der Welt. „Es ist nicht so leicht, als Sie meynen, versezte der Prinz, etwas zu vergessen, das unsere Phantasie gereizt hat. Auch kann ich es Ihnen nicht einräumen, daß es ein sicheres Mittel zum Genusse stiller Freude sey, wenn Sie unser Geschlecht von sich verbannen.„ Darüber zu entscheiden, kommt mir nicht zu; versezte Abrikosine. Vielleicht, wär' ich auch der Meynung, daß meine Gebieterin ihr Gesetz wiederrufen sollte, wenn alle Männer meinem Befreyer glichen. Allein ich habe ihrer bis jezt nur fünf gesehen; und vier davon waren ausgemachte Bösewichte.

te. Es muß also wohl mehr böse als gute geben, und folglich ist es besser, alle auf ewig verbannt.

Unter diesem Gespräche kamen sie an einen Strom. Abrikosine sprang flüchtig vom Rosse ab; „Leben Sie wohl, sagte sie zum Prinzen: ich wünsche ihnen so viel Glück, daß die ganze Welt eine Freudeninsel für sie seyn möge! Entfernen sie sich schnell, damit unsere Amazonen Ihrer nicht gewahr werden! „Und ich, erwiederte Leander, wünsche Ihnen ein fühlendes Herz, und mir eine kleine Stelle in Ihrem Andenken zu behalten.“

Er entfernte sich zugleich, und verbarg sich im Dichtesten eines Waldes, nicht weit vom Strome. Hier nahm er seinem treuen Lichtblau Sattel und Zügel ab, um ihn grasen zu lassen, und versezte sich durch sein rothes Hüthchen auf das Eyland stiller Freuden.

So schön, so ausserordentlich hatt' er noch nie etwas gesehen. Der Pallast war ganz von Golde: sein Schmuck bestand in Figuren von Krystall und köstlichen Steinen, welche den Thierkreis, und alle Wunder der Natur, die Wissenschaften, die Künste, die Elemente, das Meer mit seinen Fischen, die Erde mit ih-

ren

ren Thieren, die edlen Uebungen der Amazonen, die Ergötzlichkeiten des Landlebens, Schäferinnen mit ihren Heerden und Hunden, die ländlichen Arbeiten, den Feldbau, die Erndte, Gärten, Blumen, Bienen, u. s. w. vorstellten. Aber unter aller dieser Mannichfaltigkeit befand sich keine männliche Gestalt, nicht einmal ein einiger kleiner Amor.

„Abrikosine, sagte Leander, hat Recht gehabt: auch Bilder sogar von unsern Geschlechte sind von hier verbannt. Wir wollen doch sehen, ob wir dabey verlieren.„ Er gieng immer tiefer in den Pallast hinein; und auf jedem Schritte, den er that, zeigte sich ihm so viel wunderbares, daß er sich nur mit der äussersten Mühe davon losreissen konnte. Gold und Silber überraschte hier, nicht durch Ueberladung sondern durch Vortheilhafte Vertheilung. Wohin er gieng, begegneten ihm sanfte, unschuldige, lächelnde Geschöpfe, schön wie der junge Tag. Eine ganze Reihe von Sälen folgte auf einander. Einige davon waren mit chinesischen Porzellan angefüllt, an welchem alles sonderbar, alles seltsam war, Geruch, Farben, Gruppen. Andere bestanden aus so feinem Porzellan, daß die Mauern das Tageslicht durchschimmern ließen: wieder andere aus geschliffenem Krystalle, aus Bernstein,

stein, aus Korallen, aus Agat, aus Karniol. Das Zimmer der Eigenthümerin war ganz aus großen Spiegeln zusammengesezt: eine solche Bewohnerin konnte nicht oft genug vervielfältigt erscheinen. Ihr Thron bestand aus einer einzigen Perle, in Form einer Muschel geschnitten, und mit Girandolen von Rubinen und Diamanten umgeben. Doch aller dieser Schimmer verschwand vor dem Glanze der Schönheit der Prinzessin. In ihren Zügen verband sich die erste Anmuth des zartesten Alters mit dem Reize des gebildeten Mädchens. In ihrem Auge, an dem schlechterdings kein Tadel zu finden war, sprach zugleich Sanftheit und ein lebhafter Blick. Mit einem holden Lächeln dankte sie ihren Damen, die sie heute durch eine Verkleidung als Nymphen überrascht hatten.

Sie vermißte Abrikosinen, und fragte nach ihr. Die Nymphen antworteten, sie hätten sie vergebens gesucht. Leander, der dem Drange zu reden nicht widerstehen konnte, nahm die Sprache eines Kokadu's (dergleichen viele im Zimmer hiengen) an, und plapperte: „Abrikosine kömmt bald wieder; beynahe wurde sie entführt; ein junger Prinz hat sie befreyt.„ — Die Prinzessin erstaunte über die Nachricht. „Kakadu! sagte sie, bist ein artiger Kakadu, aber darin möchtest

du

du dich wohl irren: wenn Abrikosine wiederkömmt, giebt sie dir die Ruthe." — Nein, gewiß nicht; versetzte Leander noch immer als Papagey; sie wird Ihnen erzählen, schöne Prinzessin, wie der Prinz so gern in diesen Palast kommen möchte, wie gern er Ihnen sagte, daß Sie den Männern großes Unrecht thun." „Auf Wort! erwiederte die Prinzessin, es ist Schade, daß der Kakadu nicht alle Tage so artig ist: ich wollt' ihn recht lieb haben." — „Ach! versetzte Prinz Kobold, braucht es nur Reden um Ihnen zu gefallen, so werd' ich immerfort plaudern." — Sollte man nicht darauf schwören, sagte die Prinzessin, der Kakadu wär' ein Hexenmeister! „Das nicht, versetzte Leander, aber verliebt ist er. — In diesem Augenblick erschien Abrikosine, warf sich ihren schönen Gebieterinnen zu Füßen, erzählte ihr Abentheuer, und mahlte ihr den Prinzen mit sehr lebhaften, und günstigen Farben. „Ich würde, setzte sie hinzu, alle Männer gehaßt haben, hätte ich diesen nicht gesehn. Er ist so gut, so sanft! in allem was er thut, ist so viel Geist, so viel Adel! Die Prinzessin antwortete nichts; aber sie fuhr fort, Abrikosinen in Absicht auf den Prinzen auszufragen, nach seinem Namen, nach seinem Stande, nach seinem Vaterlande, woher er käme, was er wollte, und nach

allen

allen diesen Fragen versank sie in tiefes Nachdenken.

Prinz Kobold spähte unterdessen alles aus. „Abrikosine, sagt' er weiter, ist eine Undankbare: der arme Fremdling wird vor Kummer sterben, wenn er Sie nicht sehen darf." — „Mag er sterben; erwiederte die Prinzessin mit einem Seufzer: und sag mir kein Wort mehr von ihm, plauderhafter Kakadu.

Leander freute sich sehr, daß die Erzählungen Abrikosinens und des Vogels so viel Eindruck auf die Prinzessin gemacht hatten. Sein Blick verweilte auf ihr mit einem Entzücken, bey dem er seinen Schwur, nie wieder zu lieben, rein vergaß: auch wår' es Lüsterung gewesen, sie mit jener Blondine zu vergleichen. „¿Sollte denn, sagt' er zu sich selbst, sollte dieses Meisterstück der Natur ewig auf einer Insel hier vergraben seyn, daß kein Sterblicher sich ihr nahen dürfte? — Doch was geht es mich an, daß alle andere Månner von hier verwiesen sind? Bin ich doch hier! Sehe ich sie doch; hör' ich sie doch! Kann ich sie doch bewundern und lieben!

Es war spåt; die Prinzessin gieng in einen Marmorsaal, wo verschiedene Spring-

Wasser eine anmuthige Kühle verbreiteten. So wie sie hineintrat, begonn Musik, und eine köstliche Tafel. Auf jeder Seite im Saale waren Vogelhäuser angebracht, die mit den seltensten Vögeln angefüllt waren, welche Abrikosine zu besorgen hatte. Leander, der den Gesang verschiedener Vögelarten nachahmen konnte, sang den Gesang von einigen Arten, die sich nicht in den Häusern befanden, bis zur vollkommensten Täuschung nach. Die Prinzessin lauschte, sah sich um, wunderte sich, stand von Tafel auf, und gieng näher an die Vogelhäuser. Prinz Kobold sang noch einmal so lebhaft, noch einmal so sanft, mit dem lieblichen Zwitschern eines Kanarienvogels:

Hingeschlichen, stumm verflossen
  Ist der schönste Theil der Zeit;
Unempfunden, ungenossen,
  Ohne Glück der Zärtlichkeit.
Liebe, liebe schöne Seele!
  Einer muß für dich geschaffen seyn! —
Wähle, süße Schöne, wähle;
  Ein Geliebter werde dein!

Die Prinzessin erstaunte immer mehr. Sie ließ Abrikosinen rufen, und fragte sie, ob sie einen von ihren Kanarienvögeln singen gelehrt hätte. Nein, antwortete Abrikosine; aber

aber ein Kanarienvogel kann wohl eben so viel Talent haben, als ein Papagey. Die Prinzessin lächelte, und blieb bey dem Gedanken, Abrikosine müßte dem artigen Vögelchen Unterricht gegeben haben: sie setzte sich wieder an Tafel.

Leander hatte Wegs genug gemacht, um guten Appetit zu haben: der anmuthige Geruch der Speißen lockte ihn unwiderstehlich. Die Prinzessin hatte eine blaue Katze, die damals die Mode-Schoos-Thiere der Damen waren, die sie sehr liebte. Sie hatte ein Halsband von Perlen mit einer goldenen Schelle und mußte allemal mit an der Tafel seyn, wo ihr eine kleine goldene Assiette, mit einer zierlich zusammengelegten Serviette, vorgesetzt wurde. Auch dießmal ließ es sich das Kätzchen wie ein gemeiner Hauskater gut schmecken. „¿Hm! sagte Leander bey sich selbst, soll denn die dicke blaue Katze die besten Bissen bekommen, und ich nur eine Nase voll Dampf?„ Damit hob er die Katze sachte auf, setzte sich in den Sessel, und nahm sie auf den Schoos. Es versteht sich, daß er seinen rothen Huth aufhatte und ihn also niemand sahe. Rebhüner, Wachteln, Fasanen legte die Prinzessin der lieben Katze mit eigenen Händen vor: Rebhüner und Wachteln und Fasanen

verschwanden im Augenblicke. Der ganze Hof sagte einmüthig, so ausserordentlich stark hätte Blaumiezchen noch nie gegessen. Zuweilen nahm Leander eins von den Pfötchen, und tauchte damit in die Schüsseln; aber er zog manchmal zu stark, und dann knurrte und schrie Blaumiezchen jämmerlich. Die Prinzessin sagte: „gebt doch dem armen Dinge von diesem Fricassee, oder dort von jener Torte; seht ihr denn nicht, es will so gern davon haben.“ Leander lachte nicht wenig über den Spaß; löschte aber auch seinen Durst mit einer herrlichen Melone, und einem Weine, der ihm Nektar war.

Nach der Tafel gieng die Prinzessin mit Abrikosinen in ihr Kabinet. Leander schlich ihnen nach, und blieb ungesehen der dritte Mann. „Gesteh' es nur, sagte die Prinzessin zu ihrer Vertrauten, die Schilderung von deinem Unbekannten war übertrieben: er kann unmöglich so liebenswürdig seyn.“ Abrikosine versicherte dagegen, wenn ihre Schilderung nicht getreu wäre, so sey' es vielmehr, weil sie zu wenig gesagt hätte. Die Prinzessin schwieg und seufzte. „Ich danke es dir doch, fuhr sie fort, daß du ihn nicht mitgebracht hast.“ — „Aber, versetzte Abrikosine, (die schon etwas merkte) wenn er nun in der Ab-

sicht

sicht gekommen wäre, die Seltenheiten unserer schönen Insel zu bewundern, was könnte das Ihnen schaden? Wollen Sie denn ewig in einem Winkel der Erde unbekannt bleiben, verborgen allen übrigen Menschen? Was hilft Ihnen Größe, Pracht, Schönheit, wenn niemand das alles sieht?" — Schweig', Schwätzerin! erwiederte die Prinzessin; stör' mir nicht die glückliche Ruhe, die ich seit sechshundert Jahren genieße. ¿Meynest du wohl, daß ich so alt würde geworden seyn, wenn mein Leben unruhevoll gewesen wäre? Nur schuldloser stiller Genuß kan unser Daseyn so weit verlängern. Haben wir nicht vom Untergange großer Reiche gelesen, von unvorhergesehenen Schlägen des wandelbaren Glücks, von den Verkehrtheiten der Liebe, von den Leiden der Entfernung, von den Quaalen der Eifersucht? Woher nun alle diese Unruhen, alle diese Betrübniß? Blos von dem Umgange der Menschen unter sich. Dank sey es meiner Mutter, daß ich von dem allen nichts weiß. Ich kenne keine Bitterkeit in der Seele, keinen fruchtlosen Wunsch; ich kenne weder Neid, noch Liebe, noch Haß: laß uns immer so gleichgültig bleiben!"

Abrikosine wagte keine Gegenrede. Die Prinzessin hielt einige Augenblicke inne; dann

fragte sie, ob sie ihr nichts zu sagen hätte. Abrikosine versetzte: so wär' es denn vergebens, daß sie ihr Bildniß an alle Höfe schickte, wo es doch nur manchen Unglücklichen machen müsse. „Gleichwohl, erwiederte die Prinzessin, kan ich es nicht läugnen, daß ich wünschte, mein Bildniß möchte deinem Unbekannten in die Hände fallen.“ — „Ach! versetzte Abrikosine, sein Wunsch, Sie zu sehen, ist schon lebhaft genug: ¿wollten Sie ihn noch lebhafter machen?“ — „¿Warum nicht? sagte die Prinzessin; ich fühle mehr als bisher, daß es meiner Eitelkeit schmeichelt. Prinz Kobold horchte, und kein Wörtchen gieng ihm verlohren: manches erweckte in ihm die süßeste Hoffnung; manches aber schlug sie wieder nieder.

Es war schon sehr spät: die Prinzessin gieng zur Ruhe. Leander hätte ihr folgen können; die Ehrfurcht hielt ihn aber zurück. Er wollte nicht mehr nehmen, als sie selbst ihm gab: seine Liebe war so schüchtern, so bedenklich, daß er jeden Schritt für gewagt hielt. Er schlüpfte nun in ein Kabinet, das an das Schlafzimmer der Prinzessin stieß, um sie wenigstens reden zu hören.

Sie fragte eben ihre Abrikosine, ob sie auf ihrer Reise nichts Ausserordentliches gesehen hätte. „Ja! versetzte Abrikosine; in einem Walde sah ich Thiere, fast wie kleine Kinder; sie hüpfen und springen auf den Bäumen, wie die Eichhörnchen; ihr Ansehen ist häßlich, aber ihre Geschicklichkeit ausserordentlich.“ — „Ah! ein solches Thierchen, erwiederte die Prinzessin, möcht' ich wohl haben.“ Leander errieth ohne Mühe, daß es Affen seyn müßten. Sogleich wünscht' er sich in jenen Wald, nahm ein Dutzend große und kleine Affen von allen Farben, steckte sie in einen Sack und wünschte sich damit nach Paris, wo, der Sage nach, für Geld alles zu haben ist. Bey Dautel kaufte er sich eine kleine Karrosse ganz von Gold; an diese spannte er sechs grüne Affen, mit einem Geschirre von rothen Marrokin, mit goldener Stickerey. Brioche, der berühmte Marionettenspieler, gab ihm zween schon abgerichtete Affen, die artigsten, pfiffigsten Geschöpfe der Welt. Einen davon, der Briscambille hieß, putzte er als König an, und setzte ihn in die Karrosse; der andere, Perceforet, mußte den Kutscher machen; die übrigen Affen stellten Pagen vor. Er steckte alles wieder in seinen Sack, kam in die Insel zurück und ehe noch die Prinzessin zu Bette gieng, war der ganze Zug in ihrem Zimmer.

Der kleine Affenkönig überreichte ihr, mit sehr gutem Anstande, eine mit Diamanten besetzte Dose. Sie machte sie hastig auf, und fand darin folgendes Billet:

Schön ist dieses Eyland stiller Freuden;
Schöner noch ist die Bewohnerin!
Aber fremd der Eigenthümerin,
Ungesehn im Wohnplatz stiller Freuden,
Gab ich meine Freyheit bald dahin.

Man denke sich die Verwunderung der Prinzessin! — Die beyden Affen Briscambille und Perceforet tanzten drauf ein Pas-de-deux. Sie fand es sehr spashaft, so spashaft, daß sie vor Lachen beynahe Kopfweh bekam: aber lange konnte sie doch den Spas nicht ansehen. Sie ward unruhig, zerstreut; die Verse schwebten ihr immer vor; immer sann sie nach, wer wohl der Urheber davon seyn könnte; aber alles blieb ihr ein Geheimniß.

Leander war sehr zufrieden, daß die Prinzessin seine Affen so artig gefunden hatte; aber noch weit mehr freute ihn ihre Aufmerksamkeit auf seine Verse. Er sehnte sich nun nach Ruhe, und suchte sich ein Zimmer dazu, das keinen Bewohner hätte. Auf einer untern Gallerie stand eine Thür offen; diese führte in ein Zimmer, wie ihm noch keines vorgekom-

kommen war. In diesem Schlafgemache fand er ein prächtiges Bett mit Gardinen von grüner Goldgaze, die in Festons mit Perlenschnuren aufgebunden waren. Die Morgendämmerung machte es schon hell genug, um die außerordentliche Pracht bewundern zu können. Hier verschloß er sich und schlief ein: aber sein Schlaf wurde oft durch Erinnerungen und Sehnsucht unterbrochen.

Er stand früh wieder auf; so früh, daß er noch Zeit genug behielt, um mit Ungeduld auf die Stunde zu warten, wo er sie würde wiedersehen können. Indem er mit neugierigen, unbefriedigten Blicken überall umhersah, fiel ihm eine aufgespannte Leinwand mit Mahlerfarben in die Augen. Diese Leinwand erinnerte ihn an dasjenige, was die Prinzessin von seinem Portrait gesagt hatte. Sogleich setzt' er sich vor einen großen Spiegel, und mahlte, mit Meisterhand, erst sich selbst, und dann, in einem Oval, das Bild der Prinzessin. Sie brauchte ihm nicht dazu zu sitzen; denn ihr Bild stand immer vor ihm, so wie sie war. In der Folge, verbessert' er sein Werk nach ihr selbst. Liebe und Wunsch zu gefallen führten ihm die Hand; seine Arbeit wurde daher ein vollendetes Werk der Kunst. Sich selbst hatte er gemahlt, wie er, auf einem

Knie, in der einem Hand das Bild der Prinzessin, in der andern ein Blatt mit den Worten hielt: „noch schöner steht es in meinem Herzen. Welch ein Erstaunen für die Prinzessin, in ihrem Kabinete das Portrait einer Mannsperson zu finden! Mit noch größerm Erstaunen sah sie dabey ihr eigenes Bild, und die Schrift, so reich an Stoffe für die Neugier und für das Nachsinnen. Sie war allein: sie verlohr sich in Betrachtungen und Vermuthungen, die endlich dahin giengen daß Abrikosine diese Galanterie ausgedacht haben müsse. Nur war noch die Frage, ob das Porträt des schönen jungen Mannes blos ein Werk ihrer Einbildungskraft, oder ob es Kopie eines wirklichen Originals wäre. Um das zu erfahren, sprang sie eiligst auf, und rufte Abrikosinen. Unterdessen war Prinz Kobold schon längst im Kabinet, und lauschte, wie es ablaufen würde.

„Sieh einmal, Abrikosine! sagte die Prinzessin, sieh dieses Gemählde. ¿Was meynst du dazu?" — „Ey, der Fremde! rief Abrikosine, der edle Unbekannte, mein Befreyer! Ja, er ist es! Es sind seine Züge, seine Taille, sein Haar, sein ganzer Anstand." Du stellst dich verwundert an, sagte die Prinzessin lächelnd; aber ich weiß doch, es kömmt von dir."

dir.“ — „¿Von mir? erwiederte Abrikosine; gewiß nicht! Ich schwöre Ihnen, ich hab' es noch nicht gesehn. ¿Wie könnt' ich so dreist seyn, Ihnen etwas, das Sie interessirt, zu verhehlen? Und durch welches Wunder wär' es in meine Hände gekommen? Mahlen kann ich nicht; keine Mannsperson hat jemals dieses Zimmer betreten, und doch ist hier eine Mannsperson mit Ihnen zugleich gemahlt!“ „Mir ist bange! sagte die Prinzessin; ein Geist muß es hierher gezaubert haben.“ — „Oder vielmehr Amor selbst, versetzte Abrikosine. Glauben Sie das auch, wie ich, so bin ich so frey, Ihnen einen Rath zu geben; verbrennen Sie das Gemählde; und das gleich auf der Stelle.“ — ¡Schade darum! rief die Prinzessin mit einem Seufzer; mich dünkt, es würde doch mein Kabinet nicht wenig zieren. Bey diesen Worten waren ihre Blicke unverwandt auf das Bild geheftet. Abrikosine bestand steif und fest darauf, sie müße es verbrennen, weil es durch Zauber hierher kommen sey. „Und, sagte die Prinzessin, „noch schöner in meinem Herzen!“ ? Soll das auch verbrennt werden?“ — „Auch das! antwortete Abrikosine; nichts darf verschont bleiben, nicht einmal Ihr eigenes Porträt. Damit lief sie fort, um Feuer zu hohlen.

Unterdessen trat die Prinzessin ans Fenster, unvermögend noch länger ein Bild zu betrachten, bey dem ihr Herz so tief empfand. Doch Prinz Kobold, der sein Werk nicht gern verbrennen sehen mochte, nützte diesen Augenblick, um es zu nehmen, und sich damit eilig zu entfernen. Er hatte kaum das Kabinet verlassen, so wandte sich die Prinzessin doch noch einmal nach dem Zaubergemählde um. Und welch Erstaunen! es war verschwunden. „¿ Hast du es mitgenommen?" fragte sie Abrikosinen, die jezt zurükkam. — „Nein!" versetzte Abrikosine. Beyde überlief ein Schauer, noch stärker als vorher.

Leander hatte in der Zwischenzeit das Gemählte versteckt, und war dann wieder unsichtbar ins Zimmer geschlüpft. Seine schöne Prinzessin zu sehen, sie zu hören, war für ihn ein immer neuer Genuß. Indessen, wie viel fehlte noch an diesem Genusse! Er durfte nicht reden, er durfte sich nicht sehen lassen. Unsichtbare aber werden nicht geliebt.

Die Prinzessin hatte Sinn für Schönheit jeder Art: in dem gegenwärtigen Zustande ihres Herzens brauchte sie Aufheiterung, Zerstreuung, Vergnügen. Einstmal, im vollen Zirkel ihrer Nymphen, sagte sie zu ihnen, sie möch-

möchte wohl wissen, wie die Damen an den verschiedenen Höfen in der ganzen Welt gekleidet wären, um sich dann in einem ganz neuen Geschmack zu kleiden. Kaum gesagt, so drückte sich Prinz Kobold seinen rothen Huth noch tiefer in die Augen, und schnell, wie sein Wunsch, durchflog er in drey Tagen ganz China, ganz Siam, alle vier Theile der Welt, um die neuesten und geschmackvollsten Moden aufzusuchen. Gefiel ihm eine von diesen Moden, so behielt er eine Muster-Puppe, die der Erfindungsgeist in Paris zu liefern pflegt. Nachdem er auf solche Art einen reichen Vorrath von Entdeckungen und modischen Kostbarkeiten gesammelt hatte, stellt' er ihn im Kabinette der Prinzessin aus.

So angenehm war sie noch nie überrascht worden, als da sie jezt hereintrat. Jede von den Puppen both ihr ein Geschenk dar; Uhren, Armbänder, Ringe von Diamanten: das Geschenk derjenigen, die sich vorzüglich auszeichnete, bestand in einer Dose mit einem Porträt. Die Prinzessin machte sie auf, und erkannte leicht ein schon gesehenes Bild. „Abrikosine, schrie sie laut auf, ich begreife nicht, was seit einiger Zeit in diesem Palaste vorgeht. Meine Vögel reden so vernünftig, wie ein Mensch; es scheint, ich dürfe nur wünschen,

so ist es geschehn; ich sehe zweymal das Bild des Unbekannten, der dich gerettet hat; hier ist ein Reichthum, eine Auswahl von kostbaren Seltenheiten. Wer ist nun die Fee, wer ist der Dämon —

„Es ist kein Dämon, keine Fee;
„Es ist ein Liebender — Sie sehn ihn nicht:
„Er darf sich nicht vor Ihre Blicke wagen;
„Daß Sie den Hoffnungslosen nur beklagen,
„Ist alles was er sich verspricht —

Der Prinz Kobold.

las die Prinzessin auf einer Schreibtafel, von Golde und mit Edelsteinen besetzt, die zu ihren Füßen fiel. „So ist denn, sagte sie, der Unbekannte ein Ungeheuer, weil er sich nicht sehn zu lassen wagt. Aber hat er würklich Neigung zu mir, so verräth es wenig feines Gefühl, daß er ein so rührendes Gemählde darstellt. Entweder liebt er mich gar nicht, weil er mein Herz einer solchen Probe aussetzt, oder er hat eine zu gute Meynung von sich selbst, daß er sich für noch liebenswürdiger hält.“ „Ich habe gehört, versetzte Abrikosine, die Kobolde sollen aus Luft und Feuer bestehen, sollen keinen Körper haben; blos ihr Geist soll thätig seyn.“ — „Desto besser! erwiederte die Prinzessin; ein solcher Liebhaber kan meiner Ruhe nicht gefährlich seyn.“

Lean-

Leander freute sich nicht wenig, sie mit seinem Bilde so beschäftigt zu sehen. Er erinnerte sich, daß in einer gewissen Grotte, welche die Prinzessin oft besuchte, ein Piedestal stand, das für eine noch unvollendete Diane bestimmt war. Auf dieses Piedestal stellt' er sich, in einer ganz ungewöhnlichen Kleidung, mit einem Lorbeerkranze auf dem Kopfe, und einer Leyer in der Hand. So erwartete er mit Ungeduld, daß sie auch jezt, nach ihrer Gewohnheit dahin kommen sollte. Die Grotte war für sie die geliebte Stelle geworden, wo sie an den Unbekannten dachte. Was ihr Abrikosine gesagt hatte, das geheime Vergnügen, das sie beym Anschauen des Gemähldes empfand, alles dieses ließ ihr keine Ruhe mehr. Sie war jezt gern im Einsamen; ihre muntere Laune war so ganz dahingeschwunden, daß sie ihren Nymphen ganz unkenntlich vorkam.

Endlich erschien sie; und beym Eintritte in die Grotte winkte sie, daß niemand ihr nachfolgen solle. Ihre Nymphen zerstreuten sich also in die Alleen des Gartens. Sie warf sich auf eine Ruhebank, seufzte, weinte, sprach auch, aber so leise, daß Leander nichts davon verstehen konnte. Als sie kam, war er ihr noch unsichtbar: nach wenig Augenblicken ließ

er

er sich zum erstenmale vor ihr sehen. Welch ein Erstaunen! Sie hielt ihn für eine Bildsäule; denn er blieb unbeweglich in der Stellung die er angenommen hatte. Diese unerwartete Erscheinung setzte sie in Verwunderung: doch unmerklich gieng die Verwunderung in geheimes Vergnügen über, und immer fester heftete sich ihr Blick auf die liebliche Gestalt, die so voll Anmuth und Wahrheit dastund. Leander wagte nun noch mehr; er sung:

Welch ein Zauber weht in dieser Höhle!
Alles ladet hier zum Lieben ein.
Abgeschworen mag die Liebe immer seyn;
Liebes-Zauber wiegt in dieser Höhle,
Die berauschte, überraschte Seele,
In Vergessenheit des Schwures ein.

So sanft und lieblich auch Leander sang, so übernahm doch das Wundervolle dieser Scene die Prinzessin so sehr, daß sie erblaßte und in Ohnmacht sank. Bestürzt sprang Leander vom Piedestale, und eilte ihr, unter dem Schleyer der Unsichtbarkeit, zu Hülfe. Sie schlug ihre schönen Augen wieder auf, und ihre schöne Augen suchten ihn. Niemand war zu sehen; aber fühlbar waren Küsse und Thränen auf ihrer Hand. Lange wagte sie kein Wort, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung. Sie scheute den Kobold: aber lieb war er ihr

doch, wenn er die Gestalt des Unbekannten annahm. „Geist! artiger Geist! rief sie endlich aus, wärst du doch der, den ich mir wünsche!“ Bey diesem Ausrufe hätte sich Leander beynahe entdeckt: allein es schien ihm doch zu viel gewagt. „So lange ich sie noch erschrecke, sagte er bey sich selbst, so lange sie mich noch scheut, darf ich keine Liebe von ihr erwarten. Dieses legte ihm Stillschweigen auf; und er verbarg sich im düstersten Winkel der Grotte.

Die Prinzessin, die allein zu seyn glaubte, rufte Abrikosinen zu sich, und erzählte ihr das Wunder von der belebten, redenden, singenden Bildsäule, und von dem hülfreichen Dämon. „Schade! setzte sie hinzu, daß dieser Kobold so häßlich ist: es ist ein so guter lieber Kobold.“ — „¿Und wer hat Ihnen denn gesagt, fiel ihr Abrikosine ins Wort, daß er wirklich so ist, wie Ihre Phantasie ihn mahlt? Hielt nicht Psyche auch den Gott der Liebe für eine Schlange? Ihr Abentheuer hat Aehnlichkeit mit jenem: wär' es nun Amor, der sie liebte, wollten Sie ihn nicht wieder lieben?“ — „Ja, wenn er einerley mit dem Unbekannten ist, versezte die Prinzessin mit Erröthen. Doch wie fern ist ein solches Glück von mir! Ich glaube an eine Traumgestalt.

Des Unbekannten Bild und deine Schilderung von ihm stimmt mich ganz anders, als ich nach der Vorschrift meiner Mutter seyn sollte. O wie fürcht' ich ihren Zorn!" — Abrikosine bemühte sich ihre Besorgnisse zu stillen; und Leander war entzückt, wie man sich leicht denken kann.

Indessen hatte der kleine **Ungethüm**, der noch immer in seine ungesehene Prinzessin verliebt zu seyn glaubte, mit Ungeduld auf die Wiederkunft seiner Abgeordneten gewartet. Es kam auch einer davon zurück, und erzählte ihm ausführlich von der Insel der stillen Freuden, wie sie von Amazonen bewacht würde, und nur ein großes Heer ihm den Eingang öffnen könnte. Auf diese Erzählung both **Ungethüm**, den seines Vaters Tod zum unbeschränkten Herrn gemacht hatte, über 400000 Mann auf, und stellte sich an ihre Spitze. Gewiß, ein stattlicher General! Die zween Affen aus Brioches Schule hätten sicher eine eben so gute Figur gemacht.

Bey der Annäherung dieses furchtbaren Heeres ließ die Prinzessin ihre Mutter durch Abrikosinen um Rath fragen: Abrikosine aber fand die Fee sehr aufgebracht. „Ich weiß, sagte sie, jeden Schritt meiner Tochter.

Prinz Leander ist bey ihr; er liebt sie, und sie liebt ihn. Alle meine Sorgfalt hat sie nicht gegen die Gewalt der Liebe bewahren können. Das Schicksal will's; ich vermag nichts dagegen. Aber von meiner Tochter, die mir so vielen Kummer macht, will ich nichts mehr hören." Mit dieser traurigen Botschaft kam Abrikosine zu ihrer Gebieterin zurück.

Die Prinzessin betrübte sich sehr über diese Härte ihrer Mutter. Prinz Kobold war bey ihr, ohne daß sie es wußte, und sahe mit der innigsten Theilnahme ihren Schmerz. Aber in diesem Augenblicke mit ihr zu reden, wagte er nicht.

Zum Glück fiel es ihm bey, daß **Ungethüm** sehr geldsüchtig sey: vielleicht, dacht' er, liesse sich davon Vortheil ziehen. Er verkleidete sich daher als Amazone, und wünschte sich zurück in den Wald, wo er sein gutes Roß gelassen hatte. Lichtblau stutzte anfangs über die weibliche Gestalt; aber er erkannte doch die Stimme seines Herrn: freudig ließ er ihn aufsitzen, und trug ihn im vollen Trabe nach **Ungethüms** Lager. Hier galt Leander durchaus für eine Amazone; so schön und so jugendlich war er. Es wurde dem Könige ge-

meldet, eine junge Dame båte im Namen der Kônigin des Eylandes der stillen Freuden vorgelassen zu werden. Gleich warf Ungethům den kôniglichen Mantel um, und sezte sich auf den Thron: man håtte glauben sollen eine Meerkatze spiele den Kônig.

Leander stellte ihm vor, die Kônigin, eine Freundin eines stillen ruhigen Lebens, liesse ihm Geld nach eigener Willkůhr anbieten, wenn er ihr Frieden gônnen wolle. Ungethům erwiederte: das Schicksal der Kônigin gienge ihm nahe, und er sey bereit sie in seinen Schutz zu nehmen; sie môchte ihm nur tausend Millionen Millionen Louisd'or bezahlen, so wollt' er gleich wieder abziehen. Amazone Leander erwiederte, tausend Millionen Millionen Louisd'or zu zahlen, wůrde zu viel Zeit erforden; er môchte lieber sagen, wie viel Zimmer voll Louisd'or er haben wollte: die Prinzessin dåchte so groß, und wåre so reich, daß sie's eben nicht so genau nehmen wůrde. Ungethům erstaunte nicht wenig, daß man anstatt abzuhandeln, vielmehr zulegte. Das Beste schien ihm, so viel zu nehmen, als er immer kônnte, und dann die Gesandtin umbringen zu lassen, damit sie nicht wieder zu ihrer Gebieterin zurůckkehren kônne. Er forderte also dreyßig Zimmer mit Goldstůcken angefůllt:

gefüllt: dagegen versprach er den Rückzug, auf sein königliches Wort. Leander wurde in die Zimmer geführt, die er mit Goldstücken anfüllen sollte. Hier that seine Rose Wunder über Wunder; wie einen Platz-Regen, ließ sie Louisd'or, Quadrupels, Schildlouisd'or, Rosenobels, Souverains, Guineen, Zechinen und Dukaten fallen. — ¡Es muß doch ein feines Ding um eine solche Rose seyn!

Ungethüm freuete sich kindisch über den Gold-Regen. Je mehr Gold er fallen sahe, desto stärker ward in ihm die Lust, die Gesandtin festzuhalten, und die Königin zu berücken. So bald die dreyssig Zimmer voll waren, schrie er der Wache zu, sie solle die Betrügerin fest halten, die nichts als falsche Münze mitgebracht hätte. Schon machte sich die Wache bereit, den Befehl zu vollziehen: aber augenblicklich hatte Kobold sein rothes Hütchen auf, und verschwunden war er. Die Wache glaubte, er sey so schnell entwischt, und stürzte ihm nach, so daß Ungethüm allein blieb. In diesem Augenblicke faßte Kobold das kleine Ungeheuer bey den Haaren, und schnitt ihm, wie einer Taube, den Kopf ab.

So wie er diesen hatte, wünscht' er sich in den Freudenpalast zurück. Dort wanderte

unterdessen die Prinzessin in tiefem Nachdenken über die lezten Reden ihrer Mutter, und über die Mittel, wie sie ihren mächtigen Feind aus ihrer Insel vertreiben könne. Das Leztere fand sie sehr schwer, weil sie weiter keine Truppen hatte, als eine geringe Anzahl von Amazonen, die gegen einmal hundert tausend Mann viel zu unvermögend seyn müßten. Auf einmal erblickte sie einen Kopf frey in der Luft, ohne daß ihn jemand zu halten schien. Dieses neue Wunder sezte sie dergestalt in Erstaunen, daß sie nicht einmal eine Vermuthung fassen konnte. Doch ihr Erstaunen stieg noch höher, als dieser Kopf ihr zu Füßen gelegt wurde, und doch keine Hand dabey zu sehen war. Dabey rufte eine Stimme: „Keine Furcht mehr! Ungethüm kann Ihnen nun nicht weiter schaden!“

Abrikosine kannte die Stimme. „Auf mein Wort! sagte sie, der Unsichtbare, der jezt spricht, ist der Unbekannte, der mich errettet hat!“ Die Prinzessin verrieth zugleich Verwunderung und Freude. „¿Ha! rief sie aus, so wäre der Kobold und der Fremdling wirklich eins? Dann würd' ich mich freuen, ihm meine Dankbarkeit zeigen zu können. — „Ich will sehen erwiederte Leander, ob ich mir Ansprüche darauf erwerben kan.“ Er kehr-

kehrte nun in Ungethüms Lager zurück, wo sich das Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte. Officiere und Soldaten empfiengen ihn, mit grossem Freudengeschrey, und erkannten ihn als ihren rechtmäßigen König. Er überließ der Armee mit außerordentlicher Freygebigkeit die dreyssig mit Gold angefüllten Zimmer, um sie unter sich zu vertheilen. Dann schickt' er sie, in kleinen Märschen, wieder ins Vaterland: er aber kehrte noch einmal zu seiner Angebeteten zurück. Die Prinzessin hatte sich schon der Süßigkeit des Schlafs überlassen; und er glaubte die tiefe Ehrfurcht, die er ihr gewiedmet hatte, zu verletzen, wenn er sich in ihr Zimmer hätte wagen wollen. Er suchte vielmehr sein eigenes, das er aber, in der Sehnsucht nach Ruhe, nicht so, wie sonst, verschloß.

Die Prinzessin hatte eine unruhige Nacht, theils wegen der Hitze, theils wegen innerer Beschäftigung ihres Geistes. Noch vor der Morgenröthe stand sie auf, und suchte, in einem leichten Nachtgewande, ihr unteres Zimmer, auf der Galerie. ¡Wie erstaunte sie nicht, als sie hier Leandern auf einem Bette eingeschlafen fand! Sie hatte Muße genug, ihn unbemerkt zu beschauen, und sich zu überzeugen, daß er der Jüngling sey, dessen Bild

sie in ihrer diamantnen Dose hatte. „Aber unmöglich, sagte sie bey sich selbst, kann das der Kobold seyn; denn Kobolde schlafen doch wohl nicht? Ist das ein Körper von Luft und Feuer, der keinen Raum einnehmen soll?“ Indem sie das sprach, rührte sie sein Haar mit den Fingerspitzen leise an, und lauschte auf jeden Athemzug. Es war ihr nicht möglich, sich wieder von ihm zu trennen: bald freute sie sich ihn gefunden zu haben, bald wurde ihr deswegen bange.

Indem sie so ganz in Anschaun, und Entzücken verlohren dastand, erschien die Fee, ihre Mutter, mit einem solchen entsetzlichen Getöse, daß Leander davon aus dem Schlafe hoch empor fuhr. Mit Erstaunen, aber auch mit der äußersten Betrübniß erblickt' er seine geliebte Prinzessin fast in Verzweiflung, indem sie von ihrer Mutter, unter den bittersten Vorwürfen mit Gewalt fortgerissen wurde. Fürchterlich war dieser Augenblick für die beyden jungen Liebenden; sie waren der Trennung auf ewig nahe. Gegen die furchtbare Fee wagte die Prinzessin keine Wiederrede: sie warf nur einen Blick, der um Hülfe zu bitten schien, auf Leandern.

Leander fand, daß er sie, einer so mächtigen Fee zum Trutze nicht würde aufhalten können:

nen: er versuchte es daher, ob er durch Beredsamkeit und Ehrerbietung die erzürnte Mutter besänftigen könnte. Er eilte ihr nach, warf sich ihr zu Füßen, beschwor sie um Güte gegen ihn, gegen einen Prinzen, der ihre Tochter unverändert lieben, der ganz sein Glück darin finden würde, sie glücklich zu machen. Gestärkt durch sein Beyspiel, umschlang auch die Prinzessin die Knie ihrer Mutter, und sagte, wie viel sie ihm zu danken hätte, daß sie nicht vermögend seyn würde, ohne ihn zu leben. „Du kennst nicht das Bittere der Liebe, versezte die Fee; du kennst sie nicht, die Täuschungen der Männer; ihr Zaubertrank ist Gift; ich selbst habe davon getrunken. ¿Soll dein Schicksal werden wie das meinige?“ — „¿Giebt es denn keine Ausnahmen? erwiederte die Prinzessin; seine Versicherungen scheinen so aufrichtig zu seyn: ¿sollten sie nicht hinreichen, mich gegen die Gefahr zu sichern, die Sie für mich befürchten?“

Alles umsonst; die hartnäckige Fee ließ ungerührt beyde zu ihren Füßen seufzen und weinen, und ohne Zweifel würde sie ihnen nie verziehen haben, wäre nicht in diesem Augenblicke die Fee Gentille, umstrahlt von einem Schimmer wie Sonnenglanz, mit einem Gefolge von Grazien und Amoretten, erschienen.

„Schwester! rief sie der alten Fee noch von weitem entgegen, ich bin versichert, du hast es nicht vergessen, was ich für dich that, als du die Rückkehr in unser Feenland wünschtest; ohne mich wärst du nie wieder aufgenommen worden. Ich habe dich seitdem um keinen Gegendienst gebeten: jezt erwarte ich einen von großer Wichtigkeit. Vergieb deiner Tochter, und laß sie die Gemahlin dieses Prinzen werden; ich stehe dir dafür, er wird gegen sie bleiben wie er jezt ist. Ihre Tage werden ihnen ein Gewebe von Gold und Seide und immerwährende Freude seyn.“ — „Nun es sey! rief die Fee; dir, Schwester Gentille, kann ich keinen Wunsch versagen. Kommt, Kinder, empfangt in meinen Armen die Versicherung, daß ich euch eine gute Mutter und Freundin seyn will.“ Gentille frohlockte und ihre ganze lustige Schaar jauchzte in Brautliedern nach. Die sanfte Harmonie dieser Gesänge lockte alle Nymphen des Pallastes und auch Abrikosinen herbey. ¡Wie angenehm wurde sie nicht überrascht! Mit Einem Blicke erkannte sie ihn, sah sie seine Hand in der Hand der Prinzessin, ahndete sie beyder gemeinschaftliches Glück. Die Fee selbst bestätigte ihre Vermuthung, indem sie ihr sagte, sie wollte die Insel der stillen Freuden, mit allen ihren Seltenheiten und Wundern, in Leanders

ders Königreich versetzen, wollte da bey ihnen wohnen, wollte ihnen noch mehr Gutes erweisen. „Was auch Ihre Grosmuth mir bestimmen mag, sagte Leander, so können Sie doch kein Geschenk ersinnen, das Ihrem heutigen gleichkäme: Sie machen mich zum glücklichsten Manne, und ich fühl' es wohl, daß ich auch zu den dankbarsten gehöre." Der Fee gefiel das kleine Kompliment, weil es ganz das Gepräge der alten guten Zeit an sich trug.

Fee Gentille, deren Aufmerksamkeit nichts entgieng, hatte durch ihre Kunst die Generale und Offiziere von Ungethüms Armee in den Pallast der Prinzessin gezaubert, damit sie Zeugen von dem großen Feste seyn sollten, das sie zur Hochzeitfeyer gab. Von diesem Feste, von seinen Komödien, Opern, Ringelrennen, Konzerten, Jagden und andern Divertissements ließen sich ganze dicke Bände schreiben. Das Sonderbarste bey der Sache war, daß jede Nymphe unter den Helden aus Ungethüms Lager einen Gemahl fand, der sie, nach einer Bekanntschaft von vier und zwanzig Stunden, eben so leidenschaftlich liebte, als wenn sich beyde schon zehn Jahr gekannt hätten. Doch es geschieht wohl Manches, das noch ausserordentlicher ist, durch den kleinen Zauberstab.

V.

Prinzessin Frühlingsschön.

Es war einmal eine Königin, die viele Kinder gehabt hatte; aber sie waren alle gestorben. Die Eltern grämten sich darüber gar sehr; denn sie hatten große Güter und Kinder zu haben war ihr einziger Wunsch. Seit fünf Jahren hatte die Königin keins gehabt; man glaubte auch, sie werde keins mehr bekommen. Endlich aber wurde sie, so wenig man es auch vermuthet hatte, dennoch wieder schwanger.

Tag und Nacht war nun ihr Gedanke, wie sie das kleine Geschöpf, das sie sich versprach, beym Leben erhalten, wie sie es nennen, was für Kleider und Spielzeuge und Puppen sie ihm geben wollte. Sie ließ mit Trompetenschall an allen Straßenecken ausrufen

fen und anschlagen, die besten Ammen sollten vor ihr erscheinen, damit sie eine für ihren Säugling wählen könne. Da strömten nun von allen Enden her Ammen mit ihren Kindern herbey. Eines Tages, als die Königin mit ihrem Gemahl im Walde im Kühlen saß, ließ sie alle Ammen vor sich kommen, um eine Wahl anzustellen.

Mit den Ammen erschien auch, auf einem Schiebekarren, von zween abscheulichen Zwergen gezogen, eine häßliche weibliche Figur, mit krummen Füßen, die Knie unterm Kinn, einem großen Buckel, Schielaugen, und einer Haut, die so schwarz wie eine Kohle war. Diese widerliche Figur hielt einen kleinen Affen an der Brust; und dabey murmelte sie ein Rothwälsch her, das niemand verstand. Auch diese Unholdin bot sich an: aber die Königin wieß sie mit Unwillen, Eckel und Drohungen zurück. Die häßliche Alte ließ sich, unter beständigem Gemurmel, von ihren Zwergen weiter fahren; und verkroch sich in einen hohlen Baum.

Ohne weiter an sie zu denken, wählte sich die Königin eine recht hübsche Amme. Doch kaum hatte sie gewählt, so kam eine fürchterliche Schlange, und biß die Amme in den Fuß,

daß sie todt zu Boden sank. Sehr verdrüßlich über diesen Zufall, wählte die Königin eine andere: aber da flog ein Adler vorüber, und ließ der Amme eine Schildkröte auf den Kopf fallen, die sie erschlug. Noch betrübter rufte die Königin eine dritte Amme: allein indem diese sich in der grösten Geschwindigkeit nähern wollte, verwirrte sie sich in einen Dornenstrauch, und fiel sich ein Auge aus. „Geht mir doch heute alles unglücklich! rief die Königin aus; ich kann keine Amme wählen, ohne daß sie darunter leiden müßte. Ich will es meinem Leibarzte überlassen." Indem sie nach dem Palaste umwendete, hörte sie aus vollem Halse hinter sich her lachen. Sie sahe sich um, und sahe hinter sich die widerliche Alte, wie sie über die ganze Gesellschaft, vorzüglich aber über die Königin hohnlachte. Die Königin wurde darüber so aufgebracht, daß sie ihr mit dem Stocke drohen ließ; allein in dem Augenblicke verwandelten sich ihre Zwerge in Greise, der Schiebekarrn in einen Feuerwagen und mit schrecklichem Brausen und furchtbaren Drohungen flog alles in den Lüften davon.

„Ach Liebe! rief der König, wir sind verlohren; das ist die Fee Caraboße. Das böse Weib haßt mich schon seit meiner Kindheit, weil ich ihr als Knabe einen kleinen Schelmenstreich

streich gespielt hatte: seitdem hat sie sich immer zu rächen gesucht." Die Königin weinte und betrübte sich nicht wenig über diese Entdeckung. „Hätt' ich das gewußt, sagte sie, ich würde mir alle Mühe gegeben haben, sie zu meiner Freundin zu machen." „Fasse dich! erwiederte der König, als er sie so betrübt sahe; laß uns zusehn, wie wir dem Uebel vorbeugen können." Mit diesen Worten führte er sie unter den Armen fort; denn sie zitterte noch wegen der Drohungen der bösen Fee.

Sie hielten, bey sorgfältig verwahrten Thüren und Fenstern, einen geheimen Rath. In diesem wurde beschlossen, daß alle Feen in einem Umfange von vielen hundert Meilen zur Geburt des Kindes eingeladen werden sollten: nur wollte man sie zugleich um die tiefste Verschwiegenheit bitten, damit nicht Caraboße was davon erführe. Die Königin hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft im Feenreiche: aber von allen ihren Bekannten kamen nicht mehr als fünf Feen. Diese erschienen in eben dem Augenblicke, da die Königin mit einer Prinzessin niedergekommen war; und geschwind schlossen sie sich ein, um die Neugebohrne mit ihren Feengaben auszusteuern.

Die erste Fee beschenkte sie mit vollkommener Schönheit; die andere mit ausnehmenden Verstande; die dritte mit reizenden Gesange; die vierte mit Talent in Prosa und Versen schön zu schreiben. Als die fünfte reden wollte unterbrach sie ein Gepolter im Kamine, als ob ein großer Stein von einem hohen Thurme herabfiel. Ganz mit Ruße beschmuzt, erschien Caraboße, und schrie laut: ich schenke ihr auch was:

„Alles Unglück, alles Ungemach
Folg' ihr zwanzig Jahre nach.

Bey diesem Ausspruche weinte die Königin, und bat die Fee um Erbarmen für ihre arme Tochter: auch alle Feen baten für sie. Allein die häßliche Fee schmollte, brummte und antwortete keine Sylbe. Die fünfte Fee, die noch nicht geredet hatte, suchte die Sache dadurch gut zu machen, daß sie der Prinzessin ein langes glückliches Leben nach der Zeit der Verwünschung zusagte. Caraboße lachte nur über dies Versprechen; und nahm, unter spöttischem Lächeln und Trällern, ihren Weg wieder zum Schorsteine hinaus.

Alle Feen waren in der äußersten Bestürzung; am meisten aber die arme Königin. Bey ihrem Abschiede sagte noch die älteste der Feen,

Feen, sie sey der Meynung, man solle die Prinzessin bis in ihr zwanzigstes Jahr sorgfältig an einem Orte verwahren, wo sie keine menschliche Seele zu sehen bekäme, als die Aufseherinnen die man ihr geben würde. Der König befolgte diesen Rath. Er ließ einen Thurm bauen, der keine Fenster hatte, und blos durch Wachskerzen erleuchtet wurde; den Zugang zu diesem Thurme machte ein unterirdisches Gewölbe; auf diesem verborgenen Wege versorgte man die Amme und Aufseherinnen mit allen Bedürfnissen; jedesmal in einer Entfernung von zwanzig Schritten befand sich wieder eine verschlossene Thüre, und Wachen standen überall.

Frühlingsschön ward die Prinzessin genannt, weil die Farbe ihrer Wangen so frisch blühte wie Lilien und Rosen. In allem was sie sagte und that, wurde sie vorzüglich; nichts war ihr zu schwer, sie lernte alles, sie faßte alles: ihre Eltern weinten vor Freuden, sie so schön, so vollkommen werden zu sehn. Oefters wurden sie von ihr gebeten, bey ihr zu bleiben, oder sie mitzunehmen; denn sie fühlte eine gewisse Unbehaglichkeit in ihrer Lage, die sie sich selbst nicht erklären konnte: doch sie verschoben es von einem Besuche zum andern. Ihre Amme, eine Frau von Verstande, jezt

ihre unzertrennliche Gefährtin, erzählte ihr zuweilen, wie es in der Welt aussähe; und sie begriff es so schnell, mit einer solchen Leichtigkeit, als hätte sie es alles selbst gesehn. „Liebe! sagte der König öfters zu seiner Gemahlin, wir werden die Fee Caraboße überlisten. Allen ihren Verwünschungen zum Trotze, wird unsere Frühlingsschön glücklich seyn.“ Sie hatten Frühlingsschön mahlen lassen, und schickten ihr Bildniß überall umher, weil die Zeit ihrer Befreyung aus dem Thurme herbeykam, und sie ihr einen Gemahl geben wollten. Nur vier Tage fehlten noch an den zwanzig Jahren der Verwünschung: Hof und Stadt freute sich über die nahe Befreyung der Prinzessin. Diese Freude vermehrte sich noch durch die Nachricht, daß König Merlin sie zur Gemahlin für seinen Sohn verlangte, und dazu einen Botschafter, Fanfarinet abgesandt habe.

Die Amme, die der Prinzessin alles getreulich zutrug, erzählte ihr auch dieses, und wie herrlich der Einzug des Gesandten seyn würde. „¡Ach! rief die Prinzessin, wie unglücklich bin ich nicht! Ich werde hier in einen finstern Thurm eingesperrt, als ob ich ein großes Verbrechen begangen hätte. ¡Der Himmel, die Sonne, die Sterne sollen so schön seyn; ich

habe

habe das alles nie gesehn! Wenn ich zwanzig Jahr alt seyn würde, sagen meine Eltern, wollen sie mich heraus lassen: aber ich merk' es wohl, sie sagen nur so, um mich bey Geduld zu erhalten; im Grunde ist ihre Absicht, daß ich hier sterben soll: und doch hab' ich ihnen nie etwas Leides gethan!" Dabey weinte sie; und weinte so heftig, daß ihr die Augen schwollen. Amme, Milchschwester, Kinderweiber, Wartfrauen, alles weinte ihr nach; und es war eine allgemeine Wehklage. Als die Prinzessin sahe, daß alles so gut gestimmt war, mit ihr zu klagen und zu weinen, nahm sie ein Messer und drohte sich auf der Stelle zu erstechen, wenn man nicht Mittel fände, sie den schönen Einzug des Gesandten sehn zu lassen; „der König, sagte sie, und die Königin sollen es nie erfahren." Bey dieser Drohung mit dem Messer begonn die Wehklage noch stärker als vorher; und Amme, Milchschwester, Kinderweiber, Wartfrauen, alle beschlossen, ihr diese Freude zu machen, sollten sie auch gleich selbst ihr Leben daran wagen. Die ganze übrige Nacht verstrich darüber, daß Mittel ausgedacht, und Mittel verworfen wurden, und immer Frühlingsschön dazwischen sagte: „macht mir nur nicht mehr weiß, daß ihr mich liebt, ihr würdet sonst wohl Mittel finden: ich habe doch gelesen, daß der Liebe und der

Freundschaft nichts zu schwer sey." Zuletzt fielen sie darauf, es müßte, nach der Stadt zu, eine Oefnung in den Thurm gemacht werden. Sie legten auch ohne Aufschub Hand ans Werk; brachten es auch durch Kratzen und Brechen dahin, daß sie mit der äußersten Mühe eine kleine Oefnung in der Mauer machten.

Durch diese Oefnung erblickte Frühlingsschön zuerst das Tages-Licht. Erst blendete sie dasselbe, dann sahe sie unablässig durch die Oefnung hinaus ins Freye bis der Gesandschaftszug erschien. Fanfarinet saß auf einem weißen Rosse, das nach Trompetenschall muthig und stolz einherschritt: sechs Flöten und eben so viel Oboen spielten wechselsweise die neuesten und schönsten Opernarien; dann fielen wieder Trompeten und Pauken ein. Fanfarinet trug ein Kleid das ganz mit Perlen gestickt war, goldene Stiefeln, inkarnatfarbene Federn, Bänder in Menge, und dabey so viel Diamanten, daß er schimmerte, wie die Sonne. Frühlingsschön kam fast ausser sich bey diesem Anblicke. Nach kurzem Nachsinnen that sie den Schwur, sie wollte nie einen andern Mann nehmen als den schönen Fanfarinet. „Es ist gar nicht wahrscheinlich, sagte sie, daß sein Herr auch so liebenswürdig

seyn kann. Ich will, keinen Schimmer, keine Größe; ich habe bisher in einem Thurme gelebt, ich werde wohl, wenn es seyn muß, auf einem Landhauße mit ihm leben können; mit ihm wird mir Brod und Wasser besser schmecken als Fasanen und Malvasir mit einem Andern." Kurz, sie schwatzte so viel von dieser Art, daß ihre guten Weiber gar nicht begreifen konnten, woher sie nur die Grillen nähme. Vorstellungen dagegen waren vergebens; sie legte ihnen gleich Stillschweigen auf.

Sobald der Gesandte in den Pallast eingetreten war, hohlte die Königin ihre Tochter ab. Alle Straßen waren mit Teppichen behangen, alle Fenster mit Frauenzimmern angefüllt, die Körbchen mit Perlen und Blumen hielten. Eben da man sie noch im Thurme zu kleiden anfieng, kam ein Zwerg auf einem Elephanten an. Dieser Zwerg war ein Botschafter von den fünf guten Feen, die sie in ihrer Geburtsstunde beschenkt hatten. Sie schickten ihr eine Krone, einen Zepter, eine Robe von Goldbrokat, einen Rock von Schmetterlingsflügeln, der ausserordentlich künstlich gearbeitet war, und ein Kästchen mit Geschmeide von unschätzbarem Werthe. Bey dem Anblicke dieser Kostbarkeiten gerieth die Königin fast ausser sich

vor Freude; die Prinzessin hingegen blieb sehr gleichgültig dabey, denn sie dachte blos an den schönen Gesandten.

Geschmückt mit den Kostbarkeiten, die der Zwerg gebracht hatte, war die Prinzessin so entzückend schön, daß die Sonne sich gleichsam neidisch hinter Gewölke zu verbergen schien. Indem sie zu Fuße durch die Straßen gieng, jauchzte ihr die ganze Menge nach: „¡ach! wie schön sie ist! Ach wie schön sie ist!“

Auf einmal trübte sich der Himmel, es donnerte, und Hagel und Regen ergoß sich in Strömen. Die Königin suchte sich mit ihrem königlichem Mantel zu schützen, die Damen mit ihren Schleppen und Röcken. Frühlingsschön war im Begriffe dasselbe zu thun, als in der Luft ein Gekrächze wie von vielen tausend Raben, Krähen, Nachteulen und andern Unglücksvögeln erschallte. Zugleich erschien in vollem Fluge eine häßliche Eule von ungeheurer Größe, die eine Schärpe von Spinnengewebe, mit Fledermausflügeln eingefaßt im Schnabel hielt. Diese Scherpe ließ die Eule auf die Schultern der Prinzessin fallen; und zugleich hörte man ein langes schallendes Gelächter, als ein ziemlich unverkennbares

Merk-

Merkmahl von einem Streiche à la Caraboise.

Alles weinte bey dieser traurigen, ahndungsvollen Erscheinung. Die Königin wollte die Schärpe wegreißen: aber sie war wie angeleimt. „¡Ha! rief sie aus, eine Tücke von unserer Feindin! aller meiner Geschenke ungeachtet, bleibt sie doch unversöhnlich.“

Indessen sie jammerte, wurden die Zuschauer alle naß bis auf die Haut. Frühlingsschön, immer voll vom Bilde des schönen Gesandten, wanderte indessen ruhig fort, ohne nur einen Laut von sich zu geben: gefiel sie nur ihm, so bekümmerte sie sich weder um die Fee Caraboße noch um ihre ahndungsvolle Schärpe. Sie wunderte sich ganz im Stillen, daß er noch nicht sichtbar würde, als sie ihn auf einmal an der Seite ihres Vaters erblickte.

Fanfarinet war ein Mann von Geiste, und doch brachte ihn der Anblick der Prinzessin, in ihrer Majestät und Grazie, so ganz aus der Fassung, daß er nicht reden, sondern nur stammeln konnte: Man hätte glauben sollen, er sey berauscht; und doch hatte sein ganzes Frühstück nur in einer Tasse Schokolade bestanden.

Unglücklicherweise vergaß er darüber in einem Augenblicke eine schöne Rede, die er schon seit mehrern Monaten alle Tage wiederhohlt, und so gut auswendig gelernt hatte, daß er sie im Schlafe hätte hersagen können. Indem er sich quälte und plagte sie wieder aufzufinden, macht' er der Prinzessin weiter nichts als tiefe Reverenzen; und sie erwiederte seine Bücklinge durch Verbeugungen ohne Bedeutung. Endlich war sie doch zuerst im Stande sich aus der Verwirrung zu erhohlen, und auch ihm aus der Verlegenheit zu helfen. „Herr Gesandter, sagte sie zu ihm, ich bin versichert, daß Sie mir etwas sehr Artiges zu sagen hatten, und ich nehme es für geschehen an. Lassen Sie uns nur eilen, in den Pallast zu kommen; wir werden sonst ganz durchnäßt. Es ist ein Streich von der verwünschten alten Caraboße; aber sind wir nur erst im Trockenen, dann lachen wir sie aus.“ Er versezte, ganz im Ton der höchsten Galanterie: die Fee hätte wirklich vorhergesehen, welche Flammen ihre schöne Augen anzünden würden, und um die Glut zu mäßigen, schicke sie diesen Regenguß. Zugleich bot er ihr seine Hand.

„Herr Gesandter, flüsterte sie ihm ganz leise zu, ich muß Ihnen etwas sagen, das Sie sonst nie errathen würden. Freylich geht mir das

das Geständniß schwer ein; aber Sie werden mich deswegen nicht geringer schätzen. Ich habe mit Bewunderung gesehen, wie schön sie auf ihrem edlen Rosse waren, und bedauert, daß sie für einen Andern kommen. Doch dagegen findet sich wohl Rath, wenn sie so viel Muth haben als ich. Anstatt Ihnen im Namen Ihres Herrn die Hand zu geben, geb' ich sie Ihnen lieber selbst. Sind Sie gleich kein Prinz, so gefallen Sie mir doch so gut wie ein Prinz. Wir wollen uns in einen unbekannten Winkel der Erde flüchten. Anfangs wird man darüber schwätzen: aber eine Andere macht es vielleicht bald drauf eben so, oder wohl noch schlimmer; man schwätzt dann bloß von jener; an mich wird nicht mehr gedacht; und ich genieße ganz die Freude mit Ihnen zu leben.

Fanfarinet glaubte zu träumen als er dieß hörte: denn Prinzessin Frühlingsschön war ein solches Wunder von Schönheit und Vollkommenheit, daß er sich nie einen Gedanken dieser Art würde erlaubt haben. Ihr zu antworten war ihm unmöglich: wäre sie allein gewesen, so hätt' er sich ihr zu Füßen geworfen; jezt nahm er sich nur die Freyheit, ihre Erklärung durch einen kräftigen Händedruck zu erwiedern. Bey ihrem Eintritte in den Saal, erscholl eine Symphonie von vielen tausend

Instrumenten, in die sich der Gesang von tausend Stimmen so entzückend vermischte, daß ein leiser Athemzug schon Zerstreuung war.

„Schäfchen, sagte der König zur Prinzessin, mit einem Kusse auf Stirn und Wangen, willst du wohl den Sohn des großen Königs Merlin zum Gemahl annehmen? Hier dieser Herr nimmt deine Hand für seinen Gebieter an, und bringt dich zu ihm in das schönste Königreich von der Welt.“ — „Warum nicht? erwiederte die Prinzessin, mit einer tiefen Verbeugung; ich thue alles was Sie wollen, mein Vater, wenn es meine liebe Mutter zufrieden ist.“ — „Sehr gern! sagte die Königin, mit einer Umarmung; und nun gehen wir gleich zur Tafel!“ — Hundert Tafeln standen auf einer großen Galerie gedeckt: ein solcher Schmaus war noch nie gewesen. Nur die Prinzessin aß nicht; Fanfarinet auch nicht: sie sahen nur sich, dachten nur sich; um sie her verschwand ihnen alles.

Auf das Souper folgte Komödie und Ball: aber es war schon so spät, und man hatte sich das Souper so gut schmecken lassen, daß man beynahe stehend einschlief. Der König und die Königin warfen sich, vom Schlafe übermannt, auf einen Sopha; die meisten Damen und

Her-

Herren schliefen; das Orchester kam aus dem Tacte; die Komödianten schwatzten, ohne zu wissen was; die Wachen lagen auf ihren Dekken und schnarchten: nur die beyden Verliebten waren munter wie die Mäuschen. „¡Geschwind! sagte Frühlingsschön zu Fanfarinet, lassen Sie uns den günstigen Augenblick benutzen. Wart' ich bis nach der Ceremonie, dann giebt mir mein Vater mehr als eine Dame zur Aufwartung, und einen Prinzen zum Begleiter, der mich zu Ihrem Herrn bringt. Besser also, wir fliehen jezt; und das so geschwind als möglich."

Mit diesen Worten stand sie auf, nahm ihres Vaters ganz mit Diamanten besetzten Dolch, und den reichen Schleyer, den ihre Mutter, um mit mehr Bequemlichkeit schlafen zu können, abgelegt hatte, und reichte dem schönen Gesandten ihre weiße Hand. Fanfarinet ergriff sie, kniete mit einem Knie nieder, und schwur ihr ewige Treue. So schlichen sie sich aus dem Palaste, mit einer kleinen Blendlaterne, durch Gäßchen und Nebengäßchen, bis an den Hafen. Hier bestiegen sie ein kleines Schiffchen, in dem sie einen armen alten Schiffer schlafend fanden, den sie weckten. Den alten Schiffer überraschte der Anblick der Prinzessin, wie sie unvermuthet so schön und glän-

glänzend von Diamanten, mit ihrer Schärpe vor ihm stand, nicht anders, als wär' es die Göttin der Nacht, so daß er vor ihr auf die Knie niederfiel. Doch es war jezt keine Zeit zum Knieen und Bewundern; statt dessen gebot sie ihm lieber hurtig davon zu rudern. Dabey war viel gewagt; denn kein Mond und kein Sternchen schien. Indessen sie hatten am Schleyer der Königin einen Carfunkel, der heller leuchtete als der Schein von funfzig Fakkeln; und Fanfarinet hätte, wie man sagt, der Blendlaterne recht gut entbehren können; auch besaßen sie einen Stein, der unsichtbar machte.

„¿Wohin wollen Sie?" fragte Fanfarinet. — „Mit Ihnen; antwortete die Prinzessin; weiter weiß ich nichts, weiter will ich nichts." — Nur nicht zu meinem Herrn, erwiederte Fanfarinet; das mögte mir übel bekommen." — „Gehn wir also nach der wüsten Eichhörncheninsel; versetzte Frühlingsschön; sie ist entfernt genug; dahin wird man uns nicht so leicht folgen: Fort, Alter, fort!" Der alte Schiffer ruderte mit seinem kleinen Schiffchen ab.

Als der Tag anbrach, rieb sich alles im Palaste Augen und Ohren, der König, die Königin, und so bis herunter auf den Küchen-

enjungen: dann dachte man wieder an die Vermählung. Beym Ankleiden vermißte die Königin ihren Schleyer; und nun gieng es an ein Suchen. Umsonst; der Schleyer fand sich nirgends, in keinem Zimmer, in keinem Kabinette. Unruhig lief sie auf und nieder: alles vergebens; er fand sich nicht. Völlig dieselbe Geschichte ward es mit dem Dolche des Königs: er fand sich so wenig als der Schleyer. Untröstbar raufte sich der König den Bart aus; und ihm zu Gefallen zerzauste sich die Königin ihre Haare: denn der Schleyer und der Dolch waren mehr werth, als zehn Städte wie Madrid.

„Liebe, sagte der König, als er sahe, daß alles Suchen fruchtlos war, Liebe, laß uns Muth fassen; laß uns die Ceremonie vollenden, die uns so theuer zu stehen kömmt. ¿Wo ist Frühlingsschön?" — „Herr, sagte die Amme, ich suche sie schon über zwo Stunden, und kann sie nicht finden." Diese unerwartete Nachricht vermehrte noch die Betrübniß des königlichen Paars. Wie eine Löwin, der die Jungen geraubt worden sind, schrie die Königin, bis sie endlich gar in Ohnmacht sank. Es kostete manches Fläschgen Ungrisches Wasser, ehe sich Ihre Majestät wieder erhohlte. Die Damen und Kammerfrauen weinten; die Bedien-

dienten fragten ängstlich nach der Prinzessin Frühlingsschön. „Geh, sagte der König zu einem Pagen, und hohl' mir den Gesandten, der wohl auch in irgend einem Winkel schlafen mag; er soll auch mit uns betrübt seyn." Der Page gieng, und suchte, und suchte überall: Fanfarinet war eben so wenig zu finden, als der Dolch, und der Schleyer und die Prinzessin Frühlingsschön. Wieder ein Zuwachs zu der Bekümmerniß des königlichen Paars.

Alle Staatsräthe und Staabsofficiere mußten in einem großen Saal zusammenkommen, der in der Eile schwarz ausgeschlagen worden war. Der König und die Königin hatten ihre Galakleider gegen lange Trauermäntel mit einem Gürtel von Stricken vertauscht. Bey diesem Anblick fühlte sich auch das härteste Herz erweicht: der ganze Saal ertönte von Seufzen und Schluchzen; der Fußboden wurde feucht von Thränen. Da der König nicht Zeit gehabt hatte auf eine Anrede zu denken, so währt' es über eine halbe Stunde, bevor er nur ein Wort vorbringen konnte. Endlich hob er also an:

„Hören Sie, meine Herren, groß und klein, ich habe meine liebe Tochter Frühlingsschön

schön verloren; ob durch Flucht oder Entführung, weiß ich nicht. Mit ihr ist auch der Schleyer meiner Gemahlin und mein Dolch, beydes von hohen Werthe, unsichtbar geworden; und was das Schlimmste ist, auch der Gesandte Fanfarinet ist nirgends zu finden. Ich fürchte sehr, wenn der König sein Herr nichts wieder von ihm erfährt, so wird er ihn bey uns suchen, und uns seinen Tod auf den Kopf Schuld geben. Noch möcht' es gehen, wenn ich nur bey Gelde wäre: aber ich muß es den Herren gestehen, die Vermählungskosten haben meine Kasse erschöpft. Ich wünsche daher, daß meine getreuen Unterthanen mir Rath geben mögen, wie ich wieder zum Schleyer, zum Dolche, zum Gesandten Fanfarinet und zu meiner Tochter kommen könne."

Alle Zuhörer bewunderten die Rede des Königs, die auch in der That sein Meisterstück in der Redekunst war: dann nahm der Reichskanzlar das Wort, und sprach also:

„Es thut uns sehr Leid, daß Ihre Majestäten so viel Ursache haben, Leid, zu tragen. Sicherlich ist es ein Streich von der Fee Caraboße: denn die Prinzessin hatte ihr zwanzigstes Jahr noch nicht vollendet. Noch etwas

muß

muß ich aber doch sagen: Ich habe bemerkt, daß Prinzessin Frühlingsschön alle Augenblicke den Gesandten ansahe, und er wieder sie: vielleicht ist auch hier die Liebe mit im Spiele." — „¡Herr! fiel ihm die Königin mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ins Wort, bedenken Sie wohl was Sie sagen! Die Prinzessin Frühlingsschön ist nicht der Art, daß sie sich in einen Fanfarinet verlieben könnte: dazu hab' ich sie zu gut erzogen." — „¡Ach! und doch konnte sie das! rief die Amme, mit einem Fußfalle vor der Königin; lassen Sie mich alles bekennen, was vorgefallen ist. Die Prinzessin wollte den Gesandten sehn, oder sich selbst umbringen. Wir machten daher eine kleine Oeffnung in der Mauer des Thurms; durch diese sahe sie den Gesandten; und sogleich that sie den Schwur, kein Anderer als er sollte je ihr Gemahl werden.

„¡Der hat sie auch entführt! rief Admiral Spitzhut; geschwind ihm nach!" Alles klatschte ihm Beyfall, und rufte: „ja wir wollen ihm nach!" Manche giengen zu Schiffe; andere schwärmten aus einem Reiche ins andere, und fragten, bey Trompeten- und Paukenschalle, auf allen Märkten ob niemand die Prinzessin Frühlingsschön und den Gesandten Fanfarinet gesehen hätte. Alle Welt gab ihnen

nen zur Antwort: „geht weiter! wir haben weder sie, noch ihn gesehn.“

Glücklicher waren diejenigen, die den Flüchtlingen zu Wasser nachsetzten. Nach einer langen Farth entdeckten sie einst in der Nacht etwas Leuchtendes, wie ein großes Feuer. In der Ungewißheit was es seyn möchte, wagten sie sich nicht näher hinan; bis endlich der leuchtende Schimmer auf der wüsten Eichhörncheninsel, stille hielt. Dieser Schimmer war nichts anders als der Glanz des Carfunkels, der den beyden Liebenden bis hieher geleuchtet hatte. Beyde stiegen hier aus, belohnten den guten Alten reichlich, und banden ihm nochmahls das tiefste Stillschweigen ein.

Noch war der Schiffer nicht weit von der Insel entfernt, als ihm die königlichen Schiffe begegneten. Er erkannte sie gleich, und wollte ihnen ausweichen: allein der Admiral, der seiner gewahr geworden war, ließ ihn durch ein Boot verfolgen. Der Alte war zu kraftlos, als daß er durch Rudern hätte entrinnen können: ward eingehohlt, und vor den Admiral gebracht. Der Admiral ließ ihn durchsuchen; und da fand man bey ihm hundert neue Goldstücke, wie sie zur Vermählungsfeyer wa-

ren geprägt worden. Um den Fragen des Admirals auszuweichen stellte sich der alte Schiffer taub und stumm. „So! So! sagte der Admiral, der Mann ist stumm: an den großen Mast mit ihm, und gebt ihm da die Knute. Dadurch lernen die Stummen am besten reden.“ Als der Alte sahe, daß die Sache ernstlich ward, gestand er endlich, ein wunderschönes Mädchen und ein sehr artiger Herr hätten sich von ihm auf die wüste Insel bringen lassen. Diese Aussage machte es dem Admiral wahrscheinlich, daß es die Prinzessin seyn müßte: er ließ also durch seine Flotte die ganze Insel umringen.

Unterdessen war Prinzessin Frühlingsschön, von ihrer Farth ermüdet, im Schatten von dichtbelaubten Bäumen, auf dem Grünen ruhig eingeschlafen. Fanfarinet aber, dem mehr an Essen und Trinken, als an Liebe lag, ließ sie nicht lange schlafen. ¿Meynen Sie denn, sagt' er zu ihr, indem er sie aufweckte, daß ich hier lange bleiben könne? Ich finde hier nichts zu essen. Wären sie auch so schön wie Aurora, so wäre mir das nicht genug. Essen muß man doch: ich habe gute Zähne, und einen leeren Magen.“ — „¿Wie? versetzte die Prinzessin, sind Ihnen denn meine Beweise von Zuneigung so gar unbedeutend?

tend? Denken Sie denn so gar wenig an das Glück, das Ihnen die Liebe schenkt?" — „Ey ich denke mehr an mein Unglück; rief Sanfarinet; ich wollte, Sie säßen wieder in Ihrem schwarzen Thurme!" — „Nicht so böse, lieber Ritter! sagte sie zu ihm, mit ihrer ganzen Anmuth; ich will überall suchen; vielleicht finde ich einiges Obst für Sie." — Sehr betrübt lief die arme Prinzessin im Walde umher; ihre niedlichen weißen Hände zerkratzten sich in Dornen und Hecken; sie fand nichts. Mit dieser traurigen Nachricht kam sie äusserst niedergeschlagen zu ihm zurück; er empfieng sie mit Brummen, und entfernte sich ungestüm von ihr.

Tags darauf suchten sie wieder, und eben so vergebens; so daß sie drey Tage lang mit Laub und etlichen Maykäfern vorlieb nehmen mußten. Frühlingsschön, so zart sie auch war, klagte doch nicht. „Ich würde zufrieden seyn, sagte sie, wenn ich allein litte, und der Hungertod sollte mir nichts seyn, wenn nur Sanfarinet zu essen hätte." — Sanfarinet antwortete mit der äußersten Gleichgültigkeit, mit der größten Härte. „¿Ist es möglich, versetzte Frühlingsschön, daß mein Tod Ihnen so gleichgültig seyn würde? Wo bleiben Ihre Schwüre?" — „Es ist ein grof-

ser Unterschied, erwiedert' er, ob man alles genug, ob man weder Hunger noch Durst hat, oder ob man auf einer wüsten Insel verhungern und verschmachten muß." — „Ich bin aber in der nehmlichen Gefahr, antwortete Frühlingsschön, und murre dennoch nicht." „Das würde Ihnen auch sehr übel anstehen, fuhr er mit Ungestüm auf. ¿Haben Sie nicht Vater und Mutter verlassen, um in der Welt herumzustreichen?" — „Aber aus Liebe zu Ihnen; sagte sie zärtlich, und reichte ihm die Hand. — „O! versetzte Fanfarinet, die würd' ich gern entbehrt haben!" und zugleich wandt er sich von ihr weg.

Betrübt, sehr betrübt fieng die Prinzessin zu weinen an, so zu weinen, daß sie einen Felsen hätte erweichen können. Sie sezte sich unter einen Rosenstrauch, an dem rothe und weiße Rosen in Menge blühten. „¡Wie glücklich seyd ihr doch! rief sie nach einigen Augenblicken eines wehmüthigen Anschauens, wie glücklich seyd ihr, junge Rosen! Euch schmeicheln die Zephyre, euch tränkt der Thau, euch verschönert die Sonne, euch liebt die Biene, euch schützen eure Dornen, euch folgt allgemeine Bewunderung. ¡Ihr seyd so ruhig!.... und ich..." Indem sie das sagte, ergossen sich ihre Thränen. Zugleich sahe sie mit Erstaunen

den Rosenstrauch sich bewegen, die Rosen sich entfalten, und die gröste, die schönste der Rosen sagte zu ihr: „hättest du nie geliebt, dein Loos wäre zu beneiden, wie das meinige: wer liebt, muß dulden. Geh', arme Frühlingsschön; nimm Honig aus jenem hohlen Baume; aber sey nicht so einfältig, deinem Fanfarinet davon zu geben." Frühlingsschön lief nach dem bezeichneten Baume, ohne zu wissen, ob sie wachte oder ob sie träumte. Sie fand Honig, und brachte ihn eilig ihrem undankbaren Liebhaber. „Hier! sagte sie, ist eine Scheibe Honig; ich hätte ihn allein essen können; aber ich theile ihn lieber mit meinem Fanfarinet." Ohne ihr dafür zu danken, ohne sie nur anzusehen, nahm er ihr den Honig mit Heftigkeit aus der Hand, und aß die ganze Scheibe, so daß er ihr auch nicht ein kleines, kleines Stückchen davon gab. Noch nicht genug; bey aller seiner Grobheit spottete er ihrer noch: der Honig sey zu süß, sagte er; sie würde sich die Zähne damit verderben; und andere dergleichen Plattheiten mehr.

Tief gekränkt und noch trauriger als bisher sezte sich Frühlingsschön unter eine Eiche, und redete in ihrer Betrübniß auch die Eiche an. Mitleidig ließ die Eiche einige Zweige auf sie niedersinken, und sagte zu ihr: „nimm diesen

sen Krug mit Milch, und trinke ihn aus; aber deinem Undankbaren gieb keinen Tropfen davon.“ Frühlingsschön sah hinter sich, und entdeckte verwundrungsvoll einen mit Milch gefüllten Krug. Sie dachte dabey bloß an den Durst, den Fanfarinet, nach dem Genusse einer ganzen Honigscheibe, haben könnte; sie lief, und brachte ihm die Milch. „Trinken Sie! sagte sie zu ihm, aber lassen Sie mir auch etwas übrig, denn ich vergehe vor Hunger und Durst.“ Er riß ihr den Krug mit Ungestüm aus der Hand, trank ihn rein aus, warf ihn an einen Felsen, daß er in tausend Stücke zerbrach, und sagte dabey mit hönischem Gelächter: „wenn man nichts gegessen hat, dann ist man auch nicht durstig.“

„Ach! rief Frühlingsschön, mit Händeringen, und indem ihr schönes Auge gen Himmel sahe; das hab ich verdient! Es ist die gerechte Strafe dafür, daß ich Vater und Mutter verließ, daß ich mich so unbedachtsam einem Manne in die Arme warf, den ich noch nicht kannte, ohne zu bedenken, wer ich bin, und was Caraboße mir gedroht hat!“ Doppelt heftig und bitter ergossen sich ihre Thränen; sie vertiefte sich immer weiter ins Gebüsch, bis sie zulezt, ganz erschöpft, am Stamme einer Ulme niedersank. Auf einmal hörte sie

Ach! was ist die Liebe
Für ein bittres Ding!...

von einer Nachtigall im Gipfel der Ulme singen. „O wer weiß das besser als ich!" rief die Prinzessin dazwischen aus. „Fasse Muth! sagte die Sängerin auf dem Baume; such' in diesem Gebüsche; da findest du Nahrung und Trank; aber sey nicht wieder so unvorsichtig, deinem Liebhaber davon zu geben." Dießmal war das Verbot überflüssig: Fanfarinet hatte sich ihr ganz gezeigt; und überdieß war sie so hungrig, daß sie alles, was sie im Gebüsche fand, allein verzehrte. Ihr gefräßiger Liebhaber kam dazu, und sahe, wie sie ohne ihn aß. Bey dieser Entdeckung gerieth er in eine solche Wuth, daß er mit dem Degen in der Faust auf sie losstürzte, um sie zu erstechen. Zum Glücke konnte sie noch den Stein im Schleyer enthüllen, der sie unsichtbar machte. So verschwand sie ihm, unter Vorwürfen über seine Undankbarkeit; unter Vorwürfen, die dennoch mehr von Liebe als von Hasse zeugten.

Unterdessen hatte der Admiral dem König melden lassen, die Prinzessin und der Gesandte Fanfarinet befänden sich auf der Eichhörncheninsel: nur habe er sich nicht weiter in ein unbekanntes Land wagen wollen. Bey dieser Nachricht, die dem Könige und der Königin

viele Freude machte, ließ sich der König sein großes Buch bringen, das Meisterstück einer gelehrten Fee, welches eine Beschreibung der ganzen Erdkugel war. Dieses Buch belehrte ihn sogleich, daß die Einhörncheninsel unbewohnt sey. „Kehre zum Admiral zurück, sagt' er zum Ueberbringer jener guten Nachricht, und sag' ihm in meinem Namen, er solle sogleich ans Land steigen. Schlimm genug, daß er die Prinzessin so lange mit dem Gesandten allein gelassen hat!"

Sobald der Ueberbringer zurückgekommen war, ließ der Admiral trompeten und pauken, trommeln und pfeiffen: es war ein gewaltiger Lärm auf der ganzen Insel. Bestürzt über diesen Lärmen, suchte die Prinzessin ihren Liebhaber wieder auf, und bot ihm Hülfe an. Herzhaftigkeit war eben seine Tugend nicht: die nahe Gefahr söhnte ihn also sehr bald mit ihr aus. „Bleiben Sie, sagte sie zu ihm, immer hinter mir; ich gehe voraus; dieser Stein macht mich unsichtbar; meines Vaters Dolch und Ihr Degen sollen uns schon helfen."

Unsichtbar drang die Prinzessin unter die Schaaren von Bewafneten ein, und würgte wie Fanfarinet, mit ihrem Dolche alles nieder. Von allen Seiten erscholl Geschrey und

Wim-

Wimmern: „ich bin todt! ich bin todt! vergebens war alles Schiessen, es traf nicht; die Prinzessin und Fanfarinet bückten sich, und der Schuß flog über ihnen hin. Der Admiral, der so viel Leute durch eine unsichtbare Hand verlor, wußte sich, in der äussersten Bestürzung und Betrübniß, gar nicht mehr zu helfen. Er ließ endlich zum Rückzuge blasen, und suchte seine Schiffe wieder.

Es war schon sehr spät in der Nacht: die Prinzessin und Fanfarinet flüchteten ins Dickicht im Walde. Sie war so müde, daß sie sich ins Grüne niederlegte. Noch hatte sie nicht lange geschlafen, als ihr eine Stimme leise ins Ohr flüsterte: „rette dich, Frühlingsschön! Fanfarinet will dich umbringen um seinen Hunger an dir zu stillen.“ Indem sie erschrocken die Augen aufschlug, sah sie, beym Scheine ihres Steins, den elenden Menschen, den Fanfarinet, wie er schon den Degen gegen sie gezückt hielt. Sie bedachte sich nicht lange; sondern sie zog ganz sachte ihren Dolch hervor, und durchbohrte ihn damit, so daß er auf der Stelle todt zur Erde niedersank.

Nach der ersten Aufwallung des Zorns, und bey kaltblütigen Nachdenken über ihren

Zustand, überlief sie ein kalter Schauer. „¿Was wird aus mir werden? rief sie mit einem Thränengusse aus; hier, wo ich allein bin und verlassen?“ Nichts sahe sie vor sich, als wilde Thiere, oder Hunger: beynahe hätte sie bedauert, daß Fanfarinet seine Absicht verfehlt hatte. Zitternd und mit banger Sehnsucht sahe sie dem zögernden Tage entgegen.

Indem sie, an einen Baum gelehnt empor sahe, erblickte sie, hoch in der Luft, einen schönen goldenen Wagen, den sechs große Hennen mit Federbüschen auf den Köpfen zogen, und ein Hahn als Kutscher fuhr. Im Wagen saß eine wunderschöne Dame, in einer Robe mit Gold-Pailletten und Silberflittern besezt. Auf einer andern Seite sahe sie noch einen Wagen, mit sechs Fledermäusen bespannt, und einen Raben als Kutscher darauf. In diesem Wagen saß eine kleine häßliche weibliche Figur, die eine Robe von Schlangenhaut und eine große Kröte anstatt der Fondange auf dem Kopfe hatte. Auf einmal rennten die beyden Wagen auf einander los, und die beyden Damen, die schöne mit einer goldenen, die häßliche mit einer verrosteten Lanze gerüstet, begannen ein heftiges Gefecht. Zuletzt siegte die schöne Dame, und die häßliche nahm die Flucht. Jene ließ sich nun zur Erde herab,

und

und sagte zur Prinzessin: „freuen Sie sich liebe Frühlingsschön! das Gefecht, das Sie eben gesehn haben, war für Sie und zu Ihrem Besten. Caraboße wollte Sie auf eine empfindliche Art dafür züchtigen, daß Sie vier Tage vor der Vollendung ihres zwanzigsten Jahres den Thurm verlassen hatten. Aber ich nahm mich ihrer an, und Caraboße hat mir weichen müssen. Genießen Sie nun des Glücks, das ich Ihnen erkämpft habe!" Prinzessin Frühlingsschön dankte ihr mit Entzücken. Die gute Fee ließ dem Admiral sagen, er möge sich nun nur ohne alle Furcht der Insel nähern; und zugleich ließ sie auch der Prinzessin ihre schönsten Kleider aus ihrer Garderobe hohlen.

Schiffe und Kleider blieben nicht lange aus. Als beydes da war, kleidete die Fee selbst die Prinzessin in eine Robe von grünem Goldbrokat, mit Rubinen und Perlen garnirt, band ihr schönes blondes Haar mit Schnuren von Diamanten, und schmückte sie mit Blumen. Schöner als jemals bestieg die Prinzessin den Wagen der Fee, der sie in wenig Augenblicken an den Hafen versetzte.

„¿Aber, fragte Frühlingsschön die Fee noch beym Abschiede, soll ich denn nicht meiner Mutter

ter sagen können, wer meine Wohlthäterin ist?" — „Geben Sie ihr diesen Kuß, erwiederte die Fee, und sagen Sie ihr, ich sey die fünfte von meinen Schwestern, die Sie bey Ihrer Geburt noch ganz zulezt beschenkte."

Bey der Zurükkunft zu ihren Eltern fand sie beyde so gut gestimmt, daß es gar keiner Bitte um Verzeyhung ihres Fehlers bedurfte. Die väterliche Zärtlichkeit sprach zu sehr zu ihrem Vortheile; alles wurde auf die böse, böse Caraboße geschoben.

Zugleich kam auch der Sohn des Königs Merlin, selbst an, um zu sehen, was aus seinem Gesandten geworden sey. Dieser Prinz war noch einmal so liebenswürdig, als sein Abgeordneter der Prinzessin vorgekommen war. Natürlich nahm man sich wohl in Acht, ihm etwas von der Entführungsgeschichte zu sagen; denn sie hätte ihn doch auf mancherley Gedanken bringen können: man sagte ihm nur, der Herr Gesandte sey im Bade ertrunken. Der Prinz glaubte es: die Vermählung wurde vollzogen, und alles vorhergehende Herzeleid vergessen.

VI.

Prinzessin Röschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die zween schöne Prinzen hatten. Die Königin wurde zum drittenmale schwanger, und diesmal schenkte sie ihrem Gemahl eine wunderschöne Prinzessin. Bey allen ihren Niederkunften hatte sie die Gewohnheit, die Feen dazu einzuladen, damit sie ihr die Schicksale ihrer Kinder vorhersagen möchten. Dieses that sie auch jezt; und bat die Feen, ihr zu sagen, was ihrem Röschen beschieden wäre. Die Feen erwiederten, sie hätten ihr Sternenbuch jezt vergessen, und es sollte also bey einem andern Besuche geschehen. „Ach! sagte die Königin, das bedeutet nichts Gutes! Sie wollen mich nicht durch eine traurige Weissagung betrüben: aber ich bitte Sie, verhehlen Sie mir nichts, lassen Sie mich alles wissen.“ Die Feen

Feen suchten auszuweichen; und eben dadurch wurde die Neugier der Königin nur noch mehr gespannt. Endlich sagte doch die vornehmste der Feen: „wir fürchten, Röschen werde ihren Brüdern ein großes Unglück zubereiten: das ist alles, was wir von ihrem künftigen Schicksal errathen können. Es thut uns leid, daß wir Ihnen keine Nachricht geben können." Damit entfernten sie sich.

Die Königin blieb nach ihrem Abschiede so traurig, daß ihr der König den Kummer auf dem Gesichte ansahe, und sie um die Ursache befragte. Sie wich seinen Fragen mehr als einmal, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande aus, bis sie ihm endlich die Wahrheit gestand. Den König bekümmerte die Prophezeyung ganz ausserordentlich. Um sie zu vereiteln, fiel er zulezt darauf, daß er, um die beyden Prinzen zu retten, lieber die kleine Prinzessin noch in der Wiege wollte umbringen lassen. Aber dagegen sezte sich die Königin aus allen Kräften: lieber, schrie sie, wolle sie selbst sterben, als eine solche Grausamkeit zugeben; er müsse einen andern Ausweg suchen.

Indem beyde nun damit beschäftigt waren, sagte man der Königin, in einem benachbarten Walde lebe ein Einsiedler, ein weiser Mann, der

der von allen Seiten her um Rath gefragt würde. „Das will ich auch thun, erwiederte die Königin; die Feen haben mir blos von der Krankheit gesagt, das Mittel dagegen haben sie vergessen.“ Um dieß zu erfahren, machte sie sich einst ganz in der Frühe auf, und eilte, von zwey Hofdamen begleitet, nach dem Walde zu, wo der Einsiedler in einem großen hohlen Baume haußte.

Der alte Eremit sah sonst Frauenzimmer äusserst ungern in der Nachbarschaft seines Baums: als er aber die Königin erkannte, fragt' er sie doch freundlich genug nach der Veranlassung ihres Besuchs. Die Königin sagte sie ihm, und bat ihn zugleich um seinen Rath. Man müßte, versetzt' er, die Prinzessin in einen Thurm einsperren, den sie nie in ihrem Leben verlassen dürfte. Die Königin dankte ihm für den guten Rath, gab ihm eine reichliche Gabe, und eilte ihren Gemahl von allem zu unterrichten.

Sogleich ließ der König einen großen Thurm bauen, und wieß ihn seiner Tochter zum Aufenthalte an. Damit ihr auch die Zeit nicht lang werden möchte, wurde sie täglich von ihm, von der Königin und von ihren Brüdern besucht. Diese hatten ihre Schwester herz-

lich

lich lieb; denn sie war so schön, so sanft; und für einen Blick von ihr hätte man ganze Rollen Dukaten hingegeben.

Als sie nun funfzehn Jahr alt war, erinnerten die Prinzen ihre Eltern, daß es nun Zeit wäre, ihre Schwester zu vermählen; aber Ihre Majestäten gaben ihnen keine bestimmte Antwort hierüber. Unterdessen wurden beyde der König und die Königin krank, und starben bald nach einander. Alles trauerte, und Röschen war untröstlich. Nach dem Begräbnisse des königlichen Paars wurde der älteste Prinz zum Könige ausgerufen.

„Wir sind nun unsere eigne Herren, sagte der neue König zu seinem Bruder, und dieser zu ihm; wir müssen unsere Schwester aus dem Thurme erlösen, wo sie schon so manche langweilige Stunde gehabt hat. Sie durften nur durch den Garten gehen, so waren sie dort. Röschen stickte eben an einer schönen Robe, als sie eintraten. Sie kam ihnen entgegen, nahm den König bey der Hand, und sagte zu ihm: „du bist nun König und Herr, und ich bin deine demüthige Sklavin; ich bitte dich, laß mich aus dem Thurme, wo es mir gar zu bange ist:" und dabey weinte sie. „Weine nicht! sagte der König mit einer Umarmung; ich komme

me eben, um dich abzuhohlen, und bringe dich in unser schönes Schloß." — Sey munter Schwester! setzte der jüngere Bruder hinzu; der König giebt dir auch bald einen Gemahl."

Mit sprachloser Verwunderung sah Röschen den schönen Garten, die Springbrunnen, die Blumen, die Früchte. Alles war ihr neu, alles zog ihre Blicke auf sich. Bald blieb sie stehen, bald gieng sie weiter; bald suchte sie Früchte auf den Bäumen zu erhaschen, bald pflückte sie Blumen. Fretillon, ihr Hündchen, das grün war wie ein Papagey, und allerliebst tanzte, hüpfte und bellte, und sprang und tanzte vor ihr her, bis er sich zulezt in ein benachbartes Buschhölzchen verlor.

Prinzeß Röschen gieng ihm in das kleine Wäldchen nach, und da sahe sie mit Verwunderung einen großen Pfau, der das Rad schlug, und ihr so schön, so wunderschön vorkam, daß sie gar kein Auge von ihm verwenden konnte. Ihre Brüder kamen nach, und fragten, was sie denn so sehr beschäftigte. Sie zeigte ihnen den Pfau, und fragte, was das wäre. „Es ist ein Vogel, antworteten ihr die Brüder, den man auch zuweilen zu essen

pflegt." — „¿Wie? versetzte Prinzessin Röschen, einen solchen schönen Vogel bringt man um, und ißt ihn? Ich sage hiermit, wenn ich mich je vermähle, so soll es an keinen andern, als an den Pfauenkönig seyn, und bin ich erst seine Gemahlin, dann will ich es wohl wehren, daß man keinen essen soll." Man denke sich das Erstaunen ihrer Brüder über diese Erklärung. „¿Aber, liebe Schwester, sagten beyde, wo finden wir denn den Pfauenkönig?" — „Da mögen die Herren zusehen; antwortete die Prinzessin, aber so viel ist ausgemacht, daß ich keinen anderen heyrathe, als ihn."

Mit diesem Entschlusse brachten sie die Brüder ins Schloß: aber der Pfau mußte mitgenommen und in ihr Zimmer gebracht werden. Alle Damen, die sie noch nie gesehen hatten, kamen zur Cour; und jede brachte ihr ein Geschenk von Konfituren und Zuckerwerk, Putz, Stickereyen, schönen Bändern, Mode-Puppen, Schuhen mit Perlen und Diamanten besetzt, u. s. w. Röschen benahm sich so freundlich, so artig und dankte für alles, was man ihr schenkte, so zierlich und höflich, daß alle Herren und Damen sehr zufrieden von ihr giengen.

Unterdessen daß sie es sich mit Damen und Herren recht wohl seyn ließ, sannen ihre Brüder

der blos darauf, wie sie den Pfauenkönig, wenn anders ein Pfauenkönig auf der Welt wäre, finden könnten. Es fiel ihnen ein, daß es wohl nöthig seyn möchte, das Porträt der Prinzessin zu haben. Sie ließen sie also mahlen, und so schön mahlen, daß nichts dem Bilde fehlte, als die Sprache. „Schwester! sagten sie nun zu ihr, weil du doch des Sinnes bist, keinen Andern zu heyrathen, als den Pfauenkönig, so wollen wir beyde uns aufmachen, und ihn dir auf dem ganzen Erdboden aufsuchen. Unterdessen bis wir wiederkommen, sorge du für unser Königreich. Röschen dankte ihnen recht sehr für die Mühe die sie sich nehmen wollten, und versprach ihnen dagegen, ihre Regierungs-Sachen unterdessen recht gut zu machen. In ihrer Abwesenheit solle ihr ganzer Zeitvertreib darin bestehen, daß sie den schönen Pfau ansähe, und Fretillon tanzen ließe. Der Abschied war zärtlich.

Auf allen Wegen und Stegen fragten nun die beyden Brüder nach dem Pfauenkönige, wo man ihn anträfe, und ob jemand ihn kennte. „Nein! nein!" war überall die Antwort. Sie giengen dann weiter; so weit, als keine Menschenseele noch vor ihnen gekommen war.

Sie kamen in ein Land, wo alles von Maykäfern brummte und summte, daß man hätte taub werden mögen. Hier fragten sie nach dem Pfauenkönige. — „Herr! antwortete ihnen einer von den Maykäfern, der am wenigsten schwärmte, da kann ich euch zurechtweisen; sein Königreich ist dreyßigtausend Meilen weit von hier; Ihr habt einen gewaltigen Umweg gemacht.“ — „¿Und woher weißt du das?“ fragte der König. — „O wir kennen Euch recht gut, versetzte der Käfer; wir lassen es uns jährlich zwey bis drey Monate in Eurem Garten recht wohl seyn.“ Die beyden Brüder umarmten hierauf den Maykäfer herzlich, machten große Freundschaft mit ihm, speißten und ließen sichs wohl seyn im Maykäferlande, wo so mancherley Merkwürdiges zu sehen, und jedes Blättchen auf den Bäumen seinen Louisd'or werth war; dann setzten sie ihre Wanderung fort, bis sie ins Pfauenland kamen.

Da war nun alles mit Pfauen angefüllt; auf allen Bäumen saßen Pfauen; in einem Umfange von zwey Meilen weit hörte man sie schon rufen, schwatzen und schreyen. „Bruder! sagte der König, wenn der Pfauenkönig selbst ein Pfau ist, ¿wie Guckuck kann ihn denn unsere Schwester zum Gemahl verlangen? ¡Das

sollte mir eine schöne Sippschaft geben! Der jüngere Prinz war nicht minder in Verlegenheit.

Bey ihrem Eintritte in die Hauptstadt, fanden sie, daß die Einwohner auch Menschen waren: nur trugen sie alle Kleider von Pfauenfedern, und brachten sie überall zur Zierde an. Sie begegneten dem Könige auf einem niedlichen Wagen von Gold und Diamanten, den zwölf Pfauen außerordentlich schnell zogen. Es war ein schöner, gar schöner Mann, so daß die beyden Brüder alle ihre Freude an ihm sahen; sein Haar war lieblich blond, und schön gelockt; seine Krone ein Pfauenschweif. Als er sie erblickte, schloß er gleich aus ihrer Tracht, daß sie Ausländer seyn müßten; er hielt also still, und ließ sie rufen.

„Sire! sagten sie zu ihm, wir kommen weit her, um Ihnen ein schönes Porträt zu zeigen." — „Unmöglich, erwiederte der König, nachdem er Röschens Portrait lange mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, unmöglich giebt es ein Mädchen von solcher Schönheit auf der Welt." — „O! versetzten die beyden Brüder, sie ist wohl noch hundertmahl schöner." — „Possen! sagte der Pfauenkönig, das

kann ich nicht glauben. — „Herr! sagte der jüngere Prinz, Sie sehen hier einen König, wie Sie selbst sind, vor sich; ich bin sein Bruder; und dieß hier ist das Bild unserer Schwester Röschen. Sie ist schön, sittsam und bekommt von uns viele Scheffel voll Goldstücke zum Brautschatze: wir kommen her Sie zu fragen, ob Sie sie zur Gemahlin annehmen wollen." — „¡Gern! erwiederte der Pfauenkönig, recht sehr gern! Sie soll mir sehr willkommen und sehr lieb seyn. Nur muß sie so schön seyn, wie ihr Portrait verspricht! Fehlt nur ein Zug, so kostet es euer Leben!" „Gut, sagten die beyden Brüder, das sind wir zufrieden." — So seyd denn unterdessen meine Gefangene, versetzte der König, so lange, bis die Prinzessin hier seyn wird." — Die beyden Prinzen willigten ohne Bedenken in die Bedingung, weil sie überzeugt waren, die Kopie sey noch weit unter dem Originale.

Sie wurden in ihrer Gefangenschaft nach Stande und Würden behandelt; der König selbst besuchte sie oft. Röschens Bild hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er Nacht und Tag keine Ruhe hatte. Die beyden Brüder schrieben ihrer Schwester, der Pfauenkönig sey gefunden, und warte ihrer; sie möchte sich also auf die Reise machen, und so

bald

bald als möglich kommen. Nur das verschwiegen sie ihr, daß sie Gefangene wären; denn es hätte sie zu sehr beunruhigt.

Bey Empfange des Briefs von ihren Brüdern kam Röschen fast ausser sich vor Freude. Ueberall, zu jedermann sagte sie's, der Pfauenkönig sey gefunden, und würde ihr Gemahl. Da gab es Freudenfeuer, Feuerwerke, und Schmaus auf Schmaus. Sie übergab das Reich den bejahrtesten und weisesten Männern in der Stadt, und band ihnen ein, sie möchten auf alles sorgfältig Acht haben, wenig ausgeben und viel sammeln; besonders aber empfohl sie ihnen den lieben Pfau. Alsdann machte sie sich auf den Weg: niemand bekleidete sie als ihre Amme, ihre Milchschwester und Fretillon: mit diesen machte sie sich in einem Schiffe aufs Meer.

Sie hatten einen ganzen großen Sack mit Goldstücken, Kleider auf zehn Jahre, und Wäsche, täglich zweymal zu wechseln, mitgenommen. Singen und Lachen und Schreyen währte in einem hin. „¿ Sind wir bald dort? fragte die Amme den Schiffer?" — „Noch nicht! antwortete der Schiffer." „¿ Sind wir bald dort? fragte sie wieder ein ander mal. — „Bald! sagt' er, bald!" — „¿ Sind

wir bald dort?" fragte sie zu einer andern Zeit. — „Ja doch! ja!" versetzte der Schiffer. — „Wenn du willst, fuhr sie fort, indem sie näher an ihn rückte, so bist du auf immer ein reicher Mann." — „¿Ey, warum sollt' ich denn das nicht wollen?" war seine Antwort." — „Nu! sagte sie weiter, so mußt du mir diese Nacht, wenn die Prinzessin schläft, sie ins Meer werfen helfen. Wenn sie ertrunken ist, dann zieh' ich ihre schönen Kleider meiner Tochter an, und wir bringen meine Tochter zum Pfauenkönige, der sie mit großem Vergnügen heyrathen wird. Dir aber geben wir zur Belohnug so viel Diamanten, als um deinen Hals gehn.

Der Schiffer staunte über den Antrag der Amme, und sagte dagegen, „es wäre doch Schade, eine so schöne Prinzessin zu ersäufen." Allein die Amme setzte ihm Wein vor, eine Flasche nach der andern, bis er zuletzt alle Bedenklichkeiten vertrunken hatte.

Als die Nacht erschien, legte sich die Prinzessin wie gewöhnlich zu Bette. Zu ihren Füßen schmiegte sich Fretillon hinein, und schnarchte, ohne sich zu rühren. Im süßesten Schlafe lag Röschen: da hohlte die abscheuliche Amme den Schiffer. Beyde schlichen sich ins

Zim-

Zimmer der Prinzessin, nahmen sie, wie sie lag, mit Federbetten, mit Decken, mit allem, und warfen sie ins Merr. Röschen schlief so fest, daß sie nicht davon erwachte.

Zum Glücke bestand ihr Bette aus Phönix-federn, die sehr selten sind, und die Eigenschaft haben, daß sie gar nicht untersinken. Röschen schwamm also in ihrem Bette, wie in einem Nachen. Unterdessen drang doch das Wasser nach und nach in die Unterbetten, dann in die Matratzen. Die Prinzessin fühlte etwas Nasses im Bette, und ihr ruhiges behagliches Schläfchen wurde dadurch gestöhrt.

Indem sie sich nun unruhig von einer Seite auf die andere warf, wurde Fretillon dadurch munter. Fretillon hatte ein feines Näschen; er witterte gleich die Plattfische und Stockfische in der Nähe, und begann ein solches Kläffen und Bellen, daß alle Fische ringsumher erwachten. Alles kam in Bewegung; die größern Fische stießen mit den Köpfen an das Bette der Prinzessin, daß es sich wie ein Kreisel drehte. Röschen wunderte sich gewaltig darüber. „¿Tanzt denn, sagte sie, das Schiff so auf dem Wasser?“ Hab' ich doch in meinem Leben keine solche unruhige Nacht gehabt!“ Fretillon knurrte und kläffte immerfort,

als wenn er toll wäre. Die Amme und der Schiffer hörten ihn noch ganz von weiten: „hört doch, sagten sie, das närrische Ding; es macht seiner schönen Prinzessin einen Spas. Doch laßt uns eilen, daß wir fort kommen!" Unter diesen Dingen, kamen sie bey der Hauptstadt des Pfauenkönigs an.

Der Pfauenkönig hatte seiner Braut hundert Karossen entgegen geschickt, die mit allerley Thieren bespannt waren. Da gab es Löwen, Bären, Hirsche, Wölfe, Pferde, Adler, Pfauen. Die Kutsche, in die sich Röschen setzen sollte, zogen sechs große blaue Affen, die auf dem Seile tanzen und mancherley Künste und Schwänke machen konnten. Zur Unterhaltung der Prinzessin waren sechzig junge Mädchen bestimmt, deren Kleidung eben so mannigfaltig an Farben, als kostbar an Golde und Silber war.

Die Amme hatte sich die äußerste Mühe gegeben, ihr Töchterchen herauszuputzen: wo nur Juwelen anzubringen waren, da wurden die Diamanten der Prinzessin angebracht. Aber alles Putzes ohnerachtet, blieb die liebe Tochter doch immer eine abscheuliche Meerkatze. Sie hatte schmuziges schwarzes Haar, Schielaugen, krumme Beine, einen mächtigen großen

Buckel,

Buckel, und dabey eine grämliche zänkische Laune.

Bey ihrem Aussteigen aus dem Boote geriethen die Leute des Pfauenkönigs in ein solches Erstaunen, daß sie kein Wort vorbringen konnten. „¿Nun, rief sie ihnen zu, was soll denn das seyn? Schlaft ihr? Hurtig! schaft zu essen her! Ueber das Volk da! henken möchte man es gleich lassen.“ — ¡Pfui! über das häßliche Geschöpf! erscholl dagegen; das Thier ist eben so boshaft als garstig. Da ist unser guter König schön angekommen! die war wohl der Mühe werth, sie vom Ende der Welt her hohlen zu lassen! „Sie spielte indessen die strenge Gebieterin; und es brauchte nur eine Kleinigkeit, so theilte sie Ohrfeigen und Faustschläge aus. Auf ihrem Wagen, der wegen seiner Schwere sehr langsam fuhr, brüstete sie sich wie eine Königin. Aber alle Pfauen, die auf den Bäumen: „es lebe Schönröschen!“ hatten rufen wollen, riefen jezt einstimmig: „pfuy! das häßliche Geschöpf!“ Sie hätte darüber bersten mögen: „schießt mir die Schelmen dort, rief sie zornig, schießt mir die Pfauen herunter.“ — Doch die Pfauen trieben nur ihren Spott mit ihr, und flogen davon. Der schelmische Schiffer, der alles mit ansahe, sagte zur Amme: „hier kommen wir unrecht

recht an; eure Tochter sollte hübscher seyn." „Schweig', alter Narr! erwiederte die Amme; du verderbst sonst alles."

Es wurde dem Könige gemeldet, die Prinzessin sey im Anzuge. „¿Nun, sagte der König, haben ihre Brüder die Wahrheit gesagt? Ist sie noch schöner, als ihr Porträt?" — „Und wenn sie auch nur eben so schön wäre — gab man ihm zur Antwort. — „So wär' ich zufrieden, versetzte der König." Ein großes Geräusch auf dem Schloßhofe verkündigte ihm ihre Ankunft. Unter dem verworrenen Geräusche konnt' er weiter nichts unterscheiden, als den Ausruf: „¡Ey über das häßliche Geschöpf!" Er glaubte, man meyne vielleicht eine Zwergin, oder sonst eine Mißgeburt, die sie mitgebracht hätte: daß sie selbst, damit gemeynt sey, davon hätt' er sich nicht einmal was träumen lassen.

Röschens Porträt wurde auf einer langen Stange ganz offen getragen, und dann folgte mit stattlicher Ernsthaftigkeit der König, nebst allen seinen vornehmen Herren, seinen Pfauen, und den Gesandten der benachbarten Reiche. Der Pfauenkönig war äusserst ungeduldig seine schöne Braut zu sehen: aber als er sie nun sah, so fehlte nicht viel, daß er nicht vor Schrecken in die Erde gesunken wäre. In der äussersten

Wuth zerriß er seine Kleider; sie durfte ihm nicht zu nahe kommen; denn er entsetzte sich vor ihr.

„¿Ha! rief er aus, die beyden Schurken, die ich im Arreste habe, sind so verwegen, daß sie, meiner spotten, daß sie mir einen solchen Wechselbalg zur Gemahlin anbieten? aber sie sollen mir's bezahlen. ¡Und fort mit dieser Affenfratze, mit ihrer Amme, und mit ihrem Schiffer gleich fort mit allen in den großen Thurm!“

Unterdessen warteten die beyden Brüder mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo sie ihre Schwester bewillkommen würden. Allein, anstatt daß ihr Gefängniß aufgemacht, und sie in Freyheit gesetzt werden sollten, erschien vielmehr der Kerkermeister, mit einer Schaar Bewafneten, und sie mußten tief hinunter in eine Grube, wo es von Gewürme wimmelte, und das Wasser ihnen bis an die Kehle gieng. „Welch eine schnelle, traurige Veränderung, sagten sie zu einander mit Erstaunen und Betrübniß.“ Sie erschöpften sich in Muthmaßungen und nichts war ihnen gewisser, als daß sie würden sterben müssen, welches ihnen freylich sehr leid that.

Drey Tage vergiengen, ohne daß sie weiter etwas erfuhren. Nach diesen drey Tagen kam der Pfauenkönig selbst, und überhäufte sie mit Schmähungen und Drohungen. „Ihr habt euch, rief er ihnen in das Loch hinein, für einen König und für einen Prinzen ausgegeben, um mich anzulocken, daß ich eure Schwester heyrathen sollte: aber ihr seyd nichts anders, als Landstreicher und Betrüger, die nicht des Wassers werth sind, das ihr trinkt. Doch euer Proceß soll bald zu Ende seyn: euer Strang ist schon fertig." — „Herr Pfauenkönig, antwortete der ältere Bruder stolz und zornig, seyd nicht so rasch! es möchte Euch gereuen. Ich bin ein König so gut wie Ihr; ich habe Land und Leute, und Geld genug. Schnakischer Einfall, uns henken lassen zu wollen! ¿Haben wir Euch denn bestohlen?"

Diese entschloßene Sprache machte den Pfauenkönig stutzig: und er war schon geneigt, den beyden Brüdern mit ihrem Schwesterchen, Leben und Freyheit zu schenken. Aber einer seiner Höflinge, ein ächter Schranze und Schmeichler, machte ihn wieder anderes Sinnes; indem er ihm vorstellte, wenn er sich nicht wegen des Schimpfes rächte, so würde alle Welt seiner spotten, und ihn einen Zaunkönig schelten. Er schwur daher ihnen nicht

zu

zu verzeyhen, und befohl ihnen den Prozeß zu machen. Dieser war bald gemacht: man durfte nur das Porträt von Prinzessin Röschen mit der Mißgestalt vergleichen, die sich für sie ausgab. Die beyden Brüder wurden also zum Strange verurtheilt, weil sie den König belogen, weil sie ihm eine Schönheit versprochen, und eine häßliche, plumpe Ungestalt dafür gebracht hätten. Dieses Urtheil wurde ihnen im Gefängnisse mit vielen Feyerlichkeiten bekannt gemacht.

„Wir haben nicht gelogen; riefen beyde; unsere Schwester ist wirklich eines Königs Tochter, und schöner als der Tag. Es liegt etwas Unbegreifliches in dieser Sache verborgen. Ehe das Urtheil vollzogen wird, gebe man uns nur noch sieben Tage Frist." — So aufgebracht der Pfauenkönig war, so gestand er ihnen doch zuletzt diese Frist zu.

Jezt wollen wir sehen, wie es der armen Prinzessin Röschen weiter gieng. Mit Erstaunen sahe sie sich, beym Anbruche des Tags, mitten auf dem Meere in ihrem bloßen Bette, ohne Nachen, ohne Beystand. „Gewiß, sagte sie, unter vielen Thränen, gewiß hat der Pfauenkönig mich ins Wasser werfen lassen. Es wird ihn gereut haben, daß er mich heyra-

then

then wollte; und um meiner mit guter Art los zu werden, ließ er mich ins Meer werfen. ¡Seltsamer Mann! Ich würde ihn so lieb gehabt haben, und wir hätten so artig zusammen gelebt!" Sie weinte immer heftiger, denn sie empfand würklich Liebe für ihn.

So schwamm sie denn zween Tage lang in ihrem Bettchen auf dem Meere hin und her, naß bis auf die Haut, beynahe starr vor Kälte, und dabey von Hunger geplagt. Am schlimmsten war's des Nachts; da überfiel sie jedesmahl große Angst und Bangigkeit. Fretillon kläfte und bellte gegen die Raubfische, und sie rufte ihm immer zu: „munter, mein Hündchen! munter!"

Ihr Bette war indessen näher ans Ufer getrieben. An diesem Ufer wohnte ein guter alter Mann, ganz allein in seiner Hütte, in einer einsamen Gegend. Er war arm, und wünschte dennoch nichts von Geld und Guthe. Als dieser Mann die ganze Nacht hindurch Hunde bellen hörte, nahm es ihn nicht wenig Wunder; denn es ließ sich nicht leicht ein Hund in seiner einsamen Gegend blicken. Er meynte, es müßten Reisende seyn, die sich verirrt hätten; er gieng also hinaus, um ihnen den Weg zu zeigen. Auf einmahl sah er die Prinzessin

mit

mit ihrem Hündchen im Bette auf dem Meere treiben. Kaum erblickte ihn die Prinzessin, so streckte sie die Arme nach ihm aus, und rief ihm zu: „Ach rettet mich, guter Mann! ich komme sonst um; zween Tage treibe ich schon auf dem Wasser umher.“

Dem Alten gieng das sehr nahe. Er lief zurück, und hohlte einen langen Haken, wagte sich mit Lebensgefahr ins Wasser bis an den Hals, und zog, und zog so lange, bis er endlich das Bette ans Ufer zog. Röschen freute sich nicht wenig, wieder auf festem Boden zu seyn, und dankte ihm recht herzlich: dann hüllte sie sich in ihre Decke, und eilte baarfuß in die einsame Hütte. Hier machte ihr der hülfreiche Alte gleich ein kleines Feuer an, und gab ihr Essen, und Strümpfe, Schuhe und den ganzen Anzug von seiner verstorbenen Frau. Sie blieb, auch in dieser bäurischen Tracht, eine grosze Schönheit. Fretillon hüpfte und tanzte um sie her.

Der gute alte Mann sahe wohl, daß Röschen eine vornehme Dame seyn müsse; denn ihre Decken waren mit Gold und Silber gestickt, und ihre Matratzen von Atlas. Er bat sie also, ihm ihre Geschichte zu erzählen; und versprach, kein Wörtchen davon sollte über seine Zunge kommen. Sie entdeckte ihm auch alles, unter häufigen Thränen, weil sie immer auf dem

Gedanken bliebe, niemand anders als der Pfauenkönig habe sie ins Wasser werfen lassen. „¿Ja, was nun anfangen? sagte der gute Alte; Sie sind eine so große Prinzessin, an gute Bißchen gewöhnt, und ich habe weiter nichts als schwarzes Brod, Käse und Rüben; Sie werden also sehr magere Mahlzeiten halten. Dürfte ich Ihnen einen Rath geben, so gieng ich hin, und meldete es dem Pfauenkönige gerade, daß Sie hier sind: gewiß, wenn er Sie nur gesehen hätte, Sie wären schon seine Gemahlin." — „Ach, nein versetzte Röschen, es ist gewiß ein böser Mensch, und er würde mich doch umbringen lassen. Aber habt ihr ein Körbchen, so bindet es meinem Fretillon an den Hals; es müßte nicht gut seyn, wenn er mir nicht etwas zu essen mitbringen sollte."

Der alte Mann gab der Prinzessin ein Körbchen. Sie band es dem Hündchen an den Hals, und sagte dabey zu ihm: „Fretillon, geh in die beste Küche in der Stadt, und hohle mir das Beste was du darin findest." Fretillon lief in die Stadt, in die königliche Küche, machte die Kasserollen sehr geschickt auf, nahm das Beste heraus, that es in den Korb, und lief gleich damit zurück zu seiner Gebieterin. „Geh', sagte Röschen, auch in den Keller, und in die Konditorey, und hohle

mir auch da das Beste. Fretillon lief, und kam mit Wein und Obst und Konfekt beladen wieder.

Mittags als der König speisen wollte, waren Küche und Konditorey und Keller leer. Eins sah das Andere verwundert an: der König war sehr darüber aufgebracht. „Also, sagt' er, heute Mittag werd' ich wohl fasten müssen: aber den Abend will ich mich an einem guten Braten erhohlen.“ Fretillon macht' es den Abend wie vorher: ehe man sichs versah, waren alle Braten vom Spieße, und alle dazu gehörigen Kompots von den Assietten verschwunden. Der König, der nach dem entbehrten Mittagsessen starken Appetit hatte, wollte früher als gewöhnlich soupieren; allein es war nichts zu essen da. Er mußte also hungrig und ärgerlich zu Bette gehen. Tags darauf war Mittags und Abends die nemliche Geschichte: so daß der arme König drey Tage nach einander nichts zu essen bekam.

Sein Hofmarschal war darüber in der größten Verlegenheit; denn sein Gönner hätte zulezt verhungern müssen. Um hinter die Sache zu kommen, weil die Köche sagten, das Ding müsse mit Hexerey zugehen, versteckt' er sich in einem Winkel der Küche, und sahe mit unverwandtem Blicke nach den dampfenden Kasserollen. Nicht gering war sein Erstaunen, als

ein grünes, einöhrichtes Hündchen ganz leise hereinschlich, die Kasserollen aufdeckte, und was darinnen war, in seinen Korb nahm. Er folgte ihm nach; das Hündchen lief zum Thore hinaus; er verfolgte es immer weiter, bis an die Hütte des alten Mannes. Mit dieser Entdeckung kam er dann zurück zu seinem Herrn, und erzählte ihm, daß alle die Braten aus der königlichen Küche in eine Bauernhütte wanderten.

Der König erstaunte, und ließ den Alten rufen. Der Hofmarschal übernahm selbst das Geschäft, ihn mit Häschern abzuhohlen; und fand ihn, wie er mit der Prinzessin von den Ueberresten der königlichen Tafel schmauste. Er ließ beyde mit Stricken binden; und so auch Fretillon.

„Gut, sagte der König, als man sie vor ihn brachte, morgen ist ohnedieß der siebente Tag von der Frist, die ich jenen beyden Schelmen gegeben habe; nun sollen die Bratendiebe mit ihnen zugleich hängen. „Der Alte warf sich ihm zu Füßen, bat um Gehör, und sagte, er wolle ihm die ganze Geschichte erzählen. Indem er dieß that, sahe der König die Prinzessin genauer an, und empfand Mitleid bey ihren Thränen. Als aber der gute Alte nun auf den Punct kam, und sagte, sie sey die Prinzessin Röschen, die man ins Meer geworfen hätte,

da sprung der König, ohnerachtet er von seinen dreytägigen Fasten matt war, hoch in die Höhe, ließ sie losbinden, umarmte sie, und nennte sie gleich seine schöne liebe Braut.

Zu gleicher Zeit wurden auch die Prinzen aus dem Gefängnisse gehohlt. Sie glaubten, sie würden zum Tode geführt, und erschienen traurig, mit gesenktem Haupte. Auch die Amme und ihr Töchterchen wurden gerufen. Nun erfolgte eine allgemeine Erkennung. Röschen warf sich ihren Brüdern in die Arme; die Amme, ihre Tochter und der Schiffer baten fußfällig um Gnade, die sie auch erhielten, weil alles zur Freude gestimmt war. Der gute Alte wurde reichlich belohnt, und mußte für beständig im Palaste bleiben. Den beyden Brüdern gab der Pfauenkönig alle mögliche Genugthuung, unter wiederhohlten Versicherungen, wie leid es ihm thäte, sie, aus Irrthum, auf eine solche Art behandelt zu haben. Die Amme gab der Prinzessin ihre schönen Kleider und ihre Goldstücken wieder. Vierzehn Tage währten die Vermählungsfeyerlichkeiten: und alles war vergnügt, auch Fretillon nicht zu vergessen, der lauter Leckerbißchen zu schmaußen bekam.

VII.

Der goldene Zweig.

Es war einmal ein König, dessen finstre grämliche Laune aller Welt statt Liebe nur Furcht einflößte. Er zeigte sich selten öffentlich; und aus den geringsten Ursachen ließ er köpfen und henken. Man nennte ihn daher König Finster, weil er die Stirn immer runzelte, und sein Blick stets finster war. Dieser König hatte einen Sohn, der ihm gar nicht glich. Verstand, Sanftheit, Talente, Geschiklichkeit, alles zeichnete ihn vorzüglich aus. Aber dabey war er ein Ungeheuer von Häßlichkeit; er hatte krumme Beine, einen großen Buckel, Schielaugen, einen schiefen Mund: und nicht leicht hatte eine so schöne Seele, in einem so häßlichen Körper gewohnt. Indessen

sen konnt' er doch durch ein sonderbares Verhängniß, sich bey jedermann, dem er gefallen wollte, äusserst beliebt machen: sein Verstand hatte eine solche Uebermacht, daß er nie einen gleichgültigen Zuhörer antraf, wenn er sprach.

Die Königin, seine Mutter, wollte ihn Torticoli genannt wissen; sey es nun, weil sie diesen Namen liebte, oder weil sie ihn am passendsten für seine Verschobenheit fand. König Finster, der mehr auf seine Größe als auf die Zufriedenheit seines Sohnes dachte, wählte ihm die Tochter eines benachbarten mächtigen Königs, dessen Staaten, mit den seinigen verbunden, ihn der ganzen Welt furchtbar machen konnten. Diese Prinzessin dünkte ihm für seinen Sohn Torticoli vollkommen zu passen, indem sie wenigstens eben so häßlich wär, als er. Da sie an beyden Füßen lahm war, mußte man sie beständig in einer Art von Mulde tragen. Dabey aber war Prinzessin Trognon, (so hieß sie) das geistreichste, gefälligste, liebenswürdigste Geschöpf von Seiten ihres Geistes; gleichsam zur Entschädigung für alles Andere, was ihr die Natur versagt hatte.

König Finster ließ ihr Porträt in einem großen Saale unter einem Thronhimmel aufstellen, und befohl seinem Sohne, das Porträt seiner bestimmten Braut mit zärtlichen Blicken anzuschauen. Torticoli richtete die Augen darauf, wandte sie aber gleich mit dem ganzen Ausdruck verächtlicher Abneigung wieder davon ab. Sein Vater fand sich dadurch beleidigt; und fragte ihn, mit verdrüßlichem Tone; ob er nicht damit zufrieden sey. „Nein! antwortete Torticoli, ich werde nie damit zufrieden seyn, einen Krüppel zu heyrathen.“ Du hast wohl Ursach, erwiederte König Finster, solche Ausstellungen zu machen, da du ja selbst solch eine Unform bist. „Gerade eben deswegen, versetzte Torticoli, mag ich kein Ungeheuer zur Frau. Es wird mir schon schwer genug, mich selbst zu ertragen: ¿Was sollt' es seyn, wenn ich nun auch eine solche Gesellschafterin um mich haben müßte? Mit Bitterkeit versetzte der König: „du möchtest also nicht gern die Rasse der Paviane fortpflanzen; allein deine Besorgniß ist ohne Grund; du mußt sie dennoch zur Frau annehmen, mein Wille ist Gesetz.“ Torticoli antwortete blos durch eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

König Finster, der schon alles Widerstandes entwöhnt war, gerieth durch den Widerspruch seines Sohns in einen greulichen Zorn. Er ließ ihn in einen Thurm sperren, der eigens für widerspenstige Prinzen bestimmt war, aber seit zweyhundert Jahren keinen Bewohner mehr gehabt hatte, so daß er ganz verödet und ruinirt war. Zimmer, Hausrath, alles trug das Gepräge des grauen Alterthums. Torticoli, ein Freund vom Lesen, bat um Bücher; und erhielt die Erlaubniß, einen kleinen alten Büchervorrath, der im Thurme stund, gebrauchen zu dürfen. An dieser Erlaubniß schien es ihm genug zu seyn: als er aber lesen wollte, fand er die Sprache der Bücher so alt, daß er nichts davon verstehen konnte. Er legte sie weg, nahm sie wieder, und suchte wenigstens, zum Zeitvertreibe, hier und da etwas zu entziffern.

König Finster, dem nichts gewisser schien, als daß Torticoli seiner Gefangenschaft müde werden müßte, verfuhr so, als wenn der Prinz in die Verbindung mit der Prinzessin Trognon eingewilligt hätte: das heißt er ließ bey dem benachbarten Könige um seine Tochter anhalten, und dieser einen Himmel von Freude versprechen. Dem Vater der Prinzessin war eine so vortheilhafte Gelegenheit sie

zu vermählen, sehr willkommen; denn ein Krüppel ist freylich eine Last, die nicht jedermann auf sich nehmen mag. Er nahm also, wiewohl er sich an dem Porträt des Prinzen Torticoli nicht sonderlich erbaute, den Antrag dennoch an. Er ließ das Porträt ebenfalls auf einer prächtigen Galerie aufstellen, und die Prinzessin dahin tragen. Als sie es sah, schlug sie die Augen nieder, und weinte. Unwillig über ihr Benehmen, hielt ihr der König, ihr Vater, einen Spiegel vor: nun meine Tochter, sagte er, sieh einmal ob du Ursach zu weinen hast. „Wenn ich auf eine Vermählung dränge, sagte sie dagegen, vielleicht verdiente ich alsdann Tadel wegen übertriebener Delikatesse; aber mein trauriges Loos ist mir lieb, wenn ich es nur allein tragen kann: niemand soll dazu verurtheilt seyn, mich täglich zu sehen. Mag ich lebenslang die Unglückliche bleiben, die ich jezt bin, ich will zufrieden seyn; wenigstens klagen will ich nie.“ So treffend ihre Gründe waren, so wenig fanden sie doch Eingang bey ihrem Vater: und sie muste mit dem Gesandten abreisen.

Unterdessen sie ihre Reise in einer Sänfte macht, wollen wir zu dem Prinzen im Thurme zurükkehren. Niemand getraute sich mit ihm zu reden: es war strenger Befehl,

ihm keine Unterhaltung, keinen Zeitvertreib zu machen; ihm schlecht zu essen zu geben; ihn durch alle Arten von übler Begegnung zu ermüden. König Finster wußte sich Gehorsam zu verschaffen, wo nicht aus Liebe, wenigstens aus Furcht. Indessen da jedermann dem Prinzen gut war, so suchte man ihm sein Leiden doch nach Möglichkeit zu versüßen.

Eines Tages gieng er auf einer großen Galerie auf und nieder, versenkt in trauriges Nachdenken über sein Schicksal, daß er so häßlich, so widrig für andere seyn müßte, und nun eine Gattin bekommen sollte, die noch mehr verwahrlost wäre, als er selbst. Von ungefähr fielen seine Blicke auf die gemahlten Fensterscheiben. Er fand die Farben so frisch, die Zeichnungen so schön und richtig, daß er, als ein großer Liebhaber der Kunst, gern und lange dabey verweilte. Nur die Gegenstände verstand er nicht; es waren Geschichten aus der ältesten Vorzeit. Doch nichts fiel ihm mehr auf, als das Bild eines Menschen, der ihm so ähnlich sahe, daß er sein eigenes zu sehen glaubte. Diese Figur befand sich oben im Erker des Thurms, suchte in der Mauer, fand einen goldenen Schraubenzieher und öffnete damit ein gewisses Kabinet. Auf den meisten Scheiben erschien immer

mer wieder die nemliche Figur, sein Porträt. „¿Wie kömmt es nur in aller Welt, sagt' er bey sich selbst, daß ich hier mit auftrete? war ich doch damals noch nicht einmal gebohren? Wie fiel nur die absurde Künstlerlaune darauf, einen Menschen, wie ich bin, zu zeichnen?" Er sahe ferner auf den Fenstern eine ausserordentlich schöne Figur, mit sehr geistreicher Gesichtsbildung, die ihn sehr anzog; und viele interessante Dinge mehr, die seinem Gefühl behagten. In allem herrschte wahrer Ausdruck der Leidenschaft: alles schien lebendig und voll Handlung vor ihm zu schweben. Es war ihm nicht möglich sich eher von der Galerie zu entfernen, als bis die Dämmerung einbrach. Als er wieder auf sein Zimmer kam, suchte er Zerstreuung in einer alten Handschrift, die ihm von ohngefähr in die Hände fiel. Die Blätter dieses Manuscripts waren von Atlas, und auf dem Rande bemahlt; der Band war von Gold, mit blau emaillirten unbekannten Chiffern. Zu seiner großen Verwunderung sah er auch hier die nemlichen Figuren, als auf den Fensterscheiben der Galerie. Er versuchte die Schrift die darauf stand, zu lesen; es war ihm aber nicht möglich. „Doch plötzlich fiengen die gemahlten Figuren auf den Blättern an sich zu bewegen: auf dem einen sungen Virtuosen; auf einem andern flogen

Kar-

Karten und Würfel in den Händen der Spieler, auf dem dritten tanzten wunderschöne Herren und Damen, in gröster Pracht; aus dem vierten duftete Wohlgeruch von einer herrlichen Tafel, an welcher die kleinen Figuren aßen. Eine davon wandte sich zum Prinzen mit einem Becher in der Hand: „auf Dein Wohl, Torticoli! sagte sie; gieb uns ja unsere Königin wieder. Thust du das, so ist es gut für dich; thust du's nicht, so wird dir es übel gehen.“

Torticoli hatte schon ziemlich lange über diese sonderbare Erscheinung gezittert und gebebt; bey dieser Drohung überfiel ihn nun ein solches Entsetzen, daß ihm das Buch aus der Hand, und er wie todt zu Boden fiel. Auf das Gepolter vom Falle kamen seine Wächter herbeygelaufen; und da ihn diese liebten, so wandten sie alles an, ihn wieder zu sich bringen. Als er wieder reden konnte, fragten sie ihn nach der Ursache seiner Ohnmacht. Er gab zur Antwort: „er bekäme so wenig und so schlechte Nahrung, daß er es nicht aushalten könne; bey leerem Magen hätte sich sein Kopf mit Hirngespinsten angefüllt; in dem Buche hier wären ihm solche Wunderdinge vorgekommen, daß ihn Erstaunen und Entsetzen übernommen hätte.“ Seine Wächter bedauerten ihn

und

und gaben ihm, des strengen Verbots ungeachtet, dennoch besser zu essen. Nachdem er gegessen hatte, nahm er, in ihrer Gegenwart, sein Buch wieder vor: aber jezt sah er nichts mehr, und hörte nichts mehr; ein Beweis, wie es ihm schien, daß er eine Phantasie gehabt habssen müsse.

Den folgenden Tag gieng er wieder auf die Galerie. Jezt war wieder volles Leben in den Figuren auf den Fensterscheiben: einige wanderten in Alleen auf und nieder; einige jagten; andere fischten; noch andere bauten sich kleine Häußchen; überall aber war wieder sein Bild dabey; völlig wie er gekleidet, stieg die kleine Figur wieder in den Erker des Thurms, fand da wieder den goldenen Schraubenzieher und öfnete wieder damit das Kabinet. Da jezt sein Magen vollkommen befriedigt war, so konnt' er nicht mehr glauben, daß die Sache nur Werk seiner Einbildungskraft sey. „Nein! sagt' er, hier ist alles zu geheimnißreich, und zu wichtig, als daß ich nicht alle Mittel anwenden sollte, mehr zu erfahren; vielleicht kann ich das oben in dem Erker." Er that's, und stieg hinauf. Beym Anschlagen an die Mauer, kam es ihm vor, als ob sie an einer gewissen Stelle hohl sey. Er nahm einen Hammer, und brach an dieser Stelle die

Stei-

Steine los; da fand er eine Höhlung, in der ein Schraubenzieher, der ganz von Golde und sehr artig gearbeitet war, lag. Er wußte nicht, was er damit machen sollte; als er von ungefähr in einem Winkel des Erkers einen alten, schlechten Schrank wahrnahm. Neugier trieb ihn den Schrank aufmachen zu wollen: aber es war nirgends ein Schloß zu finden, zulezt entdeckt' er doch ein kleines Loch. „Vielleicht, dacht' er, ist hier der Schraubenzieher zu brauchen.“ Er schob ihn hinein — und drehte — und zog — und der Schrank gieng auf.

So alt und unscheinbar der Schrank von aussen war, so schön, so ausserordentlich war er im Innern. Alle Schiebekasten waren von Krystall, Bernstein, oder andern guten Steinen. Hatte man einen davon herausgezogen, so fand man andere kleinere auf beyden Seiten, oben, unten, durch Leisten von Perlenmutter von einander abgesondert. In den Kasten war ein reicher Vorrath von Waffen, Kronen und Gemählden, von der feinsten Arbeit und im besten Geschmacke. Torticoli hatte eine große Freude darüber; er zog Kasten vor Kasten heraus, ohne zu ermüden. Ganz zulezt fand er noch einen kleinen Schlüssel von einem einzigen Schmaragde gemacht, der eine goldene Klappe, ganz in der Tiefe des Schrankes, schloß. Blendend

dend fiel ihm hier der Glanz von einem Karfunkel in die Augen, der eine große Büchse ausmachte. Begierig nahm er sie heraus: ¡aber welch ein Anblick! Sie war ganz mit Blute angefüllt; und in dem Blute schamm eine abgeschnittene Mannshand, die noch eine Porträtkapsel hielt.

Bey diesem Anblicke schauderte Torticolis zurück: die Haare sträubten sich ihm empor; kaum hielten ihn noch seine kraftlosen Füße. Er setzte sich an den Boden, immer die Büchse in der Hand, aber mit abgewendeten Blicke. Gern hätt' er sie wieder an ihren Ort gestellt; nur die Ueberzeugung, daß alles hier geheimnißvoll wäre, hielt ihn zurück. Das, was die kleine Figur im Buche zu ihm gesagt hatte, fiel ihm wieder ein; und die Zukunft machte ihn eben so bange, als jezt die Gegenwart. Dazu kam ein Gefühl von Schaam über eine Feigheit, die er einer großen Seele unwürdig fand. Mit diesem Gefühle bot er alle seine Kraft auf, und heftete wieder seine Blicke auf die im Blute liegende Hand. „¡Unglückliche Hand! rief er aus, ¿kanst du mir nicht durch Winke deine traurige Geschichte sagen? Vermag ich etwas für dich zu thun, so rechne auf mein Herz.“

Bey dieser Anrede schien die Hand beunruhigt zu werden, und die Bewegungen ihrer Finger gaben ihm die Antwort durch Zeichen, die ihm eben so verständlich waren, als Sprache. Sie zeigte ihm zuerst das Bild, als die Ursach ihres Unglücks; dann wieß sie ihn unverzüglich nach der Galerie, da solle er Achtung geben, auf welche Stelle die Sonne ihre Strahlen am hellsten werfe; auf dieser Stelle solle er suchen. Torticoli fragte noch verschiedenes; aber die Hand hatte keine Sprache mehr für ihn. Blos auf die Frage, wohin er sie wieder legen solle, winkte sie, nach dem Schranke. Er legte sie hin, verschloß alles wieder, und eilte, mit den Wundern um ein gutes Theil vertrauter, auf die Galerie.

Bey seinem ersten Tritte in dieselbe begonnen die Fensterscheiben ein ganz ausserordentliches Klirren und Beben. Seine ganze Aufmerksamkeit gieng blos dahin, zu sehen, auf welchen Gegenstand die Sonnenstrahlen am hellsten fielen. Dieß war das Porträt eines schönen Jünglings, mit einem solchen Anstande von Würde, daß er sich darüber freute. Indem er das Gemählde wegnahm, sah er eine Vertäfelung von Ebenholz mit goldenen Leisten, wie auf der ganzen übrigen Galerie. ¿Sollt' er diese nun auch wegnehmen? und

wie sollt' er dieß? das wußt' er nicht. Ein Blick auf die Fensterscheiben zeigte ihm, daß die Bekleidung ausgehoben wurde; und er that es auch. Sogleich trat er durch diese Oeffnung in einen großen Vorsaal, ganz von Porphyr, mit Bildsäulen geziert. Eine schöne breite Treppe von Agath, mit goldenem Geländer, führte ihn hinauf in einen großen Saal, der ganz aus Lasur-Stein bestand; und aus diesem kam er in eine unabsehbare Reihe von Zimmern, mit reichen, kostbaren Meubeln und vortreflichen Gemählden. Ganz zulezt kam er in ein kleines Kabinet, das mit Meublen von lauter Türckise ausgeschmückt war. Hier lag auf einem Bette von blau und goldener Gaze eine Dame, die zu schlummern schien. Sie war sehr schön, ihr Teint blendend weiß, ihr Haar schwarz wie Ebenholz. Ihr Schlummer schien unruhig zu seyn, und in ihrem Gesichte lag ein Ausdruck von Kränklichkeit und Kummer.

Aus Furcht sie aufzuwecken, trat der Prinz ganz leise hinzu. Sie sprach im Schlummer; er lauschte mit der größten Aufmerksamkeit. „¿ Meynst du, sagte sie mit untermischten Seufzern, meynst du, ich könne dich lieben, nachdem du mich von meinem geliebten Trasimen getrennt hast? Vor meinen Augen die liebe Hand von einem Arme zu hauen, der

dir immer furchtbar bleibt! Dadurch zeigst du mir Liebe? ¡Ach! Trasimen! ¿soll ich dich niemals wiedersehn?" Unter ihren verschlossenen Augenliedern drängten sich Thränen hervor. —

Unbeweglich stand Prinz Torticoli am Fuße ihres Bettes; ungewiß ob er sie aufwecken, oder ob er sie länger in einem so bangen Schlummer lassen sollte. Er verstund nun wohl, daß Trasimen ihr Geliebter, und derselbe war, dessen Hand er im Erker gefunden hatte. Mannichfaltige verworrene Gedanken giengen ihm durch den Kopf, als er auf einmal eine liebliche Musik von Zeisigen und Nachtigallen, deren Gesang zu der sanftesten Harmonie zusammenschmolz, hörte. Während der lieblichen Musik erschien ein Adler von außerordentlicher Größe. Langsam und feyerlich war sein Flug: in den Krallen hielt er einen goldenen Zweig, daran Kirschen von Rubinen hiengen. Unverwandt heftete sich sein Blick auf die schlafende Schöne, wie der Adler nach der Sonne sieht. Bald schwebte er mit seinen großen Fittigen vor ihr; bald schwung er sich über sie empor; bald senkt' er sich herab zu ihren Füßen. Doch nach wenigen Augenblicken flog er zu dem Prinzen, und legte ihm den goldenen Zweig in die Hand. Zugleich schmet-

terten die Zeisige und die Nachtigallen, daß die Gewölbe des Palastes wiederhallten.

Torticoli, der nun schon so ziemlich an eine rasche Folge von Ausserordentlichem gewöhnt war, ahndete ohne Mühe, die Dame hier müsse bezaubert, und ihm die Ehre der Entzauberung vorbehalten seyn. Er näherte sich ihr also, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, berührte sie mit dem goldenen Zweige, und sagte dabey zu ihr: „Du, die du hier durch eine unbekannte Macht im Schlummer erhalten wirst, ich beschwöre dich im Namen Trasimens, wieder zum Leben zu erwachen.“ Die Dame schlug die Augen auf, erblickte den Adler, und rief aus: bleib', o bleib Geliebter! Allein der königliche Vogel antwortete bloß durch einen grellen, schmerzhaften Schrey, und flog mit seinen gefiederten Sängern davon.

Zugleich wandte sich die Dame zum Prinzen, und sagte zu ihm: „ich habe eher mein Herz, als die Pflicht der Dankbarkeit gegen Sie, gehört; gegen Sie, durch den ich das Tageslicht nach zweyhundert Jahren wiedersehe. Ein Zauberer, der mich liebte, und mich schon lange und mannichfaltig gequält hat, spahrte dieß große Abentheuer für Sie auf.

Ich

Ich kann Ihnen nützlich seyn und will es gern, sehr gern. ¿Was wünschen Sie? Ich will meine ganze Feenkunst aufbieten, Sie glücklich zu machen." — „Erhabene Fee, versetzte der Prinz, wenn Sie durch Ihre Kunst die Geheimnisse der Herzen erforschen, so finden Sie leicht, daß ich, bey allen Widerwärtigkeiten meines Lebens weniger zu beklagen bin, als mancher Andere." — „Ja weil Sie so richtig und edel denken, versetzte die Fee. Indessen ersparen Sie mir die Beschämung undankbar gegen Sie zu seyn. ¿Was wünschen Sie? ich vermag alles; fodern Sie nur." — „Ich möchte, antwortete Torticoli, Ihnen den Geliebten wiedergeben können, der Ihnen so manchen Seufzer kostet." „Sie sind zu großmüthig, erwiederte die Fee, daß sie meine Wünsche Ihren eigenen vorziehen. Diese große Sache wird durch eine andere Person ausgeführt werden. Mehr sag' ich nicht: nur so viel dürfen Sie wissen, daß Ihnen diese andere Person nicht gleichgültig seyn wird." „¿Was kann, was soll ich wünschen? versetzte der Prinz. Sehen Sie auf meine Mißgestalt; mein Name ist schon Spott: machen Sie, daß ich weniger lächerlich erscheine." — „Sehr billig, edler Prinz; sagte die Fee, indem sie ihn dreymal mit dem goldenen Zweig berührte; sey künftig der voll-

kommenste Mann, und nenne dich Sondergleich.

Dankbar umschloß der Prinz die Knie seiner Wohlthäterin, und ließ sie durch ein beredtes Stillschweigen der Freude alles errathen, was sein Herz empfand. Sie hob ihn auf, und führte ihn vor den Spiegel. Sondergleich erkannte kaum den vorigen Prinzen Torticoli: er hatte sich um drey Fuß vergrößert; schönes Haar fiel in großen Locken jezt auf die Schultern hinab; seine Züge waren regelmäßig schön, sein Blick voll Geist; Anmuth und Adel lebte in seinem ganzen Wesen; kurz er war eine würdige Schöpfung einer gefühlvollen und wohlthätigen Fee. „¡Dürfte ich doch, sagte sie zu ihm, Ihnen sagen, was Ihnen bevorsteht, Ihnen die Klippen zeigen, die Ihnen aufstoßen werden; Ihnen die Mittel angeben, sie zu vermeiden! Gern thät ich auch dieß für Sie; aber ich würde dadurch den höhern Genius beleidigen, der Sie durchs Leben leitet. Gehen Sie, Prinz; fliehen Sie jezt aus dem Thurme, und vergessen Sie nie, daß die Fee Benigna ewig ihre Freundin sey.“ Bey diesem Worte verschwand mit einem Wirbelwinde die Fee, der Palast, und die Wunder alle, die der Prinz gesehen hatte. Er selbst befand sich in

einem

einem dichten Walde, über hundert Meilen von dem Thurme, der bisher sein Gefängniß gewesen war.

Hier wollen wir ihn in Erstaunen verlassen und sehen, was seinen Wächtern und der Prinzessin, seiner Braut, indessen begegnet seyn möchte. Die armen Wächter, die sich wunderten, daß ihr Prinz nicht zu der gewöhnlichen Stunde zu essen verlangte, giengen in sein Zimmer, und da sie ihn nicht fanden, suchten sie ihn überall, in der bangsten Besorgniß, er möchte entsprungen seyn. Als alles Suchen und Rufen umsonst war, stieg ihr Kummer und ihre Angst auf das höchste; denn von einem Gebieter wie König Finster, erwarteten sie nichts anders als den Tod. Nachdem sie nun alle Mittel ihn zu besänftigen, durchgedacht hatten, blieben sie endlich dabey stehen, daß einer von ihnen sich ins Bette legen, und gar nicht sehen lassen sollte; sie wollten dann sagen, der Prinz sey sehr krank, und bald darauf, er sey gestorben; und denn ein Stück Holz statt seiner begraben; dieß würde ihnen aus der Verlegenheit helfen. Dieß Mittel schien ihnen unfehlbar zu seyn; und sie legten gleich Hand ans Werk. Sie machten dem Kleinsten von ihnen einen Buckel, und legten ihn ins Bette; dann meldeten sie

dem Könige, der Prinz sey sehr krank. Er glaubte, sie thäten es blos um ihn zum Mitleide zu erweichen, und deswegen ließ er nichts von seiner Strenge nach. Das war es eben, was die ängstlichen Wächter wünschten: und jemehr sich Eifer von ihrer Seite zeigte, desto mehr Gleichgültigkeit äusserte der König.

Was Prinzessin Trognon betrift, so kam sie in einer kleinen Maschine, die nicht höher als eine Elle, und in eine Sänfte eingepaßt war, mit dem Gesandten an. König Finster stuzte doch als er sie so sahe, in ihrer Mulde, mit ihrer schuppichten Haut, mit ihren dicht zusammengewachsenen Augenbranen, mit ihrer plattgedrükten Nase, mit ihrem Munde von einem Ohre bis zum andern. „¡Wahrhaftig! rief er ihr entgegen, Sie hatten wohl viel Ursach Prinzessin meinen Torticoli so verächtlich abzuweisen! häßlich ist er freylich; aber noch lange nicht in dem Grade wie Sie." — „Sire, gab sie ihm zur Antwort, ich habe nicht Eigenliebe genug, daß mich das Unangenehme, das Sie mir sagen, beleidigen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie das für ein sicheres Mittel halten, mir Liebe zu Ihrem Torticoli einzuflößen: aber so viel weiß ich, meiner Gebrechlichkeit und Häßlich-

keit

keit ungeacht, daß ich ihn nicht heyrathen will noch werde.“

Ueber diese Antwort gerieth König Finster in die äusserste Hitze. „Ich versichere Sie dagegen, versezte er, daß ich mein Wort nicht zurücknehmen werde. Ihr Herr Vater wird doch wohl Herr über Sie seyn, und seitdem er Sie in meine Hände geliefert hat, bin ich es geworden.“ — „Es giebt Dinge, erwiederte sie, die ganz von unserer Wahl abhängen. Ich bin wider meinen Willen hieher gebracht worden; schreiten sie zu Gewalt, so betrachte ich Sie als meinen ärgsten Feind.“ Der König verließ sie noch aufgebrachter als vorher, und gab ihr, in einem Zimmer seines Palastes, zwo Gesellschaftsdamen, die ihr die Vermählung mit dem Prinzen unaufhörlich als das gröste Glück für sie vorstellen sollten.

Unterdessen eilten die Wächter im Thurme, aus Besorgniß entdeckt zu werden, mit der Nachricht, der Prinz sey gestorben. Bey dieser Nachricht erschrack der König und versunck in eine Betrübniß, deren man ihn gar nicht für fähig gehalten hätte. Er schob die ganze Schuld seines Verlustes auf die Prinzessin, und ließ sie nun an des Verstorbenen Stelle in den Thurm einsperren.

Die arme Prinzessin sahe sich mit eben so viel Erstaunen als Betrübniß zur Gefangenschaft verurtheilt. Indessen sie hatte Muth, und sagte frey und ohne Scheu, was über ein solches brutales Verfahren zu sagen war. Sie glaubte freylich, man würde es dem Könige wiedersagen: aber das wagte niemand. Sie glaubte auch, ihrem Vater schreiben, und ihn um Beystand bitten zu können. Allein dieses Mittel schlug fehl: ihre Briefe wurden aufgefangen, und dem König Finster gebracht.

Indessen, schon die Hoffnung der Befreyung linderte ihre Schwermuth. Täglich besuchte sie die Galerie, und betrachtete die Mahlerey auf den Fensterscheiben. Ausserordentlich kam ihr alles vor; am ausserordentlichsten aber, daß ihre eigene Gestalt so vielfältig hier erschien. „¡Seltsam! sagte sie, daß die Mahler eben mich so vielmal zu ihrem Sûjet gewählt haben! ¿Giebt es denn nicht andere Karrikaturen genug ausser mir?“ Oder soll nur meine Gestalt die Schönheit jener jungen Schäferin noch mehr erheben? Nächstdem zog sie am meisten das Bild eines Schäfers an „¡Wie unglücklich ist man nicht, rief sie aus, wenn man von der Natur so verwahrlost ist, wie ich es bin! Schön zu

seyn,

seyn, ist doch ein Glück.“ — Bey diesen Worten traten ihr Thränen in die Augen; und sie wendete sich hastig vom Spiegel weg, der ihr Bild zurückwarf. Doch wie sehr erstaunte sie nicht, als sie auf einmal eine Alte hinter sich erblikte, die, in eine Kappe verhüllt, eben so krüppelhaft einherkroch, und noch um die Hälfte häßlicher war, als sie selbst.

„Prinzessin, sagte die Alte, ich habe Ihre Klagen gehört, und sie haben mich gerührt. Sie haben die Wahl zwischen Schönheit und Tugend. Ziehn Sie jene vor, so werden Sie kokett, galant, eitel: wollen Sie bleiben wie Sie sind, so werden Sie sittsam, bescheiden und geschätzt seyn.“ Mit aufmerksamen Blicken fragte die Prinzessin, ob denn Schönheit ganz unverträglich mit Sittsamkeit wäre. „Das eben nicht, versezte die Alte; blos in Absicht auf Sie ist es im Rathe des Schicksals beschlossen, daß Sie nur eins von beyden besitzen können.“ — „¡So sey es denn! erwiederte die Prinzessin, mit dem festen Tone der Entschlossenheit, ich will lieber häßlich seyn als schön.“ „¿Wie? versezte die Alte, Sie wollen lieber jedem, der Sie sieht, Abscheu einflößen?“ — „¡Allerdings! erwiederte die Prinzessin; lieber alles Ungemach vereint, als von den Gesetzen der Tugend

gend abgewichen!“ — „Sehn Sie, sagte die Fee, hier ist mein Muff, der halb weiß und halb gelb ist, und den ich eigens für Sie mitgebracht habe. Hauchen Sie auf der gelben Seite hinein, so werden Sie der schönen Schäferin ähnlich, die Ihnen so wohlgefällt, und von einem eben so schönen Schäfer geliebt werden. Hauchen Sie aber auf der weißen Seite hinein, so stärkt Sie dieß noch auf der Bahn der Tugend, die Sie so muthig betreten.“ — „Das Lezte will ich; rief die Prinzessin; dieß gewähren Sie mir. Es wird mich trösten, wenn mich Verachtung drückt.“ Sie hauchte auf der weißen Seite in den Muff, und dankte der Fee, die sogleich verschwand.

Innig freute sich die Prinzessin ihrer Wahl. So sehr sie auch Ursach hatte, die Schönheit der jungen Schäferin auf der Fensterscheibe zu beneiden, so sagte sie sich doch selbst zum Troste, daß Schönheit wie ein Traum vergeht, Tugend aber ein Schatz, eine unwandelbare Schönheit ist, die länger dauert als das Leben. Sie unterhielt sich noch immer mit der Hoffnung, daß ihr Vater zu ihrer Befreyung kommen werde, und sahe dieser Stunde mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen. Gern wäre sie in den Erker des Thurms gestiegen, um den Beystand, den sie erwartete, kommen zu

sehen

sehen: ¿aber wie sollte sie so hoch hinaufkommen? Im Zimmer kroch sie höchstens herum wie eine Schnecke; wollte sie aber eine Treppe hinauf, so mußten sie ihre Weiber tragen. Indessen fand sie doch ein Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, das sonderbar genug war. Sie wußte, daß sich eine Uhr oben im Thurme befand: von dieser nahm sie Gewichte ab, und hieng sich dafür an; wie nun die Uhr aufgezogen wurde, ließ sie sich mit hinaufwinden. Begierig suchten ihre Blicke das freye Feld: als sie aber nichts kommen sahe, suchte sie ein wenig von ihrer Anstrengung auszuruhn.

Von ungefähr lehnte sie sich an die Mauer die Prinz Torticoli oder Sondergleich eingebrochen, und die Höhlung nichts weniger als fest wieder ausgebessert hatte. Ihr Anlehnen machte, daß die Steine wichen, und der goldene Schraubenzieher ihr vor die Füße fiel und klinkerte. Sie hörte ihn fallen, hob ihn auf, untersuchte wozu er wohl brauchbar seyn möchte, und fiel ohne langes Nachsinnen darauf, daß er wohl den Schrank, der kein Schloß hatte, zu öffnen bestimmt seyn müsse. Sie machte den Versuch; und erstaunte nicht weniger als der Prinz über alle das Schöne und Seltne, das er enthielt. Zulezt fand sie auch die goldene Klappe, den großen Karfunkel,

kel, die Hand im Blute, kurz alles, was der Prinz da gesehn hatte. Sie schauderte darüber, wollte sie wegwerfen: aber es war ihr nicht möglich, sie fallen zu lassen; eine geheime Macht hielt sie zurück. „Ich Unglückliche! rief sie schmerzhaft aus; ¿was soll das werden? Lieber todt, als unaufhörlich diese Hand tragen.“ — „Fasse Muth! sprach ihr eine Stimme sanft und lieblich zu; dein ganzes Glück beruht auf diesem Abentheuer.“ — „¿Ach! erwiederte sie bebend, was soll ich thun?“ — „Diese Hand mitnehmen, sagte die Stimme, sie unter deinem Kopfkissen verbergen, und wenn dir ein Adler erscheint, sie ihm geben.“ So erschrocken die Prinzessin auch war, so hatte doch die Stimme etwas so Ueberredendes, daß sie ihr ohne Bedenken folgte. Uebrigens legte sie, ohne das Mindeste davon zu nehmen, alle Kostbarkeiten wieder an ihren Ort.

Unterdessen hatten ihre Wächter, denen schon bange ward, sie möchte auch entrinnen, sie überall gesucht, und erstaunten sehr, sie an einem Orte zu finden, wohin sie, nach ihrer Meynung, blos durch Zauberey gelangt seyn konnte.

Drey Tage vergiengen, ohne daß sie etwas Neues gesehn hätte: die schöne Büchse aufzumach-

machen, wagte sie nicht; die abgeschnittene Hand war ihr gar zu schauderhaft. Endlich hörte sie einmal des Nachts ein Geräusch an ihrem Fenster. Sie sahe sich um, und sahe beym Mondenschein einen Adler vor dem Fenster flattern. Sie half sich auf, so gut sie konnte, und machte das Fenster auf. Der Adler kam mit freudigem Fluge herein; und sie bedachte sich nicht lange, ihm sogleich die Hand zu geben, die er mit seinen Krallen ergriff. Augenblicklich verschwund der Adler, und an seiner Stelle stund ein junger schöner Mann, in einem Gewande mit Perlen gestickt, mit einem Diadem um die Stirne und einem Gemälde in der Hand.

Prinzessin, sagte der schöne, junge Mann, es sind just zweyhundert Jahre, daß ein tückischer Zauberer mich hier im Zauber gefangen hielt. Wir liebten beyde die vortrefliche Fee Benigna; ich ward durch Gegenliebe belohnt, und er kochte Eifersucht. Seine Kunst vermochte mehr als die meinige. Mit dem ganzen Gefühle der Uebermacht sagt' er zu mir gebietrisch und drohend, ich sollte sie nicht mehr besuchen. Ein solches Verbot beleidigte zugleich meine Liebe und meinen Stolz: ich drohte wieder, und meiner geliebten Fee verdroß sein Betragen so sehr, daß sie ihm verbot, sich

ihr

ihr jemals zu nähern. Der grausame Zauberer schwur uns beyden Rache.

Einstmals, als sie mir ihr Porträt geschenkt hatte, und ich an dem Bilde mit entzücktem Blicke hieng, und das Original noch unendlichemal schöner nannte, erschien der Zauberer wie ein Blitz, und hieb mir mit einem Säbelhiebe die rechte Hand ab. Meine Geliebte sank in Ohnmacht auf ihr Bett; ich fühlte mich sogleich mit Gefieder bedeckt und ward ein Adler. Es wurde mir dabey erlaubt, die Königin alle Tage zu sehen; nur durfte ich mich ihr nicht nähern, noch sie aufwecken. Indessen hatte ich doch den Trost, sie seufzen, und im Traume von ihrem Trasimen reden zu hören. Dabey wußte ich, daß nach zweyhundert Jahren ein Prinz die Fee ins Leben zurückbringen, und eine Prinzessin mir meine Hand und zugleich meine Gestalt wiedergeben würde. Eine Fee, die Ihnen hold ist, hat es so geordnet. Eben diese Fee hat meine Hand in dem Schranke im Thurme eingeschlossen; eben sie giebt mir das Vermögen Ihnen zu sagen, daß ich dankbar bin. ¡Wünschen Sie nur! was immer Ihnen Freude machen kann, sollen Sie auf der Stelle erhalten."

Die Prinzessin schwieg einige Augenblicke. „Deuten Sie, sagte sie, mein Stillschweigen nicht unrecht. Es ist keine Folge von ängstlicher Bedenklichkeit; ich schweige, weil ich in der That mit Abentheuern dieser Art nicht vertraut bin, weil ich noch immer glaube, es sey nur Traum.“ — „Nein! erwiederte der Prinz, es ist kein Traum! Sie sollen sich gleich von der Wirklichkeit überzeugen, wenn Sie mir nur sagen wollen, was Sie wünschen.“ „Ich könnte leicht, versezte die Prinzessin, Ihre ganze Macht durch Wünschen erschöpfen; aber ich bitte nur um das Wichtigste: machen Sie meine Seele in dem Grade schön, als mein Aeusserliches häßlich und mißgestaltet ist.“ „¡Sehr richtig und edel gewählt! sagte der Prinz: aber wer so wünschen kann, besitzt schon was er wünscht. Ihr Aeusserliches soll werden wie Ihre Seele,“ und zugleich berührte er sie mit dem Bildniße der Fee.

Alle ihre Gebeine im Leibe krachten bey dieser Berührung; sie dehnten sich aus, und fügten sich wieder zusammen. Sie konnte aufstehen; war gewachsen, schlank, schön, ihr Teint weiß wie Milch, jeder Zug nach den Regeln der Schönheit geformt, ihre Bildung fein und hold, ihr ganzes Wesen eine Mischung von Bescheidenheit und Würde. „¡Welch ein Wun-

 der!

der! rief sie aus! ¿bin ich es denn auch? ich selbst?" — Ja, sie sind es, sagte Trasimen; dafür, daß Sie sich Tugend wählten, werden Sie durch diese glückliche Umgestaltung belohnt. Legen Sie nun ihren bisherigen Namen ab, und heißen Sie künftig Sonnenstrahl. In diesem Augenblicke war der Prinz verschwunden; und sie befand sich am Rande eines kleinen Bachs, an einem der anmuthsvollsten Schattenplätzchen von der Welt.

Sie hatte sich noch nicht gesehn: der Spiegel des Bachs zeigte ihr, zu ihrer größten Verwunderung, in ihr das Bild der Schäferin auf den Fensterscheiben der Galerie. Weiß, wie dort, war ihr Gewand, ihre Schärpe von Schasmin und Rosen, ihr Haarschmuck ein Rosenkranz; neben ihr lag ein vergoldeter Hirtenstab; am Rande des Bachs weidete eine Heerde, die sich folgsam von ihr lenken ließ.

Mancherley Betrachtungen und Erinnerungen drängten sich in ihre Seele. Häßlich war sie gebohren, häßlich war sie herangewachsen: aber sie war doch Prinzessin. Jezt hatte sie die Schönheit einer Ueberirdischen erlangt, und war nur eine Schäferin: der Verlust ihrer Hoheit schmerzte sie doch. Diese Betrach-

tungen,

tungen, diese Erinnerungen kämpften in ihr, bis sie endlich der Schlaf übernahm. Ein treuer Hund, der schon auf ihre Stimme hörte, schien ihr Vertheidiger zu seyn. Die Sonne am hohen Mittag traf sie nicht unter dem Schatten dichtverwachsener Bäume: frisches zartes Mooß, auf das sie sich hingegossen hatte, schmiegte sich stolz unter die schöne Last:

Veilchen blühten um die Wette
  Aus dem jungen Moos hervor,
Und von ihrem Blumenbetre
  Stieg ein Balsamduft empor:
Leiser war das Spiel der Aeste;
  Leiser sang die Sängerin;
Leiser gab der Hauch der Weste
  Ruh und Traum der Schläferin.

Ein Schäfer, von der Mittagshitze ermattet, war aus der Ferne zu diesem Schattenplatze hergeeilt. Bey dem Anblick der schönen Sonnenstrahl gerieth er in ein solches Erstaunen, daß er sich an einen Baum in der Nähe lehnen mußte. In ihr erkannt' er eben die Schöne, deren Bild er auf den Fensterscheiben der Galerie und in dem Buche mit den Blättern von Atlas so oft mit Entzücken betrachtet hatte. ¿Man ahndet doch wohl schon, daß der Schäfer kein anderer war, als Prinz

Sondergleich? Eine unbekannte Macht hatte ihn in der Gegend aufgehalten; und wer ihn sahe, hatte ihn bewundert. Sein ganzer Anstand, sein Geist, sein Talent unterschieden ihn eben so sehr von den übrigen Schäfern, als sonst seine Geburt.

Mit ungewohnter Aufmerksamkeit, mit einer ganz neuen Empfindung heftete sich sein Blick auf die schöne Schäferin; ruhte bald auf jedem einzelnen Zuge, umfaßte bald das vollendete Ganze der vollkommenen Schönheit. Indem er noch in tiefes Staunen verlohren vor ihr stand, erwachte Sonnenstrahl. Kaum erblickte sie ihn, so überraschte sie auch die Erinnerung an sein Bild auf den Fenstern des öden Thurms. „¿Schöne Schäferin, sagt' er zu ihr, welch ein freundlicher Wink des Schicksals bringt sie hierher? Gewiß, Sie kommen um unsere Wünsche, unsere Huldigungen zu empfangen." — „Das nicht; erwiederte die Prinzessin; ich bin nur eine Schäferin; ich liebe die Einsamkeit und einsam will ich bleiben." — „¿Wie? unterbrach er sie, als Fremde kommen sie hierher, und kommen mit dem Vorsatze, den Einwohnern dieser Gegend unsichtbar zu bleiben? Nehmen Sie wenigstens mich aus, der Ihnen zuerst alles anbietet, was er anbieten kann." — „¡Keine Ausnah-

nahme! versetzte Sonnenstrahl; ich werde Sie nicht öfter sehen als jeden andern, wiewohl Sie mir schon achtungswerth geworden sind. Lieber wünschte ich, Sie nennten mir eine gute Frau von unbescholtenem Rufe, bey der ich eine Freystatt finden könnte; denn ich bin hier unbekannt und allein.“ Sondergleich freute sich des Auftrags, und führte sie in eine Hütte, voll ländlicher Einfalt und Anmuth. Sie gehörte einer guten Frau, deren hohes Alter ihr nur selten noch auszugehen erlaubte. „Mutter! sagte Sondergleich zu ihr, da kömmt eine junge Unbekannte, deren holde Gegenwart euch wieder verjüngen wird.“ Die gute Alte empfieng sie mit einer freundlichen Umarmung; in ihrer Hütte, sagte sie zu ihr, würde sie freylich keine bequeme Wohnung finden, aber im Herzen sollte sie ihr desto willkommener seyn: „Ich glaubte nicht, versetzte Sonnenstrahl, hier einen so freundlichen, liebreichen Empfang zu finden; gern, herzlich gern bleibe ich hier; gute Mutter. Und Sie — indem sie sich zum Prinzen wandte — Sie bitt' ich um Ihren Namen, damit ich doch weiß, wem ich für einen solchen Dienst danken soll.“ Sondergleich nennte sich ihr. „Und ich, setzte die Alte hinzu, möchte auch wissen, wie die schöne Unbekannte heißt, die unter mein Dach kommt:“ Die

Prinzessin nennte sich auch. Die Eigenthümerin der Hütte freute sich sehr über den lieblichen Namen; und Sondergleich nahm daher Veranlassung viel Artiges zu sagen.

Die gefällige Wirthin both der Neuangekommenen ein leichtes ländliches Mahl: frische Milch in einer saubern Schaale, frische Eyer, frische Butter, schwarzes kraftvolles Brod. Sondergleich lief und hohlte dazu, aus seinem Garten, Erdbeere und Kirschen, mit Blumen niedlich umlegt; und bat sie um Erlaubniß, sie mit ihr verzehren zu dürfen. ¿Konnte sie ihm abschlagen, was sie wünschte? Sie sah ihn schon so gern! Kalt war nur ihr Blick; aber ihr Herz war es nicht.

Auch nachdem er sie verlassen hatte, dachte sie noch lange an ihn, so wie er an sie. Er sahe sie täglich; trieb seine Heerde dahin, wo sie die ihrige weiden ließ; sang ihr Lieder voll Zärtlichkeit; und bließ ihr auf der Flöte vor. Beyde überließen sich oft ihren Betrachtungen über die sonderbare Reihe von Abentheuern, die ihnen begegnet waren: beyde fiengen an unruhig zu werden. Er suchte sie überall sorgfältig auf; wo er sie nur allein finden konnte, da sagt' er ihr von seiner Liebe, von dem sanftesten Bande der Seelen.

Sie fühlte etwas für ihn. Durch seine Schilderungen erkannte sie bald genug dieses unbekannte Etwas für Liebe. Bey ihrer Unerfahrenheit erschrak sie über diese Entdeckung: sie beschloß daher, ihm eben so sorgfältig auszuweichen, als er sie suchte. Aber was litt sie nicht bey diesem Entschlusse! Es war ein immerwährender Kampf mit ihrem Herzen. Sondergleich, dem die Veränderung in ihrem Betragen unerklärbar war, lauschte überall auf einen Augenblick, wo er sie selbst darüber fragen könnte: aber umsonst; Sonnenstrahl wollte ihm nicht mehr näher kommen, wollte ihn nicht mehr hören.

Sie floh ihn, denn sie schämte sich, daß sie Liebe für ihn empfand. „¿Also, lieben soll ich, sagte sie zu sich selbst; und einen Schäfer? ¡Welch ein Loos, das mir fiel! Ich zog Tugend der Schönheit vor; zum Lohne für diese Wahl schien mich der Himmel so schön gemacht zu haben, wie ich jezt bin; aber es ward mein Unglück. Ohne diese werthlosen Reize gefiel ich nicht jenem Schäfer....„ Immer schlossen sich solche schmerzhafte Betrachtungen mit Thränen; und noch vermehrte sich ihre Bitterkeit bey dem Gedanken an den Zustand des guten Schäfers.

Auch ihm war die Freude entflohen. Mehr als einmal fiel es ihm ein, ihr seine Herkunft zu entdecken; vielleicht, dacht er, würde sie dann aus Eitelkeit ihn günstiger anhören. Aber er sagte sich dagegen, daß sie ihm nicht glauben, daß sie Beweise von ihm fodern werde, und daß er keine hätte. „¡Unglücklich! rief er aus. Häßlich war ich sonst, aber bestimmt zum Throne; und eine Krone deckt gar manchen Fehler. Vergebens würde ich mich jezt meinem Vater und seinen Unterthanen zeigen; sie würden mich nicht erkennen. Meinen Namen und meine Mißgestalt nahm mir die Fee; ¿was hilft mir nun ihre Gütigkeit? — daß ich nun ein Schäfer bin, und eine Schäferin liebe, die mich nicht leiden kann. ¡O sey freundlicher gegen mich, Schicksal; oder gieb mir meine vorige Mißgestalt und meine Gleichgültigkeit zurück!„ So klagten die beyden Liebenden, ohne sich zu kennen.

Fest entschlossen mit ihr zu reden, suchte er blos einen Vorwand, der sie nicht beleidigen könnte. In dieser Absicht nahm er ein Lämmchen, schmückte es mit Blumen und Bändern, und gab ihm dazu ein Halsband von gemahlten Stroh, das in seiner Art ein Meisterstück war. Er fand die schöne Sonnen-

strahl

LB Coburg

strahl am Rande eines Baches sitzen, der langsam durch das dichteste Gebüsch schlich; ihre Heerde weidete zerstreut um sie her; tief in Traurigkeit versenkt, dachte sie wenig an dieselbe. Schüchtern nahte sich ihr Sondergleich, und stellte ihr das Lämmchen vor. „¿Was that ich Ihnen dann, schöne Sonnenstrahl, sagt' er mit einem Blicke der innigsten Zärtlichkeit zu ihr, daß Sie einen solchen Widerwillen gegen mich verrathen? Sie fliehen mich; schon den flüchtigsten Blick rechnen Sie mir zum Verbrechen an. ¿Ist denn meine Liebe so sehr Beleidigung? Könnte sie nach ihrem Wunsche reiner seyn und treuer? Was ich sagte, was ich that, war es nicht immer eben so ehrerbietig als liebevoll? — Doch, Sie lieben einen Andern; ein Anderer ist glücklicher als ich!"
„¿Folgt das? erwiederte die Prinzessin. ¿Hasse ich Sie denn, wenn ich Sie fliehe? Könnt' es nicht seyn — rathen Sie das Uebrige; aber, wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist, so folgen Sie mir nicht!" Indem sie das sagte, eilte sie davon.

Voll Liebe und Verzweiflung wollte ihr Sondergleich dennoch nacheilen; aber die Anstrengung in seinem Innern war so heftig, daß er erschöpft, fast ohne Bewustseyn, am Fuße eines Baumes niedersank.

Nicht leicht hat ein Mädchen so viel über sich erhalten, als jezt Sonnenstrahl über sich selbst: sie wurde geliebt, sie liebte wieder, und riß sich doch von ihm los. Sie sah ihn fallen — denn freylich flog noch mancher Blick nach ihm zurück — und doch war ihre Tugend so streng, so scheu, daß sie sich das Vergnügen ihm beyzustehen versagte. Erst als sie auf freyem Felde war, ließ sie ihren Schmerz ausbrechen. „¡O Tugend, Ruhm und Größe, rief sie aus, euch bring' ich meine Ruhe zum Opfer! O daß ich sie nicht mehr besäße, diese traurige Schönheit! daß ich wieder häßlich wäre, wie sonst, oder ihn mein nennen könnte, ohne erröthen zu dürfen, ihn, den ich verlasse!" — Bey diesen Worten stund sie still; unschlüssig, ob sie weiter gehen, oder ob sie wieder umwenden sollte. Ihr Herz zog sie freylich nach dem Walde zurück: aber ihre Tugend siegte, und fest blieb der Entschluß, ihn nicht mehr zu sehen.

Während ihres Aufenthalts in dieser Gegend hatte sie von einem berühmten Zauberer gehört, der mit seiner Schwester auf einem Schlosse an der Grenze wohnte. Alle Welt wußte von ihrer Zauberkunst zu erzählen; jeden Tag geschah ein neues Wunder. Zauberkraft, dachte sie, könne allein das Bild des

schö=

schönen Schäfers aus ihrem Herzen vertilgen. In dieser Absicht beschloß sie eine Wanderschaft nach dem Schlosse des Mannes, der so allvermögend seyn sollte. Ihrer gastfreyen Wirthin, ihrer Freundin, ihrer Mutter sagte sie nichts von ihrem Entschlusse. Sie war jung, schön und allein: aber voll von ihren trüben Gedanken, dachte sie an keine Gefahr. Tag und Nacht hatte sie keine Ruhe; alles ertrug sie, Hunger und Durst, um nur bald auf dem Schlosse und bald von ihrer Leidenschaft geheilt zu seyn.

In einem Walde, den sie durchstrich, hörte sie singen: es kam ihr vor, als würde ihr Name genannt. Sie horchte, und vernahm ganz deutlich, daß jemand sang:

Schön und artig war vor Allen
  Sondergleich, in unserm Thal;
Schön und artig, war vor Allen,
  Die geliebte Sonnenstrahl.
Blicke, Seufzer, Klagen, Thränen,
  Sagten seine Liebespein;
Kalt schien sie bey seinen Thränen,
  Kalt bey seinem Flehn zu seyn. —
Schien nur so! — bey seinem Gehen
  Folgte ihm der trübe Blick;
Schien nur so! — Zum Wiedersehen
  Ruft ihn oft ihr Wunsch zurück.

Er war mit der Morgenröthe
Früh erwacht, bey Sonnenstrahl;
Auch fand ihn die Abendröthe
Späte noch bey Sonnenstrahl.
Und sie lauschte seiner Flöte:
Sang so gern dem stillen Thal
Seine Lieder
Freudig wieder. —

„Nein! das ist zu viel! rief sie unter bittern Thränen. Unbescheidener! du hast dich dessen berühmt, was dir meine Liebe unbefangen gab! Du hast deine Wünsche laut werden lassen, und bist Schuld, daß man nun in Wäldern und Feldern von mir singt!“ Es verdroß, es kränkte sie dergestalt, daß sie glaubte, wenigstens mit Gleichgültigkeit nun an ihn denken zu können. „¿Brauch' ich nun, fuhr sie fort, noch Mittel gegen meine Zärtlichkeit aufzusuchen? Wer so geschwätzig ist, kann mir nicht gefährlich seyn. Ich will mit der Schäferin, die hier singt, nach Hause zurückkehren. Sie rufte sie, erhielt aber keine Antwort. Sie rufte noch stärker: alles blieb stumm! und gleichwohl hörte sie doch noch immer abgebrochen ganz nahe bey sich singen. Unruhe und Furcht ergriffen sie. Unschlüssiger als jemals, eilte sie nur, um, wo möglich, das Ende des Waldes zu erreichen. — „¿Ist er mir denn, sagte sie zu sich selbst, auf einmal

mal so wenig furchtbar geworden, daß ich es wagen dürfte ihn wiederzusehn? Oder versteht sich nicht mein Herz vielleicht mit ihm, und sucht mich nur zu täuschen? Fliehen, Fliehen, das ist das Beste für mich!" So trieb sie Unentschlossenheit und Angst immer weiter bis an ein Schloß, und selbst, ohne Bedenken, in das Schloß hinein.

Sie mußte durch verschiedene große Höfe, wo Unkraut und Disteln so hoch aufgeschossen waren, als hätte seit vielen Jahrhunderten kein menschlicher Fuß diese Höfe betreten. Es kostete ihr nicht wenig Mühe, sich durch die Disteln und Nesseln, auf Kosten ihrer Hände, eine Bahn zu brechen. Sie kam in einen Saal, in welchen das Licht blos durch eine kleine Oeffnung fiel. Die Tapete dieses Saales bestund aus Flügeln von Fledermäusen; an der Decke, statt der Kronleuchter, hiengen zwölf Katzen, die ein Konzert machten, daß man die Ohren hätte zustopfen mögen; auf einem großen Tische unter ihnen waren zwölf Mäuse mit den Schwänzen angebunden, und jede hatte eine Seite Speck vor sich, die sie nicht erreichen konnte: die Katzen sahen also die Mäuse, ohne ihnen beykommen zu können; die Mäuse fürchteten sich vor den Katzen, und mußten hungrig die herrlichste Seite Speck vor sich sehen.

Indem die Prinzessin die Martern der armen Thiere bedauerte, trat der Herr des Schlosses herein. Es war der Zauberer; in einem langen schwarzen Talare, mit einer Brille auf der Nase, einer Eydexe auf dem Kopfe, und einer Peitsche von lebendigen Schlangen in der Hand. ¡O wie erschrak die arme Prinzessin! wie wünschte sie sich an ihren Bach, zu ihrer Heerde und zu ihrem Schäfer zurück! Sie wollte fliehn: aber Spinnenweben hatten schon die Thüre verschlossen. Sie riß eine davon hinweg, aber es zog sich gleich eine andere vor. Sie räumte auch diese hinweg, und eine dritte trat an ihre Stelle. Vergebens riß sie diese entzwey: sie fand wieder eine wie vorher: kurz, die verwünschten Spinneweben waren ohne Zahl und Ende. Es war nicht möglich, sich durchzuarbeiten; ihre Arme ermüdeten, und ihre ganze Kraft erschöpfte sich. Sie wollte sich setzen, und ausruhen, und sie setzte sich auf Stacheln, die in sie eindrangen, und sie sprung gleich wieder auf. Sie versuchte noch einmal zu entfliehen: aber undurchdringlich blieben die endlosen Spinneweben. Der schelmische Alte sah ihr mit Schadenfreude zu, und lachte, daß der Saal wiederhallte. Nachdem er sie nun lange so hatte streben und sträuben lassen, sagt' er endlich zu ihr: „Dein ganzes Leben könntest du hier arbeiten, und

alles

alles wäre doch umsonst. Du bist jung, du bist schöner als alles was ich je schönes gesehn habe; ich dächte, du würdest meine Frau. Ich schenke dir die zwölf Katzen da oben an der Decke, und die zwölf Mäuse hier auf dem Tische; du kannst damit machen was du willst. Die Katzen waren einstmals Prinzen, die Mäuse waren einstmals Prinzessinnen. Sie hatten die Ehre mir zu gefallen, diese Damen; keine wollte mich wieder lieben, ob ich gleich immer artig und galant gewesen bin. Diese Herren waren meine Nebenbuhler, und besser gelitten. Ich ward eifersüchtig; lockte sie, eins nach dem andern, hierher, und so wie ich sie hierher gelockt hatte, gleich machte ich sie zur Katze oder Maus. Drollicht ist es nun, daß sie sich jezt eben so gram sind, als sie sich sonst liebten; das heißt doch Rache!" — „¡Ach! Herr Zauberer; versetzte Sonnenstrahl, so machen Sie mich dann gleich zur Maus; ich verdien' es nicht weniger als meine Vorgängerinnen." — „¿Wie? versetzte der Zauberer; schöne Phyllis, du willst mich also nicht lieben?" — „Ich will gar nicht lieben!" erwiederte sie. — „¡Albern Ding! sagte der Zauberer; ich will dir gute Tafel geben, schöne Kleider, prächtige Equipage; ich erzähle dir Mährchen, und die Leute nennen dich gnädige Frau." — „Noch einmal! antwortete

die

die Prinzessin, ich will gar nicht lieben." „Sieh' dich wohl vor, sagte der Zauberer aufgebracht; es möchte dich lange Zeit gereuen." „Immerhin! versetzte die Prinzessin, zum drittenmal; ich will gar nicht lieben." — „Nun, sagte der Zauberer, so sey es dann, meine spröde Schöne! Da Sie gar nicht lieben wollen, so werden Sie dann ein Geschöpf von einer ganz eigenen Art. Sey künftig weder Fisch noch Fleisch; habe weder Haut, noch Knochen; sey grün, weil grün die Farbe der Jugend ist;

Lustig, lustig, hüpfe, springe!
Lustig, lustig, zirpe, singe
Auf der Wiese hin und her,

und Grille sey dein Name!" — Kaum gesagt, so war Prinzessin Sonnenstrahl das leichte, fröhliche Ding, das der Zauberer genennt hatte, und hüpfte, im vollen Genusse der Freyheit, in den Garten hinab.

Aber nun in Stunden der ernsthaften Ueberlegung, erst da fühlte sie ihr ganzes Unglück. „¡Ach! rief sie mit Wehmuth und bitter, meine Krücken, meine lieben Krücken! ¿Ist das dein Versprechen, Trasimen? — ¡Das war mir also seit zweyhundert Jahren aufgespahrt! Schön-

Schönheit, die so schnell verblüht, wie die Frühlingsrose, und dann ein grünes Ding, eine kleine Zwittergestalt, die weder Fisch noch Fleisch ist, die weder Haut noch Knochen hat! ¡Unglückliche, die ich bin! Wär' ich noch Prinzessin, wenn auch eine häßliche, der Krone zu gefallen wählte mich doch ein Gemahl. Wär' ich Schäferin, Sondergleich wünschte mein Herz. Jezt bin ich Grille, muß Tag und Nacht zirpen und singen, wenn mich alles nur zu Thränen stimmt." — So klagte die arme Grille im duftenden Grün, am Rande eines Bachs.

¿Und er, dem alle diese Klagen galten, was machte indessen Sondergleich, den wir ohnmächtig am Fuße eines Baumes verließen? Lange Zeit blieb er so erschöpft, fast ohne Besinnung liegen, bis ihn das duftende Grün oder eine unbekannte Macht wieder zu sich selbst brachte. Den ganzen Tag wagte er es nicht, sie aufzusuchen; nur ihre lezten Worte: „rathen Sie das Uebrige" — erhoben ihn wieder zur Hoffnung, daß Zeit und Mühe vielleicht etwas ausrichten würden. Welch ein Schrecken für ihn, als er von der guten Alten erfuhr, Sonnenstrahl sey seit gestern unsichtbar worden. Unruhvoll, von bangen Vermuthungen bestürmt, gieng er fort, ins Feld, in

den Wald, an den Bach. Bang und schwermüthig ließ er sich im Schatten nieder; und mit schwerem Herzen schnitt er in einen Baum die Klage ein:

Schöner grünte das Thal und schöner blühten die Fluren,
Sanfter rauschte der Bach — alles verschönert durch Sie!
Oede trauert das Thal, und öde trauern die Fluren,
Traurig schleichet der Bach — alles verlassen von ihr.

Er schnitt noch, als auf einmal eine bejahrte Matrone hinter ihm stund. Ein antiker Kragen um den Hals und eine Sammtkappe über ihrem Silberhaare gaben ihr das ehrwürdigste Ansehen einer Bewohnerin der Vorwelt. „Mein Sohn! sagte sie zu ihm, du klagst so bange; ¿darf ich nicht wissen warum?“ — „Ach! Mütterchen! antwortete der Prinz, ich klage um eine Schäferin, die mir entflohen ist. Ich will sie suchen, will sie finden, und sollt' ich die ganze Welt durchstreichen.“ — „Wohlan, so gehe zuerst dorthin; sagte sie, und zeigte ihm den Weg nach dem Schlosse des Zauberers; es ahndet mir, du wirst sie bald finden.“ Sondergleich dankte ihr, wanderte fort und rufte die Liebe um Beystand an.

Unterwegs im Walde kam es ihm vor, als sähe er seine Schäferin: er eilte ihr nach; sie floh vor ihm. „Sonnenstrahl, ruft' er ihr nach, Sonnenstrahl!" Die Truggestalt flohe noch schneller. So vergieng ihm der gröste Theil des Tags. Als es dunkel geworden war, sah er helles Licht im Schlosse. Vielleicht, dacht' er, ist sie dort. Er gieng auf das Schloß zu, und kam ohne Hinderniß die Höfe hindurch, und die Treppe hinauf. In einem großen Saale fand er eine Fee, eine lange hagere Gestalt. Ihre Augen glichen zwo erloschenen Lampen; durch ihre Wangen hätte man das Tageslicht erkennen können; schindeldünne waren ihre Arme und Hände; über das ganze Knochengerippe lag eine schwarzbraune zusammengeschrumpfte Haut. Bey alle dem legte sie Roth auf, trug Modebänder, einen Mantel von Silberstoff, auf dem Kopfe eine Krone von Diamanten, und Schmuck, wo nur welcher anzuhängen war.

„Endlich, so redete sie ihn an, endlich seh' ich Sie hier, wo ich Sie schon längst zu sehen wünschte. Denken Sie nicht mehr an Ihre spröde Phyllis; schämen Sie sich dieser Liebschaft unter Ihrem Stande. In mir sehen Sie die Königin der Meteore; ich will und kann Ihnen des Guten viel thun, wenn Sie mir Ihre Liebe schenken." — „¿ Sie lieben?

rief der Prinz mit einem Blicke voll Unwillens; ¿Sie lieben? Bin ich noch Herr über mein Herz? Nein; untreu werde ich nie: am wenigsten Ihnen zu gefallen. Wählen Sie sich eine Liebschaft in Ihrem Gebiete: nur uns Sterbliche lassen Sie in Ruhe."

Die Fee war stolz, und brauste sehr leicht auf. In einem Nu hatte sie also die Galerie mit fürchterlichen Ungeheuern angefüllt, gegen die Sondergleich seine ganze Geschicklichkeit und Tapferkeit aufbieten mußte. Bald erschienen sie mit vielen Köpfen und Armen, bald als Centauren oder Syrenen, bald als Löwen mit Menschenköpfen, oder als fliegende Drachen. Sondergleich hatte dagegen keine Waffen als seinen Hirtenstab und einen Stock aus seinem Walde. Zuweilen gönnte ihm die Fee einen Stillstand, und wiederholte ihre vorige Frage: er wiederholte dagegen immer die nemliche Antwort. „Gut! sagte sie endlich zu ihm, siehe dort am Ende der Galerie deine Sonnenstrahl: weigerst du dich noch länger, so wird sie vor deinen Augen von Tygern zerrissen." „¡O lieber mich! rief der Prinz, lieber mich! nur sie verschont!" — „Mit nichten! versezte die Fee, von deinem Tode ist gar die Rede nicht; von deinem Herzen ist die Rede, von deiner Hand." Zugleich hörte der

Prinz

Prinz die klagende Stimme seiner Geliebten, die ihn fragte, ob er sie von den Tygern wolle zerreissen lassen, und die ihn aufmunterte, den Wunsch der Fee zu erfüllen.

Der arme Prinz schwankte unentschlossen. „¡O meine Beschützerin! rief er aus; ¿mächtige Benigna, kannst du mich verlassen? Jezt ist die Stunde, da ich Hülfe bedarf. —

Fest und treu dich zu erhalten,
Lasse nur das Schicksal walten;
Geh' und such' den goldnen Zweig:

antwortete ihm eine Stimme hoch in der Luft. Bey diesem Rufe einer Mächtigern bebte die magere Fee, die schon durch so mancherley Zaubertäuschungen ihres Siegs gewiß zu seyn wähnte. „¡Fort! schrie sie, fort aus meinen Augen, unglücklicher Starrkopf! Dein Herz ist voll Gluth: werde ein Heimchen, das so gern Feuer und Wärme liebt!"

Auf der Stelle ward der wunderschöne Sondergleich ein Heimchen, das sich am ersten Lichte, im ersten Ofen verbrannt haben würde, hätte nicht der freundliche Zuruf aus der Luft ihm Kraft und Muth gegeben, den goldenen Zweig und noch mehr aufzusuchen. Voll Zuversicht auf jenen, verließ er eilig den

Zauberpalast, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Sein erstes Nachtlager nahm er in einem hohlen Baume. Hier fand er eine Grille, die verdrossen und traurig nicht den mindesten Laut von sich gab. Ohne zu ahnden, daß eine Person voll Verstand und Geist darunter verborgen seyn könnte, fragte er sie: „¿wohin des Wegs, liebe Grille?" „¿Wohin des Wegs, lieb Heimchen?" antwortete sie sogleich. „¿Wie? rief er mit Verwunderung, spricht die Grille auch?" — „¿Warum nicht? war die Antwort; spricht doch das Heimchen; hat es mehr Recht als ich?" — „Ich kann wohl reden, sagte Heimchen, denn ich bin ein Mensch." „So muß ich es denn auch, versezte Grille, und noch besser können, denn ich bin ein Mädchen." „Unser Schicksal ist sich also gleich!" sagte Heimchen. „Allerdings! erwiederte die Grille. ¿Aber noch einmal, wohin des Wegs? Ich wollte wir giengen mit einander und blieben länger beysammen." „Eine unbekannte Stimme: versezte Heimchen, hat mir aus der Luft zugerufen, ich solle den goldenen Zweig suchen; und ohne Zögern bin ich fortgewandert, ohne noch zu wissen wohin."

Während ihres Gesprächs wurden sie von zwey Mäuschen unterbrochen, die über Hals

und Kopf in den hohlen Baum schlüpften, so daß Grille und Heimchen sich kaum geschwind genug in einen Winkel verkriechen konnten. „Ach, rief die eine Maus, die Hüften thun mir weh, vom Laufen: ¿geht es Ihrer Hoheit eben so?“ — „Sieh' nur, erwiederte die Andere, was ich habe zurücklassen müssen, um nur von dem Marter-Tische des verwünschten Alten loszukommen. ¿Hast du wohl gesehen, wie er uns verfolgt hat? Gut, sehr gut, daß wir aus dem Höllenpallaste entronnen sind! „Ja! versetzte die Erste, wenn nur die Katzen nicht wären und die Fallen! Ich wollte wir wären schon beym goldenen Zweige. „¿Du weißt also den Weg?“ fragte die andere, die sich Ihre Hoheit nennen ließ. „Wie in meiner Stube.“ gab jene zur Antwort. Es ist ein Wunderding um diesen goldenen Zweig: ein Blättchen von ihm macht reich auf Lebenszeit; er verschönert; er erhält die Blüthe der Jugend; und löset allen Zauber auf; vor Anbruche des Tages müssen wir uns auf den Weg machen.“ — „Mit Erlaubniß, wir begleiten Sie, das Heimchen hier und ich!“ sagte Prinzessin Sonnenstrahl. Ihre Gesellschaft wurde mit Vergnügen angenommen; und den andern Morgen in aller Frühe, wurde die Wanderung, aus Furcht vor den Jägern, in größter Stille angetreten.

Schweigend erreichten sie den Wundergarten, der den goldenen Zweig enthielt. Wundervoll war dieser Garten: denn statt des Sandes waren die Alleen mit lauter kleinen orientalischen Perlen ausgestreut, und alle Blumen von Edelsteinen; die Rosen waren von rothen Diamanten und Rubin; die Ringelblumen und Jonquillen von Topasen und gelben Diamanten; die Veilchen von Amethisten und Saphiren: das Ganze verbreitete einen Schimmer wie Sonnenglanz. Mitten in diesem Garten stund der goldene Zweig, hoch wie die höchsten Bäume, und beladen mit Kirschen von Rubinen.

Kaum hatten sich ihm die vier Bezauberten genähert, so löste sich der Zauber auf, und sie kehrten in ihre natürliche Gestalt zurück. Man denke sich das Entzücken dieses Augenblicks.

Fee Benigna und Trasimen erschienen in einer Pracht, wie die Eigenthümer eines solchen Gartens erscheinen mußten. „Kommen Sie, rief die Fee den beyden Liebenden mit ausgestrekten Armen entgegen, empfangen Sie aus unserer Hand die Kronen, die Ihrer Geburt, Ihrer Treue und Ihrer Tugend gebühren: Ihr Kummer verwandelt sich in Ent-

zücken. Prinzessin fuhr sie fort, jener Schäfer, den Sie liebten und scheuten, ist der Prinz, der Ihnen von Ihrem und seinem Vater bestimmt war. Geben Sie ihm jezt Ihre Hand; und mir überlassen Sie die Sorge für Ihre Ruhe und für Ihr Glück. „Mit freudiger Rührung sank die Prinzessin der gütigen Fee in die Arme, und ließ blos ihre Thränen für sich reden. Sondergleich stammelte, von Trasimen freundlich umschlossen, seinen Dank. Benigna gab ihnen verschiedene Erläuterungen. Sie hatte sie bisher wenig oder gar nicht verlassen: sie war es, die der Prinzessin die Wahl zwischen Gelb und Weiß vorschlug; sie war es, die unter der Gestalt der guten Alten die Prinzessin bey sich aufnahm; sie war es auch, die dem Prinzen den Weg nach dem Zauberschlosse zeigte. „Freylich, sezte sie nach diesen Erläuterungen hinzu, freylich hätte ich gewünscht, Ihnen beyden manchen Kummer ersparen zu können, allein es stand nicht in meiner Macht: das Glück der Zärtlichkeit will theuer erkauft seyn."

Eine sanfte Symphonie erscholl und gab die Losung, daß den Liebenden ihr Wunsch gewährt werden solle.

Während der Feyerlichkeiten ihrer Vermählung baten die beyden Prinzessinnen, die entzaubert waren, die gütige Fee, auch die übrigen Bezauberten im Schlosse zu befreyen. „Dieser Tag, erwiederte sie, ist zu schön, als daß ich Ihnen etwas versagen könnte.“ Zugleich versezten drey Schläge auf den goldenen Zweig jedes bezauberte liebende Paar in seiner natürlichen Gestalt hieher; und freygebig schenkte ihnen die Fee alle Kostbarkeiten im Schranke des öden Thurms.

VIII.

Der Orangenbaum und die Biene.

Es war einmal ein König und eine Königin, denen zu einem vollständigen Glücke nichts fehlte, als daß sie keine Kinder hatten. Die Königin war schon hoch in die Jahre, und hatte die Hoffnung Leibeserben zu bekommen beynahe aufgegeben, als sie unvermuthet von einem wunderschönen Mädchen entbunden wurde. Man stelle sich die Freude vor, die dieß in dem königlichen Hause verursachte. Jedermann suchte einen Namen für die kleine Prinzessin, der die Empfindungen ausdrücke, welche man gegen sie hegte, und man vereinigte sich endlich über den Namen Vielgeliebt, den die Königin auf einen Türkis graben ließ: Vielgeliebt, Tochter des Königs der glücklichen Insel. Diesen Türkis hieng sie ihr an den Hals, in der Meynung, daß er ihr Glück

brin-

bringen solle; aber dießmal that er gerade das Gegentheil. Als man nemlich an einem schönen Sommertage ihre Amme auf dem Meere spazieren fuhr, erhub sich auf einmal ein erschrecklicher Sturm, so daß es unmöglich war, das Ufer zu erreichen. Die Barke ward an eine Klippe getrieben und scheiterte; die Amme und das Schiffsvolk kamen insgesammt um. Die kleine Prinzessin schlief unterdessen in ihrer Wiege, und ward so von den Wellen an das Ufer eines reizenden Landes getrieben, das aber unbewohnt war, seitdem der Popanz Ravagio und seine Frau Turmentine ihre Wohnung hier aufgeschlagen hatten. Sie fraßen, wer ihnen vorkam; denn wenn die Popanze einmal Menschenfleisch gekostet haben, so werden ihnen alle andere Gerichte unschmackhaft. Turmentine litt selten Mangel; denn sie war eine halbe Fee, und fand immer Mittel, ihren Appetit zu befriedigen.

Auf eine halbe Meile weit hatte sie schon die Prinzessin gerochen; und sie lief gleich an das Ufer, damit ihr Ravagio nicht zuvorkäme; denn sie waren beyde, eins so gefräßig als das andere; und eins so häßlich als das andere. Sie hatten nur Ein Auge, das mitten in der Stirne stund; ein Maul das von einem Ohre bis zum andern gieng, eine breite

ein=

eingedrückte Nase, lange Eselsohren, borstige Haare und einen Buckel vorn und hinten.

So häßlich sie auch war, so empfand Turmentine doch bey dem Anblicke der kleinen Prinzessin etwas in ihrem Herzen, das sie in ihrem Leben noch nie empfunden hatte. Mit einer Art von Wohlgefallen betrachtete sie das kleine Kind, das mit seinen Windeln spielte und sie anzulächeln schien. Turmentine beschloß sie zu erziehn, und sie nicht zu fressen, wenigstens nicht gleich.

Sie nahm sie auf die Arme, band sich die Wiege auf den Rücken und marschirte in ihre Höle zurück. „Da, Ravagio, sagte sie zu ihrem Manne, da ist Menschenfleisch; aber, bey meiner Seele, du sollst nichts davon schmausen. Es ist ein allerliebstes kleines Mädchen, ich will es erziehn und mit unserm kleinen Popanzchen verheyrathen, damit wir in unserm Alter hübsche Enkelchen kriegen.“ — „Das ist gar nicht übel, antwortete Ravagio; du bist doch, so wahr ich lebe, so dumm nicht. Laß es mich doch einmal ansehn; es ist gar zu hübsch.“ — „Aber friß mir's nicht etwa, versezte Turmentine, und gab ihm das Mädchen in seine Klauen. — „Nein, nein, sagte er, ich kann meinen Appetit schon bändigen.“ —

Und

Und nun überhäuften Tarmentine, Ravagio und der kleine Popanz die Prinzessin mit allen Arten von Liebkosungen, daß es ein Wunder zu sehn war.

Sie wuchs unter diesen Ungeheuern auf, und ward immer größer und schöner, während sie an dem Hofe ihres Vaters Tag und Nacht beweint wurde. Denn man hielte nichts für gewisser, als daß sie in dem Sturme ertrunken wäre; und der König fand für gut sich einen Erben zu wählen. Er frug die Königin, was sie dazu meine? „Thun Sie was Sie für gut finden, antwortete sie. Meine geliebte Tochter ist todt; wir suchen sie seit funfzehn Jahren umsonst, und es wäre thöricht, noch länger einige Hoffnung zu nähren."

Der König faßte also den Entschluß, eine Gesandschaft an seinen Bruder zu senden und ihn zu ersuchen, daß er ihm sogleich einen von seinen Söhnen schicken sollte, von dem er die besten Hoffnungen hege, und den er der Krone am würdigsten achte. Die Gesandten schifften sich ein; der Wind war günstig, und ungeachtet der großen Entfernung kamen sie in kurzer Zeit bey dem Bruder des Königs an, der ein sehr großes Reich besaß. Sie wurden sehr gut aufgenommen, und da sie ihren Auf-

trag

trag ausgerichtet hatten, weinte der König vor Freuden, und antwortete ihnen: da ihm der König, sein Bruder, freye Wahl ließe, so sende er ihm denjenigen von seinen Söhnen, den er selbst für sich gewählt haben würde. Er glaube, daß die Denkungsart seines zweyten Prinzen den Wünschen seines Bruders vollkommen entsprechen werde. Er habe niemals eine Neigung an ihm bemerkt, die seiner Geburt Schande mache.

Man holte den Prinzen Vielgeliebt (dieß war sein Name) und die Gesandten waren durch seinen Anblick frappirt. Er war 18 Jahr alt. Der Gott der Liebe selbst war nicht schöner als er, und seine Schönheit ward durch ein edles, tapferes Ansehen erhöht, welches zu gleicher Zeit Ehrfurcht und Zärtlichkeit einflößte. Man entdekte ihm den Wunsch seines Onkels, ihn bey sich zu haben. Sein Vater befohl ihm, sich zur Abreise fertig zu halten; und als seine Equipage in gehörigem Stande war, nahm er Abschied, schiffte sich ein, und verlor in wenig Stunden die Ufer seines Vaterlandes aus dem Gesichte.

Gut Glück auf die Reise! Laßt uns indessen sehn, was die Prinzessin in der Popanz-Höle macht. Sie ward mit jedem Ta-

ge schöner; alle Grazien, alle Reize schienen in ihr vereinigt zu seyn. Wenn sie so in dieser dunkeln Höhle saß, zwischen Ravagio, Turmentinen und den kleinen Popanzen, so war es, als wenn ein einzelner glänzender Stern aus der Dunkelheit der Nacht hervorstrahlte. Das Beyspiel der Ungeheuer, unter denen sie lebte, hatte sie nicht angesteckt. Je grausamer diese waren, desto sanfter war sie; und sie kannte keinen süßern Genuß, als wenn sie die Unglücklichen retten konnte, die in die Klauen der Popanze fielen. Oft setzte sie sich ihrem Zorne aus, wenn sie ihnen ihre Leckerbissen raubte, und sie würde ihm am Ende doch unterlegen haben, wenn der kleine Popanz sie nicht mehr als seine Augen geliebt hätte. ¡Was vermag die Liebe nicht! Die Blicke der reizenden Vielgeliebt machten das kleine Ungeheuer so zahm, wie ein Lamm.

¡Aber ach! wie ward ihr zu Muthe, wenn sie dachte, daß ihr dieser Liebhaber zum Gemahl bestimmt sey! Sie wußte zwar nichts von ihrer Geburt, aber die goldne Kette und der Türkis, der an ihrem Halse gehangen hatte, hatte sie auf die Vermuthung geführt, daß sie von vornehmen Stande seyn müsse; ihre Empfindungen und ihre Denkungsart gaben dieser Vermuthung noch größere Gewisheit. Sie

konnte

konnte weder lesen noch schreiben; sie verstand keine als die Popanzensprache; aber sie hatte so richtige Grundsätze von Tugend und Ehre, als wäre sie an dem aufgeklärtesten Hofe von der Welt erzogen worden.

Sie hatte sich ein Kleid von einer Tigerhaut gemacht; ihre Arme waren halb nackend; ein Bogen hieng über ihren Schultern und ein Köcher an ihrer Seite. Ihre blonden Haare waren mit einer dünnen Schilf-Schnur gebunden und flossen frey auf ihren Busen und ihren Rücken herab. An ihren Füßen trug sie eine Art von Halbstiefeln, die aus Binsen geflochten waren. So durchstrich sie die Wälder wie eine zweyte Diane, ohne zu wissen wie schön sie war; der Crystall der Quellen zeigte ihr ihre Gestalt, aber sie verweilte nicht bey diesem Anblicke und sie kannte die Eitelkeit nicht. Sie aß nichts als was sie auf der Jagd fing, und unter diesem Vorwande entfernte sie sich oft von der schrecklichen Höle und beweinte ihr Unglück in dem Dickigte des Waldes oder an dem einsamen Ufer des Meeres. ¿O Himmel! rief sie aus, was habe ich verbrochen, daß du mich diesem schrecklichen Popanze zum Weibe bestimmtest? Warum kam ich nicht in den Fluthen des Meeres um? Warum ward mir mein Leben erhalten, in welchem ich nichts

als Kummer und Schmerzen sehe? — So klagte sie und flehte zu den Göttern und bat um Hülfe.

Wenn das Wetter stürmisch war, so versäumte sie niemals sich an das Ufer zu begeben um den Unglücklichen beyzustehen, die etwa an das Land getrieben wurden und sie vor dem Popanze Ravagio zu warnen. Einstmals hatte es die ganze Nacht schrecklich gestürmt und sobald es Tag wurde, eilte Vielgeliebt an das Ufer und erblickte einen Menschen in dem Wasser, der sich über ein Bret her gelegt hatte, und alle Mühe anwendete um das Ufer zu erreichen. Aber immer trieb ihn das Ungestüm der Wellen wieder zurück. Die Prinzessin hätte ihm gerne beygestanden; sie winkte ihm, sie zeigte ihm die besten Orte zum anlanden, aber er sah und hörte nicht. Bisweilen kam er so nahe, daß er kaum noch einen Schritt zu thun brauchte; aber plötzlich bedeckte ihn eine Welle und schleuderte ihn zurück. Endlich wurde er auf dem Sand ausgeworfen und lag lange ohne Besinnung da. Vielgeliebt eilte hinzu und glaubte fast, daß er todt wäre, so blaß war er. Demungeachtet suchte sie starkriechende Kräuter, drückte sie zwischen ihren Händen aus und rieb ihm die Schläfe damit. Nachdem sie dieß einigemal wiederholt

holt hatte, holte er einen tiefen Seufzer und schlug die Augen auf; aber er hätte sie beynahe auf ewig wieder geschlossen, so sehr war er von ihrer Schönheit geblendet. Zugleich sezte ihn ihr seltsamer Aufzug in ein solches Erstaunen, daß er nicht wußte, ob er träume oder wache. Er redete sie zuerst an; sie schien zu antworten, aber keins verstand das andre. Sie betrachteten sich aufmerksam; Erstaunen und Freude strahlten aus ihren Blicken. Die Prinzessin hatte in ihrem Leben noch keinen wahren Mann gesehn, einige armselige Fischer ausgenommen, die der Popanz gefangen hatte; und so kann man sich leicht denken, mit welchen Empfindungen sie der Anblick des schönsten und liebenswürdigsten Mannes erfüllte, den die Erde vielleicht jemals getragen hatte; denn kurz von der Sache zu kommen: der junge Mann, den sie in das Leben zurückrief, war niemand anders, als ihr leiblicher Vetter, der Prinz Vielgeliebt, welcher auf seiner Reise Schiffbruch gelitten hatte.

Der junge Prinz war seiner Seits auch nicht wenig verwundert, in einem so wüsten Lande und unter einem so seltsamen Aufzuge ein Frauenzimmer von dieser Schönheit zu finden, die alles übertraf, was er jemals an seines Vaters Hofe gesehen hatte. Sie fuh-

ren beyderseits fort, mit einander zu sprechen ohne sich zu verstehn. Ihre Augen und Geberden dienten ihnen zu Dollmetschern; und in ihrem Leben hatte die Prinzessin nicht soviel Vergnügen an einer Unterhaltung gefunden. Aber auf einmal fiel ihr die Gefahr ein, welcher dieser liebenswürdige Fremdling ausgesezt sey, und dieß versetzte sie in eine tiefe Traurigkeit, die sich lebhaft auf ihrer Stirne ausdrückte. Der Prinz bemerkte es; er fürchtete ihr misfallen zu haben, und bemühte sich auf das eifrigste zu erfahren was ihr fehle. Er ergriff sie bey den Händen, aber sie stieß ihn zurück und gab ihm, so gut sie konnte, zu verstehn, daß er sich wegbegeben solle. Sie fing an zu laufen, kehrte wieder um und wollte ihm dadurch andeuten, daß er es eben so machen möchte; er floh und kehrte wieder um. Wenn er wiederkam ward sie böse; sie nahm ihre Pfeile, richtete sie nach seinem Herzen und wollte ihm so zu verstehn geben, daß man ihn tödten würde; er aber nahm es dafür auf, daß sie ihn tödten wollte, warf sich vor ihr auf die Knie und erwartete seinen Tod. Diese Ergebenheit sezte sie außer sich. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit sagte sie zu ihm: ¿ach so sollst du denn das Opfer des grausamen Ravagio und der häßlichen Turmentine werden? So sollen diese Augen, deren Freude du bist,

dich

dich zerreißen und ohne Barmherzigkeit verschlingen sehn? — Heiße Thränen rollten bey diesen Worten über ihre Wangen und der Prinz begriff nicht was sie sagen wollte.

Endlich verstand er doch, daß er ihr nicht folgen dürfte. Sie ergriff ihn bey der Hand und führte ihn zu einem Felsen, dessen Oeffnung nach dem Meere zu gieng. Hier hielt sich Prinzessin Vielgeliebte häufig auf und beweinte ihr Unglück; hier schlief sie oft, wenn sie nicht in Ravagios Hôle zurükkehren wollte, und dann vertrieb sie sich die Zeit, sie auf mannigfaltige Weise auszuschmücken. Sie hatte eine Tapete aus Schmetterlingsflügeln von den verschiedensten Farben gemacht; eine Matte von Schilf und Binsen bildete eine Art von Ruhebette um welches rund herum tiefe Schnecken standen, die sie als Blumentöpfe zu brauchen pflegte. Alles war einfach, mit Feinheit und Geschmacke angeordnet.

Der Prinz erstaunte über die Reinlichkeit, welche in dieser Höhle herrschte. Er hielt sie für die Wohnung der wilden Schöne und freute sich an einem Orte mit ihr zusammen zu seyn. Denn schon fieng er an, ihren Anblick allen Kronen vorzuziehen, zu denen ihn seine Geburt und der Wille seiner Eltern rief.

Sie ließ ihn niedersetzen, und um ihm anzudeuten, daß er hier bleiben sollte, bis daß sie ihm zu essen gebracht hätte, machte sie das Band los, das ihre Haare zusammenhielt, befestigte es an den Arm des Prinzen, und band ihn an das kleine Bett. Hierauf gieng sie fort, und er wagte es nicht ihr zu folgen, um sich nicht ihr Misfallen zuzuziehen. Während er allein war, überließ er sich seinen Betrachtungen. ¿Wo bin ich, sagte er zu sich selbst? in welches Land hat das Schicksal mich geführt? mein Schiff ist zertrümmert, meine Leute sind ertrunken und statt der Krone die mir winkte, finde ich einen einsamen Felsen, der mich kaum gegen den Regen und die Stürme schüzt. ¿Was soll hier aus mir werden? Welches Volk werde ich finden? — Hofnung und Furcht wechselten in seinem Herzen ab; aber bald verschlung das Andenken an die entfernte Nymphe alle andern Empfindungen.

Sie kam bald zurück; ausser Athem und mit allerhand Speisen beladen, die sie vor dem Prinzen niedersezte. Früchte von mancherley Art und einige Eyer im heißen Sande gesotten, machten das einfache Mahl aus, mit dem sie ihn bewirthete. Blätter dienten statt der Teller und eine Muschel statt des Bechers.

Der Prinz gab ihr seine Dankbarkeit auf tausendfache Weise zu erkennen und sie antwortete ihm mit unbesorgter Zärtlichkeit. Endlich kam die Stunde der Trennung; sie seufzten und weinten, aber beyde suchten sich ihre Thränen zu verbergen. Endlich stand sie auf. Der Prinz stieß einen lauten Schrey aus, warf sich zu ihren Füßen und bat sie, zu bleiben. Sie verstand seine Bitten, aber sie stieß ihn sanft zurück und er sahe, daß er ihr gehorchen müßte.

Die Nacht brach ein und dem Prinzen war sie schreklich. Die Prinzessin brachte sie nicht angenehmer zu. Als sie in die Höhle kam und sich mitten unter den Popanzen sah, als sie bedachte, daß eines von diesem Ungeheuern ihr zum Manne bestimmt sey, wäre sie gern wieder umgekehrt, und hätte sich aus Verzweiflung in das Meer gestürzt. Und überdieß zitterte sie die ganze Nacht aus Furcht, Ravagio und Turmentine möchten das Menschenfleisch riechen, den Prinzen entdecken und ihn auffressen.

Sie that kein Auge zu. Mit Tages Anbruche stand sie auf und eilte nach dem Ufer. Was sie nur leckerhaftes kannte, Papageyen, Affen, Früchte und Milch trug sie herbey. Der Prinz schlummerte noch. Er hatte sich nicht

ausgezogen und erst gegen Morgen war er vor Müdigkeit eingeschlafen.

Sie wekte ihn auf. ¿Wie? sagte sie, seitdem ich Dich verließ, habe ich nicht aufgehört, an Dich zu denken, ich habe kein Auge zuthun können, und Du kannst schlafen? — Der Prinz sahe sie an und verstand sie nicht. Aber er ergriff sie bey den Händen und überhäufte sie mit Liebkosungen. Er sprach lange, ehe es ihm einfiel, daß sie ihn nicht verstünde, und da es ihm einfiel, stieß er einen Seufzer aus und sank in eine tiefe Melancholie. — Ach! sagte sie zu ihm, wir müssen uns trennen! Ravagio und Turmentine könnten dich entdecken und dann würden sie dich unvermeidlich fressen. Ich beschwöre dich, entferne dich von hier. Es wird mir das Leben kosten; aber ich will gern sterben, wenn ich dich nur gerettet sehe. — Bey diesen Worten füllten heisse Thränen ihre Augen; sie faltete ihre Hände, sie beschwör ihn und er verstand endlich den Sinn ihrer Worte und Reden. Er gab ihr zu verstehen, daß er lieber sterben als sie verlassen wolle, und dieser Beweis seiner Freundschaft rührte sie so sehr, daß sie die goldne Kette und den Türkis von ihrem Halse nahm und ihn an den Arme des Prinzen band. Dieser entdekte sogleich die Charaktere, die

die in demselben gegraben waren. Er betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und las:

Vielgeliebt, Tochter des Königs der glücklichen Insel.

Sein Erstaunen war unbeschreiblich. Er wußte, daß die Prinzessin, welche sein Onkel verlohren hatte, Vielgeliebt hieß, er sahe, daß dieser Türkis ihr angehöre, aber ob die schöne, Wilde diese Prinzessin sey, oder ob die Wellen des Meeres dieses Kleinod an das Ufer gespült hatten, das wußte er nicht. Er heftete seine Augen auf die schöne Wilde; er betrachtete sie mit der grösten Aufmerksamkeit, und je länger er sie betrachtete, desto wahrscheinlicher wurde es ihm, daß sie zu seiner Familie gehören müsse. Indessen suchte er ihr seine Dankbarkeit, sein Entzücken auf alle Weise zu erkennen zu geben. Bald hob er seine Augen gen Himmel, bald ließ er sie zärtlich auf Vielgeliebten ruhn, die die mannichfaltigen Regungen seiner Seele mit Erstaunen sahe. Aber das Kleinod band er ihr wieder an den Arm und bath sie dafür um eine Locke ihrer Haare.

So waren vier Tage verstrichen, in denen ihnen die Nacht stets zu früh erschien. Denn so mangelhaft auch ihre Unterhaltung war, so

schienen ihnen dennoch die Stunden kürzer als Augenblicke.

Eines Abends kam sie später nach Hause als gewöhnlich, und war schon auf Turmentinens Zorn gefaßt. Aber Turmentine zürnte nicht. Sie empfieng sie auf das freundlichste und bot ihr Früchte und andere Erfrischungen an. „Siehe, sagte Ravagio zu ihr, die schönen Früchte hat mein Söhnchen dir gesucht, und er hofft, daß du ihn dafür glücklich machen wirst. Wir haben Eure Hochzeit in drey Tagen angesezt.“

Vielgeliebt war beynahe des Todes vor Schrecken. Aber sie verbarg ihre Bestürzung und antwortete mit der grösten Erhabenheit. „Recht gern will ich Euern Sohn heyrathen, aber thut mir den Gefallen, und schiebt die Hochzeit noch einige Tage auf.“

Der Popanz ergrimmte über diese Antwort und schrie: „Weißt du wohl, daß ich dich fressen kann wenn ich will?“ und die Prinzessin ward bey diesen Worten ohnmächtig und fiel Turmentinen und ihrem Sohn in die Klauen. Für einen Popanz hatte der kleine Ravagio ein ganz gutes Herz. Er bat seinen Vater für seine Geliebte um Verzeihung und erhielt sie.

In

In dieser Nacht schlief die Prinzessin keinen Augenblick, und mit Anbruche des Tages begab sie sich an das Ufer des Meers. Der Prinz kam ihr entgegen. Sie stieß ein schmerzhaftes Geschrey aus, als sie ihn erblickte, und Ströme von Thränen flossen von ihren Augen. Er war bestürzt und begriff nichts von der Ursache ihrer Betrübniß. Sie fand endlich ein Mittel, sich ihm verständlich zu machen. Sie band ihre Haare los, sezte einen Blumenkranz auf ihr Haupt und faßte die Hand des Prinzen, dem sie zu verstehen gab, daß sie gezwungen würde, einem andern als ihm ihre Hand zu geben.

Er begriff was sie sagen wollte, und sein Schmerz war über alle Beschreibung. Er kannte kein Mittel zu entkommen; die Wege waren ihm unbekannt. Sie weinten, sie sahen sich an, und beschlossen lieber zu sterben als sich zu trennen.

So verstrich der Tag, und als die Nacht erschien, versprach die Prinzessin Morgen um die gewöhnliche Zeit wiederzukommen. In ihre Gedanken vertieft und in der Dunkelheit der Nacht gerieth sie auf einen unbetretenen Weg und stach sich einen großen Dorn tief in den Fuß. Glücklicherweise war sie nicht mehr weit von

der

der Hôle entfernt; und mit der grôſten Mühe gelangte ſie an. Die Popanze erſchraken als ſie ihren Fuß im Blute ſchwimmen ſahen. Sie kamen ihr zu Hûlfe, zogen ihr den Dorn aus, und verbanden die Wunde mit heilſamen Kräutern.

Die ſchreklichſte Unruhe quâlte ſie die ganze Nacht hindurch. ¡Ach! ſagte ſie, morgen werde ich nicht ausgehen kônnen und werde ihn nicht ſehen. Er wird glauben, daß man mich verheyrathet hat. Und ach! ¿wer wird ihm Nahrung bringen? Er wird mich ſuchen und wird umkommen. Navagio wird ihn entdecken und dann iſt ſein Verderben gewiß.

Des Morgens konnte ſie nicht auftreten. Sie verſuchte es zwar, aber man ließ ſie nicht fort. „Wenn Du *einen* Schritt thuſt, ſchrie Turmentine, ſo freß ich dich.“

Der Prinz erwartete ſie alſo vergeblich. Die Stunde verſtrich, zu der ſie ſonſt zu kommen pflegte. Seine Beſorgniß ſtieg mit jedem Augenblicke, und die Unruhe, die ſeine Liebe in ihm erregte, ſchien ihm unerträglicher als die ſchrecklichſte Gefahr, in die er gerathen kônnte, wenn er ſeine Geliebte aufſuchte. Er beſchloß

schloß also nicht länger zu warten, sondern weihte sich dem Tode und verlies seine Höle.

Er gieng fort, ohne zu wissen wohin. Ein betretner Fußsteig leitete ihn durch den Wald, und nach Verlauf einer Stunde hörte er ein Geräusch und erblickte die Höle, aus welcher ein dicker Rauch aufstieg. Hier hoffte er Nachrichten von seiner Geliebten bekommen zu können. Er gieng hinein, und kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als ihn Ravagio erblickte, ihn mit seinen starken Fäusten ergriff, und Anstalten machte, ihn zu verschlingen. Aber das Geschrey, das der Prinz ausstieß, indem er sich gegen den Popanz wehrte, kam zu den Ohren der Prinzessin, die in einer Nebenhöle lag; sie erkannte gleich seine Stimme, und nun war nichts mehr im Stande, sie zurückzuhalten. Sie verließ ihr Lager; bleich und zitternd näherte sie sich dem Popanze, der den Prinzen in seinen Krallen hielt, warf sich vor ihm auf die Knie, und beschwor ihn, diesen Leckerbissen bis auf ihre Hochzeit aufzuheben, wo sie denn auch mit davon genießen könnte. Ravagio war über diese Bitte entzückt, weil sie ihm Hoffnung gab, daß sich seine künftige Schwiegertochter ganz nach den Popanz-Sitten und Gebräuchen richten werde. Er ließ

den Prinzen loß, und steckte ihn in ein Loch, wo seine Töchter schliefen.

Prinzessin Vielgeliebt bat um die Erlaubniß, ihn füttern zu dürfen, damit er nicht mager würde. Der Popanz ertheilte sie ihr; und nun brachte sie dem Prinzen das Beste, was sie nur auftreiben konnte. ¡Welche Freude, da er sie wieder in seiner Nähe sahe! aber die Wunde, die sie an ihrem Fuße hatte, sezte ihn in großes Schrecken. Sie weinten lange zusammen, und der Prinz würde keinen Bissen gegessen haben, wenn ihm Vielgeliebt nicht mit ihren eigenen Händen die Speisen in den Mund gesteckt hätte.

Sie ließ hierauf die kleinen Popanze frisches Moos beyschaffen, und breitete eine Decke von Federn darüber aus; dieß sollte *sein* Bette seyn. Indem sie noch damit beschäftigt war, rufte Turmentine sie ab. Sie reichte ihm die Hand, und er küßte sie mit unglaublicher Zärtlichkeit. Ihre Augen sagten ihm, was sie dabey empfand.

Die Nacht kam und alles schlief in der Hôle, den Prinzen und seine Geliebte ausgenommen. Liebe und Furcht erfüllten ihr Herz, und vertrieb den Schlaf von ihrem Augen.

¿Wie

¿Wie konnte der Prinz ruhen, da er seine Geliebte so nahe wußte? Wie konnte Vielgeliebt schlafen, da sie die Gefahr kannte, die über dem Haupte ihres Prinzen schwebte?

Um Mitternacht hörten sie in der Höle ein lautes Geräusch. Es war Ravagio, den sein Versprechen gereut hatte, und der aufgestanden war, um seinen Hunger zu stillen. Er nahete sich der Höhle, in welcher der Prinz schlief; und er hatte nur noch einige Schritte zu thun, als Turmentine dazu kam. Sie hatte gehört, wie Ravagio sich erhob und seine Absicht gemerkt. Sie wußte, daß er ihr nichts übrig lassen würde, und doch hätte sie den Prinzen lieber allein verzehrt. „¿Wo willst Du hin, Ravagio? sagte sie zu ihm. Ravagio sah sich um, und erblikte seine Frau. Dieß störte seinen Plan; er hatte nicht Lust die Mahlzeit mit ihr zu theilen und daher nahm er seine Zuflucht zur List. „Ich wollte sehen, ob unsre Kinderchen schliefen;“ antwortete er. Und ich habe sie alle in guter Ruhe gefunden. Komm laß uns wieder zu Bette gehen.„ Bey diesen Worten ergriff er sie bey dem Arme und führte sie zurück. „Künftige Nacht, dachte er, will ich ihn doch schon allein fressen.“

Die

Die Prinzessin hörte alles mit an, und sie errieth die Absicht des grausamen Ravagio. Man denke sich ihre Angst und ihre Verzweiflung. Sie sahe nirgends weder Rath noch Hülfe. Aber die Noth macht erfinderisch. In ihrer größten Unruhe fiel ihr ein, daß Turmentine einen Stab besaß, mit dem sie Wunder verrichtete, von denen sie selbst keine Ursache angeben konnte. Die Idee, sich desselben zu bemächtigen, fuhr ihr wie ein Blitz durch den Kopf. „Vielleicht, daß meine Worte damit daßselbe vermögen als die ihrigen; vielleicht, daß dieser Stab uns retten kann!„ Und so stand sie leise auf, und fand den Stab. Sie zitterte vor Freude als sie ihn in ihren Händen hielte. „Ich wünsche, hub sie an, — und diese Worte hatte sie oft aus Turmentinens Munde gehört — ich wünsche im Namen der mächtigen Fee Trusio, die Sprache meines Geliebten sprechen zu können." Ihr Wunsch ward sogleich erhört. Sie eilte zu dem Lager des Prinzen, den sie wachend fand. „Lieber Fremdling, sagte sie, du schwebst in der grösten Gefahr; und deine Leiden rühren mich mehr als die meinigen." — Wie groß war das Erstaunen des Prinzen, die schöne Wilde in seiner Sprache reden zu hören. „Wie glücklich bin ich, hub er an, daß ich dir endlich sagen kann, wie sehr ich dich liebe. Du bist mir theur

theurer als das Leben. Ich fürchte nichts für mich; aber der Gedanke einer Gefahr, die dich treffen könnte, tödtet mich." — Er war im Zug noch viel zu sagen, aber die Prinzessin unterbrach ihn. „Meine Ausdrücke, sagte sie, sind einfacher als die deinigen; aber sie sind eben so aufrichtig, eben so wahr. Ich fühle, daß ich alles dahin geben würde, meine Schaafe, meine Lämmer, was ich besitze, um das Vergnügen zu haben, dich immer zu sehen. Aber wir haben keine Zeit zu verliehren. Ravagio stellt dir nach, und keine Macht ist im Stande dich zu retten, wenn du noch einmal in seine Klauen fällst. Wir müssen fliehen, und Ravagio's Kameel, das frey im Walde umher irrt, kann uns zu unsrer Flucht behülflich seyn. Sobald die Popanze künftige Nacht eingeschlafen sind, will ich dich davon benachrichtigen, und dich abholen." Mit diesen Worten verließ sie den Prinzen, um auf ihr Lager zurückzukehren.

Den folgenden Tag verabredeten sie, so gut sie konnten, was zu ihrer Flucht nöthig war. Vielgeliebt erklärte dem Prinzen die Kraft des Zauberstabs, und er theilte ihr dagegen seine Vermuthungen wegen ihrer Geburt mit. Die Prinzessin war vor Freuden ausser sich. Sie zeigte dem Prinzen die Windeln und

die Wiege, in denen Turmentine sie gefunden hatte. Er erkannte sogleich das Wappen seines Onkels, des Königs der glücklichen Insel, und fand seine Vermuthungen zu seiner und zu Vielgeliebtens Zufriedenheit vollkommen bestätigt.

Wie lang schien ihm nun der Tag! Wie seufzte er, daß die Nacht erscheinen möchte, wo er seine Geliebte aus den Klauen der Ungeheuer retten sollte, die ihm nach dem Leben strebten! Der Gedanke selbst an die Gefahr, die ihm drohte, war nicht im Stande, die Freude seines Herzens zu dämpfen.

Endlich erschien die gewünschte Nacht. Die Prinzessin nahm Mehl und mengte mit ihren weißen Händen einen Kuchen ein, in den sie eine Bohne knetete; dann nahm sie den Zauberstab und sagte: „Bohne, kleine Bohne, ich wünsche im Namen der mächtigen Fee Trufio, daß du antworten mögest, wenn man dich fragt, so lange bis du gebacken bist.“ Dann legte sie den Kuchen in die heiße Asche, eilte zu dem Prinzen, und sagte zu ihm: „auf, mein Geliebter! Die Popanze schlafen; das Kameel wartet im Walde.“ — „Die Liebe und das Glück mögen uns leiten, antwortete der Prinz ganz leise. Sie mögen uns eine Freystätte schenken,

wo

wo wir uns selbst leben können, und wo kein Hinderniß unsre Liebe stört."

So eilten sie fort. Der Mond erleuchtete ihnen den Weg, und sie kamen bald dahin, wo das Kameel ruhte. Sie bestiegen dasselbe und es trug sie willig. Ganz mit sich beschäftigt, überließen sie ihm die Wahl des Wegs.

Indessen wachte Turmentine von ungefähr auf und fühlte um sich her, ob die Prinzessin in ihrem Bette wäre. Da sie sie nicht fand, rief sie mit einer Donnerstimme: „¿Wo steckst du, Mädchen?" „Beym Feuer;" antwortete die Bohne. „Mach und geh' ins Bett," erwiederte Turmentine. „Gleich, gleich, versezte die Bohne, schlaft nur ganz ruhig." — Turmentine schlief ein; und da sie einige Stunden darauf wieder aufwachte, griff sie umher nach Vielgeliebt. Da sie sie noch nicht fand, schrie sie wieder: ¿„Nun, kleine Hexe, willst du denn nicht zu Bette gehn?" „Ich wärme mich so lange ich kann;" versezte die Bohne. „Nun so wollte ich, daß du zur Strafe mitten im Feuer lägst," sagte jene. — „Ey, da lieg ich schon, versezte die Bohne, und man kann sich nicht besser wärmen als ich thue." — So führten sie noch mehrere Gespräche, in denen sich die Bohne meisterhaft benahm. End-

lich rufte Turmentine die Prinzessin noch einmal. Indeß war die Bohne gebacken, und antwortete kein stummes Wörtchen mehr. Dieß Stillschweigen sezte Turmentinen in Unruhe. Sie stand auf, sah sich um, rufte, suchte. Alles umsonst. Die Prinzessin, der Prinz und der Zauberstab waren fort. — Bey dieser Entdeckung schrie sie, daß Wald und Thal davon ertönten: „Steh' auf, mein Schatz; Steh' auf, Ravagio. Wir sind verrathen, bestohlen. Steh' auf und setze den Dieben nach."

Ravagio war eben erwacht, und im Begriff aufzustehn, um den Prinzen ganz insgeheim zu verzehren, als Turmentinens Stimme in seine Ohren drang. Er sprang wüthend auf; brüllte und schäumte wie ein Löwe, dem seine Beute entrissen worden ist. „Geschwind, geschwind, schrie er, meine Sieben-Meilen-Stiefeln her; ich will den Schurken schon kriegen, eh' lang vergeht. Die sollen mir trefflich schmecken. Nun, was wirds? meine Sieben-Meilen-Stiefeln." Turmentine brachte die Stiefeln, und er zog sie hurtig an. Wer sie anhat, der macht sieben Meilen auf Einen Schritt. ¡Die armen Kinder! ¿Wie werden sie dem wüthenden Popanze entgehn?

Der Prinz hielt die Prinzessin in seinen Armen fest und drückte sie oft an seine Brust. Die Freude beysammen zu seyn, sich zu verstehen, und sich ihre Empfindungen mitzutheilen, ließ sie alle Furcht vergessen, und sie sezten ihren Weg so ruhig fort, als wenn kein Ravagio und keine Turmentine in der Welt gewesen wären.

Indessen hatte sich der Popanz in dem Wege, den sie genommen hatten, nicht geirrt. Er war nicht weit mehr von ihnen entfernt, als ihn Vielgeliebt erblickte und rief: „Wir sind verloren, Prinz. Ravagio hat unsere Flucht bemerkt, und sezt uns nach. Sieh, er ist nicht mehr weit von uns. ¿Was fangen wir an? — „¡Der Himmel stehe uns bey, sagte der Prinz! ¿was ist hier anzufangen? Ach! wäre ich allein, ich würde den Tod nicht achten, Aber dein Leben ist in Gefahr: ¿wer soll dich schützen, wenn ich todt bin?"

„Wenn uns Turmentinens Zauberstab nicht hilft, versezte Vielgeliebt mit Thränen in den Augen, so ist keine Rettung für uns. Wir müssen uns entschließen zu sterben, denn Ravagio weiß nicht, was Mitleid heißt. — Ich wünsche, fuhr sie fort, im Namen der mächtigen Fee Trusio, daß unser Kameel in ei-

nen See, der Prinz in eine Barke und ich in ein altes Weib verwandelt werde." In dem Augenblick war der See, die Barke und deren Führerin da. — Ravagio kam an das Ufer und rufte: „Hola, ho! altes Mütterchen! ¿habt ihr nicht ein Kameel, einen jungen Menschen und ein Mädchen vorbeykommen sehn?" Die Alte, welche mit ihrer Barke mitten auf dem See hielt, zog ihre Brille heraus, sezte sie auf, und nachdem sie den Popanz aufmerksam betrachtet hatte, gab sie ihm durch ein Zeichen zu verstehn, daß sie vorbeygekommen und über die Wiese hingeritten wären. Der Popanz glaubte ihr und sezte seinen Weg weiter fort. Die Alte aber, die Barke und der See bekamen ihre vorige Gestalt wieder, nachdem sie dreymal von dem Zauberstabe berührt worden waren. —

Das Kameel lief, was es laufen konnte, und sie legten den ersten Tag einen weiten Weg zurück, ohne daß ihnen jemand begegnete, der den Weg nach der glücklichen Insel gewußt hätte. Sie ruhten nur selten aus, um einige Früchte abzupflücken und aus den Quellen zu schöpfen. Des Nachts schliefen sie unter den Bäumen, und das Vergnügen, aus der Höle entkommen und beysammen zu seyn, erstickte jeden Gedanken von Furcht. Seitdem sie sich ver-

verstanden, hörten sie nicht auf, mit einander zu reden, und ihre Liebe gab ihnen einen unerschöpflichen Stoff der süßesten Unterhaltungen.

Unterdessen durchirrte Ravagio Berg und Wald, und kehrte endlich nach langem Suchen unverrichteter Sache in seine Höle zurück. Turmentine und ihre Kinder erwarteten ihn mit brennender Ungeduld. „¿ Nun, schrie sie ihm entgegen, als sie ihn kommen sah, hast du sie gefunden und gefressen? ¿ Hast du mir gar nichts davon mitgebracht?“ — „Ich glaube, sie sind in den Lüften davon geflogen, antwortete Ravagio: ich bin wie närrisch allenthalben umhergerennt, und habe nichts gefunden als eine alte Frau mit einer Barke auf einem See, die mir Nachricht von ihnen gab.“ — ¿ „Und was sagte sie denn?“ versezte Turmentine. — „Sie wären links über eine Wiese geritten.“ „So wahr ich lebe, schrie die Popanzin, sie hat dich angeführt; ich will mein Leben wetten, wenn sie's nicht selbst waren, mit denen du sprachst. Mache dich wieder auf den Weg, und wenn du sie findest, so gieb ihnen keinen Augenblick Quartier.“

Ravagio schmierte seine Sieben-Meilen-Stiefeln, und machte sich über Hals und Kopf wieder auf den Weg. Unsre jungen Leute kamen

aus einem Walde, wo sie die Nacht über geblieben waren. Der Prinz ward ihn zuerst gewahr. „Theuerste Prinzessin, sprach er, ich sehe den Popanz auf unsrer Spur, und ich fühle Muth genug in mir, mit ihm zu kämpfen. Sporne das Kameel an, und ergreif die Flucht; ich will gern sterben, wenn ich dich nur in Sicherheit weiß." — „Nein, antwortete sie, ich werde dich niemals verlassen, was auch unser Schicksal seyn möge. Aber wir wollen keinen Augenblick verliehren. Vielleicht hilft uns der Zauberstab auch dießmal. Ich wünsche, fuhr sie fort, im Namen der mächtigen Fee Trusio, daß der Prinz in ein Porträt, das Kameel in einen Pfeiler, und ich in einen Zwerg verwandelt werden möge." Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als die Verwandlung geschah. Ravagio näherte sich, und der Zwerg stieß ins Horn. „¿Sage mir, du kleines Ungeheuer, hub der Popanz an, hast du etwa einen schönen Jüngling, ein junges Mädchen und ein Kameel vorbeykommen sehn?" — „Da kann ich euch Rede stehn, antwortete der Zwerg. Wenn ihr einen feinen Jungfernknecht, eine zarte Dame und ihr Kameel aufsuchen thut, so kann ich euch sagen, daß ich sie gestern zu derselben Stunde gewahrte, wie sie gar frohen Muths waren und guter Dinge. Besagter Ritter gewann den

Dank

Dank im Ringen und einen Turnier, das zu Ehren der reizenden Merlusine gehalten ward, die ihr hier nach dem Leben gekonterfezt seht. Tapfere Rittter und edle Herrn in großer Zahl brachen hier Lanzen, Helme und Pickelhauben: der Streit war hart und der Dank eine schöne Arm-Spange von Gold, besezt mit Perlen und Edelstein. Beym Abreisen sagte die unbekannte Dame zu mir: Zwerg, mein Freund, ich begehre eine Gunst von dir, im Namen deiner süßen Minne. Und ich antwortete ihr: es soll euch nicht versagt werden, was ihr begehrt, und ich verheiße es euch, wenn es in meinen Kräften steht. Dann fuhr sie fort: Wenn du den großen Riesen gewahr wirst, der sein Aug mitten auf der Stirne trägt, so bitte ihn höflichst, daß er uns in Frieden ziehen lasse. Nachdem sie dieses gesagt hatte, spornte sie ihren Zelter an und sie entfernten sich. ¿Wohinwärts? fragte Ravagio. Ueber die grüne Wiese hin, versezte der Zwerg, die sich an dem Walde hinzieht. Wenn du lügst, erwiederte der Popanz, so freß ich dich mit Stumpf und Stiel, dich, den Pfeiler und das Bild der Merlüsche. — Trug und List war nimmer in mir, sagte der Zwerg, und mein Mund ist nimmer lügenhaft erfunden worden. Aber eilt, wenn ihr sie noch vor Sonnenuntergange schlachten wollt.

Der Popanz entfernte sich. Der Zwerg nahm seine wahre Gestalt wieder an und berührte das Porträt und den Pfeiler, die sogleich wiederum das wurden, was sie vorher gewesen waren, und ihre Reise weiter fortsezten.

Nach jeder überstandenen Gefahr schien die Zärtlichkeit der beyden Verliebten zu wachsen. „Nein, sagte der Prinz, ich habe niemals eine lebhaftere Unruhe gefühlt, und so wie meine Leidenschaft jeden Augenblick neue Stärke bekommt, so vermehrt sich auch meine Angst, wenn ich dich in Gefahr sehe." — „Und mir schien es, antwortete sie, als wenn ich von aller Furcht frey worden wäre. Ravagio frißt keine Bilder, das wuste ich. Ich war auch nicht sehr appetitlich, und endlich, so war ich ja ganz allein in Gefahr, und wie gerne würde ich mein Leben hin geben, um das deinige zu erhalten.

Ravagio lief indeß weit und breit umher: und fand niemand. Er war müde, wie ein Hund und kehrte nach seiner Höle zurück. „¿Wie, schrie Turmentine, du kommst wieder ohne unsre Gefangnen? Komm mir nicht zu nahe oder ich erwürge dich." — „Ich habe niemanden begegnet, sagte er, als einem Zwerge,

einem

einem Pfeiler und einem Porträt." „Bey meiner Seele, fiel sie ein, das waren sie! Ich bin doch wohl eine große Närrin, dir meine Rache zu überlassen, als wenn ich selbst zu klein wäre, mich zu rächen. Die Stiefeln her! ich will mich selbst auf den Weg machen und es müßte doch nicht gut seyn, wenn ich ihnen nicht auf die Spur kommen wollte."

So schnell der Prinz und die Prinzessin reisten, so half ihnen dennoch der größte Vorsprung nichts; die Sieben-Meilen-Stiefeln und Turmentine holten sie bald ein. Sie sahen sie kommen. Eine bunte Schlangenhaut bedeckte ihre Schultern, und in ihrer Hand trug sie eine ungeheure Keule. Sie blickte sorgfältig umher, und würde den Prinzen und die Prinzessin ganz gewiß bemerkt haben, wenn sie nicht eben tief im Walde verborgen gewesen wären.

Wir sind verlohren, rief Vielgeliebt; ich sehe die grausame Turmentine, und das Blut erstarrt in meinen Adern, wenn ich bedenke, daß sie weit schlauer ist als Ravagio. Sie wird uns erkennen und auffressen.... ¡O, Liebe, Liebe, rief der Prinz, versage uns nur jetzt deinen Beystand nicht! ¿Giebt es zärtlichere Herzen in deinem Reiche, giebt es eine

reiz=

reinere Flamme als die unsrige? — ¿Ach, fuhr er fort, indem er die Hände der Prinzessinn ergriff, solltest du bestimmt seyn, eines so grausamen Todes zu sterben? — Nein, nein, sagte sie, ich fühle Muth und Standhaftigkeit in mir. Lieber Zauberstab thue noch einmal deine Pflicht... Ich wünsche im Namen der mächtigen Fee Trusio, daß das Kameel in einen Kübel, mein geliebter Prinz in einen schönen Orangenbaum und ich in eine Biene verwandelt werde. — Sie sprachs und mit drey Schlägen war die Verwandlung bewerkstelligt.

Die abscheuliche Turmentine hatte sich ganz außer Athem gelaufen, und setzte sich unter dem Orangenbaume nieder, um auszuruhn. Die Prinzessin Biene machte sich nun das Vergnügen, sie an tausend Orten zu stechen, und so hart Turmentinens Haut auch war, so drang der Stachel dennoch durch. Turmentine war wüthend und wälzte sich auf dem Grase wie ein Stier, den die Bremsen verwundet haben, und entfernte sich endlich über und über mit Beulen bedeckt.

Nun wollte die Prinzessin ihre wahre Gestalt wieder annehmen, als unglücklicherweise zwey Wandrer durch den Wald giengen, den schö-

schönen elfenbeinernen Stab erblickten und mit sich nahmen.

Unglückliches Verhängniß! Der Prinz und die Prinzessin hatten zwar den Gebrauch der Sprache nicht verlohren, aber dieß war doch nur ein sehr geringer Trost. Seine Seufzer und seine Klagen erfüllten die Luft. „¡Wie unglücklich bin ich! rief er aus. Hier bin ich in die Rinde eines Baums eingeschlossen, zu einem ewigen Stillstehn verdammt, und von dir, Geliebte, getrennt! Was soll aus mir werden, wenn du mich verläßt? O! verlaß mich nicht. Du wirst süßen Thau auf meinen Blüthen finden, und sie bieten dir einen Saft dar, welcher süßer als Honig ist. Von diesem kannst du dich nähren. Meine Blätter mögen dein Lager seyn, wo du ausruhst und wo du nichts von dem Spinnen zu fürchten hast.“

„Fürchte nichts, versezte die Biene, ich werde dich niemals verlassen. Keine Jasminen, Rosen und Lilien, nicht die Blumen der schönsten Beete werden mich jemals zur Untreue reizen. Ohn' Unterlaß werde ich um dich seyn und die Veränderung unsrer Gestalt soll keine Veränderung in unsrer Liebe nach sich ziehn.

Der

Der Wald, in welchem der Orangenbaum stand, diente einer Prinzessin zur Promenade, welche einen prächtigen Pallast in der Nähe bewohnte. Sie hieß Linda, war jung, schön und geistreich. Sie wollte sich nicht verheyrathen, weil sie die Unbeständigkeit der Männer fürchtete; und da sie ein großes Vermögen besaß, ließ sie ein kostbares Schloß bauen, wo sie niemand anders als Damen und philosophische Greise aufnahm. Allen andern Rittern war die Annäherung zu demselben versagt.

An einem schönen Sommerabende gieng sie mit allen ihren Damen in den Wald spazieren. Sie kam zu dem Orangenbaume, den sie hier noch niemals gesehn hatte, und dessen Schönheit und unvergleichlicher Geruch ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Man begriff nicht, wie er hierher gekommen seyn könne; und die ganze Gesellschaft umringte und bewunderte ihn. Linda verbot eine Blüthe davon abzubrechen und befahl ihn in ihren Garten zu bringen, wohin ihm die treue Biene folgte.

Hier ließ sich die Prinzessin in seinem Schatten nieder, um den herrlichen Geruch einzunehmen, den er um sich verbreitete. Endlich stand sie auf, um in den Pallast zurückzukehren, vorher aber einige Blüthen abzubrechen.

brechen. Die Biene bemerkte ihre Absicht, flog aus dem Kelch einer Blüthe heraus, in welcher sie versteckt gewesen war und stach die Prinzessin so herzhaft, daß sie beynahe vor Schmerzen ohnmächtig ward. Sie kehrte in den Pallast zurück, ohne eine Blüthe abgebrochen zu haben.

Indeß gab Linda ihren Plan nicht auf. Sie wollte nun einmal einen Strauß von dem Baume haben, und bey frühen Morgen stand sie auf, gieng in dem Garten hinab und näherte sich dem Baume. Aber kaum hatte sie ihre Hand nach einer Blüthe ausgestreckt, als sie wiederum einen eben so empfindlichen Stich bekam als den Abend vorher.

Sie kam sehr übler Laune in ihr Zimmer zurück. „Ich weiß nicht, sagte sie, was ich von dem Baum denken soll, den wir gestern im Walde gefunden haben. So oft ich eine Knospe davon abbrechen will, werde ich von den Bienen gestochen, die ihn bewachen.“

„Ich würde Ihnen rathen, sagte eine von ihren Kammerfrauen im Scherze, daß sie sich wie eine Amazone waffneten, und noch einmal den Zug anträten, eine Blume mit Gewalt zu erobern, wie Jason das goldne Vlies.“ Linda

da fand diese Idee lustig genug. Sie ließ sich einen Helm, einen leichten Panzer, und eiserne Handschuhe machen, und, so gerüstet, zog sie unter dem Schall der Trompeten und Pauken, Pfeifen und Hörner, in Begleitung aller ihrer Damen, die eben so wie sie gewafnet waren, in den Garten hinab, um mit den Bienen Krieg zu führen.

Als sie an den Orangenbaum kam, zog sie das Schwerd und hieb in einen Zweig desselben: „erscheint, ihr fürchterlichen Bienen, rief sie; ich fordre euch auf. Laßt sehn, ob ihr Muth genug habt, mit mir zu streiten, und euern geliebten Baum zu vertheidigen.“

Man denke sich das Erstaunen der Prinzessin und ihrer Begleiterinnen, als aus dem Stamme des Orangenbaums ein wehmüthiges Ach! erscholl, und Blut aus dem abgehauenen Zweige strömte. „¡O Himmel! rief sie aus, was hab ich gethan?“ — Bey diesen Worten hob sie den blutigen Zweig auf und versuchte umsonst ihn dem Stamme wieder anzusetzen.

Die arme kleine Biene war bey dem Anblicke des Schicksals ihres geliebten Orangenbaums in Verzweiflung. Bald wollte sie erscheinen und auf der Spitze des Schwerds ihren

ren Tod suchen, bald wollte sie ihren Geliebten rächen; aber endlich entschloß sie sich, für ihn zu leben und ihm die Hülfe zu schaffen, deren er bedurfte. Sie beschwor ihn um die Erlaubniß, nach Arabien zu fliegen und Balsam für ihn zu holen. Mit Mühe willigte er in ihre Trennung ein, und nachdem sie den zärtlichsten Abschied von einander genommen hatten, machte sie sich auf die Reise, von ihrem Instinkte und der Liebe geführt. Sie kam glücklich zurück, brachte den wundervollen Balsam auf ihren Flügeln und an ihren Füßchen, und heilte den Prinzen, auf den das Vergnügen sie wieder zu sehn wenigstens eben so günstig, als die Kraft des Balsams würkte.

Linda aber war über das, was sie gesehen hatte, so erschrocken, daß sie weder aß noch schlief. Sie hegte das heftigste Verlangen, über eine so außerordentliche Begebenheit unterrichtet zu seyn, und beschloß in dieser Absicht, die berühmtesten Feen durch Gesandschaften und große Geschenke an ihren Hof einzuladen.

Eine der ersten, welche auf ihr Gesuch erschienen, war die Fee Trusio, die weiseste und erfahrenste ihres Geschlechts. Sie untersuchte den Zweig und den Orangenbaum; sie roch

an seinen Blüthen, und der Geruch derselben schien ihr so ungewöhnlich, daß sie eine Bezauberung ahndete. Sie fand bald, daß sie sich nicht geirrt hatte. Nachdem sie einige Formeln gemurmelt hatte, um den Zauber zu lösen, verschwand der Orangenbaum mit einemmale, und an seiner Stelle sah man einen Mann, der an Schönheit jeden seines Geschlechts übertraf.

Linda blieb bey diesem Anblicke wie versteinert. Bewundrung und noch etwas mehr als Bewundrung erfüllte ihr Herz, das bisher gegen alle Männer gleichgültig geblieben war. Aber der Prinz, nur mit seiner Biene beschäftigt, warf sich zu den Füßen der Fee. „Große Königin, hub er an, ich weiß, was ich dir schuldig bin. Du hast mir meine Gestalt wiedergegeben und mir dadurch ein neues Leben geschenkt. Aber was nützt mir das Leben, wenn mir die fehlt, die es mich zu genießen gelehrt hat. Ja, erhabne Fee, gieb mir Vielgeliebten, gieb mir sie wieder, die ich mehr als mich selbst liebe."

Bey diesen Worten ergriff er die kleine Biene, auf die seine Augen ohne Unterlaß gerichtet gewesen waren. „Deine Wünsche sollen erhört werden" antwortete Trusio; und

nach=

nachdem sie ihre Zauberformeln wiederholt hatte, stand auch die Prinzessin mit allen ihren Reizen da.

Linda wußte nicht, ob sie sich über dieses außerordentliche Abentheuer freuen oder betrüben sollte; hauptsächlich schien die Verwandlung der Biene gar nicht nach ihrem Geschmacke zu seyn. Endlich behielt die Vernunft in ihrem Herzen die Oberhand. Sie umarmte Vielgeliebten und bat sie um die Erzählung ihrer Abentheuer; eine Bitte, die sie mit der größten Anmuth erfüllte. Ihre Geschichte und die Art, wie sie dieselbe vortrug, intereßirte die ganze Gesellschaft, und als sie der Fee Trusio erzählte, daß sie durch die Kraft ihres Namens und ihres Zauberstabs so viele Wunder verrichtet hätte, schrien sie alle vor Freuden laut auf, und baten die Fee einmüthig ein Werk zu vollenden, an welchem sie schon so vielen Antheil genommen hätte.

Trusio war ihrer Seits über das, was sie hörte, außerordentlich vergnügt und umarmte die Prinzessin mit der größten Zärtlichkeit. „Ich bin Euch nüzlich gewesen, reizende Vielgeliebte, sagte sie zu ihr, ohne Euch zu kennen; wie viel mehr werde ich mich jezt beeifern müssen, Euch zu dienen, nachdem ich

Eure Bekanntschaft gemacht habe. Mein fliegender Wagen soll uns nach der glücklichen Insel führen, wo Ihr beyde die günstigste Aufnahme erwarten dürft.

Linda bat sie so inständig, noch einen Tag bey ihr zu verziehen, daß sie endlich, ihrer Ungedult ungeachtet einwilligten. Sie machte ihnen die kostbarsten Geschenke, und die Prinzessin Vielgeliebt legte ihre Tigerhaut ab, und zog ein kostbares Kleid an, das ihrer Schönheit anständiger war. Den andern Morgen reisten sie ab. Trusio führte sie durch die Luft nach der glücklichen Insel, wo sie von dem Könige und der Königin mit einer unaussprechlichen Freude aufgenommen wurden. Prinzessin Vielgeliebt ward durch ihre Schönheit und Sittsamkeit das Wunder ihrer Zeit, und der Abgott ihrer Anverwandten; und niemand schien ihrer würdiger zu seyn als Prinz Vielgeliebt. Die Vermählung geschahe bald nach ihrer Ankunft und nach niger als einem Jahr beglückte Vielgeliebt ihren Gemahl mit einem Sohne, den man Traulieb nannte.

Inhalt

LB Cobur

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erster Band.

Ankündigung und Plan dieser Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum ersten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die schlafende Schöne. 5) Die gestiefelte Katze. 6) Fräulein Aschenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzessin Sinnreich. 10) Eselshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Constanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rousseau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Drit-

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy.

Einleitung.

I. Graziose und Percinet.	,	S. 3
II. Schönchen Goldhaar.	,	— 42
III. Der blaue Vogel.	, ,	— 67
IV. Prinz Kobold.	, ,	— 127
V. Prinzessin Frühlingsschön.	,	— 188
VI. Prinzessin Röschen.	,	— 219
VII. Der goldne Zweig.	, ,	— 246
VIII. Der Orangenbaum und die Biene.		— 297

28. 12. 78
Enth. 1 Titelkupf.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Blaue Bibliothek aller Nationen

Bd.: 3

(1790)

Coburg, Landesbibliothek -- C I 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918981-3